HANS F. K. GÜNTHER

# Bauernglaube

## Zeugnisse über Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern

2. Auflage

HANS PFEIFFER VERLAG

HANNOVER

Einbandentwurf von Günter Bieling


Das Buch wurde aus besonderem Anlaß in Pakistan gedruckt und handgeheftet
Den Einband besorgte die Verlagsbuchbinderei Willi Heese Hannover

## Vorwort zur 2. Auflage

Der Aufforderung eines Verlages nachkommend, der mein Buch „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ (1. Aufl. 1939, 2. Aufl. 1941) in dritter Auflage veröffentlichen will, las ich dieses Buch im März 1965 zum ersten Male seit 27 Jahren wieder durch, erkannte aber gleich zu meiner Bestürzung, daß diese erste und bisher einzige Soziologie des deutschen Bauerntums in der Zwischenzeit auch zur letzten geworden war, denn das in dem Buche beschriebene Bauerntum „als Lebens- und Gemeinschaftsform“ ist heute ein Restbestand geworden, vertreten durch ältere Jahrgänge in den abgelegenen Gebieten, die — um ein beliebtes Schlagwort der städtischen Presse zu gebrauchen — noch nicht „dem modernen Verkehr erschlossen sind“. Aus dieser Erkenntnis folgte, daß ich „Bauerntum“, da sich das Buch den Zeitraum zwischen 1880 und 1930 zur Darstellung gewählt hatte, in seinem Wortlaut so zu belassen hätte, wie er für die 1. und 2. Auflage gefaßt worden war, daß sich also keine Notwendigkeit oder auch nur eine Möglichkeit ergab, die Darstellung über das Jahr 1930 bis zur Gegenwart fortzusetzen. Das beschriebene Bauerntum „als Lebens- und Gemeinschaftsform“ war ja selbst nicht mehr fortgesetzt worden, und die sich mit der ländlichen Bevölkerung befassende Wissenschaft, früher nach nordamerikanischem Beispiel (Rural Sociology) als „Ländliche Soziologie“ bezeichnet, hatte sich nach 1945 selbst „Agrarsoziologie“ genannt, und als eine Wissenschaft begriffen, die sich mit einer „Agrargesellschaft“ zu befassen habe. So war vergessen worden, daß Ferdinand Tönnies (1855—1936) in seinem Buche „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1. Aufl. 1887, 5. Aufl. 1935) gelehrt hatte, eine ländliche „Gemeinschaft“ von einer städtischen „Gesellschaft“ zu unterscheiden und dazu schon vor mehr als 70 Jahren ausgesprochen hatte: „So ist Großstadt und gesellschaftlicher Zustand das Verderben und der Tod eines Volkes“. Diese Einsicht könnte man auch so fassen: Die Auflösung der bäuerlichen Lebens- und Gemeinschaftsformen wird jedesmal den Untergang des eigentlichen Volkstums einleiten.

Die gleichen mich erschreckenden Erkenntnisse ergaben sich mir, als ich aufgefordert worden war, das vorliegende Buch über Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern zur 2. Auflage vorzubereiten. Wieder mußte ich einsehen, daß ich bei der Ausarbeitung des Buches — dessen Betrachtungen in erheblich kürzerer Fassung einen in der 3. Auflage ausgelassenen Abschnitt der 1. und 2. Auflage von „Bauerntum“ ausgemacht hatten — mir damals unbewußt gerade den letzten Zeitabschnitt, den von 1880 bis 1930, erfaßt hatte, in welchem sich im deutschen Sprachgebiet noch bäuerlicher Glaube und bäuerliche Frömmigkeit gezeigt hatten. Seit 1930 und vor allem seit 1945 ist der städtische Geist und Ungeist, durch die verschiedenen — mit Recht so genannten — „Massenmedien“ und durch die in die Lebensverhältnisse des bäuerlichen Landes von den Städten her eindringenden — Obrigkeiten mit allen seinen Erscheinungen der Verstädterung und Entwurzelung, der Zersetzung alles eigentlichen Volkstums, so übermächtig geworden, daß echtes Bauerntum, echte ländliche Gemeinschaft, die Treue zu sich selbst und ihren Lebenswerten nur noch in aussichtsloser Abwehr sich bewähren kann.

So ist auch „Bauernglaube“ zu einem Denkmal für Halbvergangenes und Halbvergehendes geworden, zugleich zu einem Mahnmal für die wenigen verbliebenen glücklicheren Völker und Volkstümer, in denen noch ländlicher Geist vorherrscht und die ihr eigentliches Volkstum noch nicht der Zersetzung durch den „bodenlosen“ Geist der großen Städte preisgegeben haben.

Als ich die 1. Auflage von „Bauernglaube" schrieb, hatte ich schon wahrgenommen, daß der Nationalsozialismus nach 1933 schnell zu einer massentümlichen (ochlokratischen) „Bewegung" geworden war, die sich von den adelstümlichen (aristokratischen) Zielen der verschiedenen „völkischen" Gruppen, die als solche bewußt oder unbewußt den ländlichen Geist zu pflegen versucht hatten, gleich nach der „Machtergreifung" abgewandt hatte. Damit hatte aber der Nationalsozialismus sich dem „fortschrittlichen" Geiste der großen Städte verschrieben, hatte sich also vom Bauerntum abgewandt, daß seinem Wesen nach aus einem adelstümlichen (aristokratischen) Geiste lebt. Ich hatte mir, durch diese „Entwicklung" erschreckt, vom Reichsernährungsministerium die wenigen bauerntumsfreundlichen Worte geben lassen, die Adolf Hitler ausgesprochen hatte, Worte, denen aber nach der „Machtergreifung" keine gleichen Inhalts und gleicher Bedeutung gefolgt waren. Zwei dieser Worte, die mich lebhaft erstaunt hatten, hatte ich zu Beginn dieses Buches deshalb angeführt, weil ich sie den dem städtischen Geiste verfallenen Maßgebenden der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei mahnend vorhalten wollte.

Heute sehe ich ein, daß J. St. Mill, H. Spencer, G. Le Bon und F. Nietzsche recht behalten haben mit ihren Behauptungen, jeder übermächtig und alleinherrschend gewordene Sozialismus müsse zur Gewaltherrschaft eines Anführers über städtische Massen werden. Solche Gewaltherrschaften haben aber, wie auch die Geschichte der Hellenen und die der Römer zeigt, jeweils durch massentümlich-städtischen Geist das Bauerntum und den ländlichen Geist zersetzt, mit dem Bauerntum aber auch immer das Volkstum selbst. In der römischen Adelsrepublik und vor allem vor dem Siege über Karthago hatte es noch Bauerntum und damit Volk (populus) gegeben. In der römischen Kaiserzeit, heraufgeführt durch den dictator perpetuus Julius Caesar, den Führer städtischer Massenbevölkerungen, gab es nur noch Massen (vulgus) und über diesen die „Caesaren" als Gewaltherrscher, welche die „letzten Römer", Reste italischen Volkstums, zur Freude der städtischen Massen verfolgten.

Auch der nationale Sozialismus ist dem städtischen Massengeiste verfallen, den für jeden Sozialismus J. St. Mill, H. Spencer, G. Le Bon und F. Nietzsche schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorausgesagt hatten. Der Sturz und die Entlassung des Reichsbauernführers R. W. Darré im Jahre 1942 war auch ein Anzeichen dafür, daß im Nationalsozialismus der städtische, ja großstädtische Geist und Ungeist sich gänzlich gegen den ländlichen Geist und die Lebenswerte des Bauerntums durchgesetzt hatten. Heute wirken die S. 2 angeführten bauerntumsfreundlichen Worte Adolf Hitlers, ob man ihnen zustimmen oder sie verwerfen will, wie eine verlöschende Inschrift in gespenstischer Beleuchtung.

Trotz allem dem kann ich dieses Buch nicht als das Beispiel einer überholten „Bauerntumsromantik" ansehen, sondern möchte mir sagen dürfen, ich hätte mit diesem Buche einen auch in Zukunft beachtenswerten Beitrag zur Volkskunde wie auch zu einer richtig verstandenen ländlichen Seelsorge gegeben, ich hätte auch mit dieser Darstellung das Erdreich aufgedeckt, aus dem die Wurzel des deutschen Bauerntums den Stamm bäuerlichen Glaubens und bäuerlicher Frömmigkeit genährt haben.

Bad Heilbrunn, im Sommer 1965

Hans F. K. Günther

# Inhaltsverzeichnis

# I. Das Schrifttum über Glauben und Frömmigkeit des durchschnittlichen Bauernschlags

In seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes" hat Wilhelm Heinrich Riehl 1851 geschrieben: „Man läßt unsere jungen Beamten erstaunlich viel studieren. Daß sie auch die Bauern studieren möchten, daran denkt kein Mensch." Dieser Vorwurf gegen eine Bildung, die im wesentlichen vom Bauern absah, ist seit Riehl immer wieder ausgesprochen worden. In Deutschland hat sich erst seit 1933 eine Wendung vollzogen. Man hat begonnen, die Bedeutung des Bauerntums zu begreifen; man hat begonnen zu ermessen, in welchem Maße unser Geistesleben von städtischen, ja großstädtischen Wertungen durchsetzt ist und wie fast alles, was uns im Stadtleben der Gegenwart entgegentritt, Stadt, Großstadt, Weltstadt verkündet und anpreist, wie dem gegenüber das Land stumm verbleibt, ohne Fürsprache in der Öffentlichen Meinung, wie demgegenüber der Bauer fast nur als Nahrungslieferant für die Städte und das bäuerliche Land fast nur noch als Erholungsrummelplatz für Städter angesehen werden. Ein bauernfreundliches Schrifttum mit wertvollen Werken, dazu die mehr oder minder überzeugenden Werke von Erzählern, die Bauerntum darstellen, dürfen trotz ihrer Menge und Bedeutung nicht übersehen lassen, daß in Mittel- und Westeuropa der großstädtische Geist übermächtig ist und daß das Bauerntum und bäuerlicher Geist hier einen zwar stummen, doch verzweifelten Abwehrkampf zu bestehen haben — daß also eben diejenigen Volkstumskräfte im Abwehrkampf ringen, auf die Volkstum sich eigentlich allein begründen, aus denen Volkstum sich eigentlich allein erneuern kann.

Die Seele eines Volkes germanischer Prägung stirbt in eben dem Maße ab, wie das Bauerntum dieses Volkes abstirbt, und was hülfe es einem Staate, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er dabei Schaden nähme an seiner bäuerlichen Seele? Eine städtische Seele gibt es nicht. Städtischer Geist – und mag er noch so viele Aufsehen erregende Errungenschaften herstellen – wird sich zur ländlichen Seele immer verhalten wie Betrieb zu Schöpfung, wie fertiges Erzeugnis zu ursprünglichem Wachstum. Ich glaube, Betrieb haben wir seit dem 19. Jahrhundert übergenug gehabt, aufgenommen und selbst gemacht. Ursprüngliche Schöpfung hingegen, als etwas, das nicht aus Verfahren besteht, sondern Gesinnung erweckt, ist seit dem 19. Jahrhundert seltener geworden – etwa ebenso selten wie die Einwirkung bäuerlichen Geistes auf das Leben der abendländischen Völker.

In einer im Herrenhaus in Berlin am 5. April 1933 gehaltenen Rede hat Adolf Hitler ausgesprochen: „Daß ein Volk ohne Städter bestehen konnte, das wissen wir aus der Geschichte; daß es ohne Bauern bestehen kann, ist unmöglich." Den Schluß aus dieser Erkenntnis hatte Adolf Hitler[1]) schon gezogen mit den Worten: „Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein oder es wird untergehen. . . ."

Was W. H. Riehl über das Bauerntum überhaupt gesagt hat, daß es keinen Gegenstand unserer Bildung ausmache, das gilt ebenso und wohl noch mehr vom Glaubensleben dieses Bauerntums. Ein sächsischer Dorfpfarrer, Richard Bürkner[2]), hat um 1900 geschrieben: „Es ist eine der anregendsten, aber auch schwierigsten Aufgaben eines Landpfarrers, die Religion seiner Bauern zu studieren; nicht die Religion, wie sie sich in der Betätigung kirchlicher Sitte als Teilnahme bei Gottesdiensten und gottesdienstlichen Gebräuchen kundgibt, sondern die Religion als innerster Herzensglaube, als Triebkraft und Gesinnung." Ich werde zu zeigen haben, daß die meisten katholischen Darsteller deutschen Bauernglaubens bisher fast nur die „Religion, wie sie sich in der Betätigung kirchlicher Sitte als Teilnahme bei Gottesdiensten und gottesdienstlichen Gebräuchen kundgibt", beschrieben haben und

daß die „Religion" der deutschen Bauern als „Triebkraft und Gesinnung" auf katholischer Seite fast nur von Joseph Weigert gekennzeichnet worden ist. Anders auf protestantischer Seite: hier finden sich ziemlich viele und gute Zeugnisse über das, was deutsche Bauern eigentlich glauben, Zeugnisse, die oft mit einem bitteren Wahrheitsmut ausgesprochen worden sind; denn das, was der Bauer, wenigstens der Durchschnittsbauer, eigentlich glaubt, ist zu einem großen Teil etwas anderes, als was die Kirche als Glauben lehrt. Ein Pfarrer in der Erzählung „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" von Jeremias Gotthelf[3]) sagt zu einem Lehrer: „Wenn man übrigens den Glauben der [bäuerlichen] Menschen untersuchen würde, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, man würde da wunderliches Zeug finden." — Das ist eine Erfahrung, die Gotthelf selbst gemacht hat, also jener Albert Bitzius (1797—1854), der unter dem Namen Jeremias Gotthelf geschrieben hat und einer der besten Schilderer deutschen Bauerntums, enger gefaßt: schweizerischen Bauerntums geworden ist.

Im folgenden will auch ich versuchen, denjenigen Glauben der deutschen Bauern zu schildern, „der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat", oder — mit Bürkner zu sprechen — denjenigen Glauben deutscher Bauern, der wirklich „Triebkraft und Gesinnung" bedeutet. Ich möchte also versuchen, das zu kennzeichnen, was der Bauer eigentlich glaubt, was er wirklich glaubt, und möchte diesen Glauben nach Möglichkeit abheben von allem dem, was der Bauer entweder zu glauben wähnt oder was von ihm als „Glauben" oder, wie er sagen wird, als „Religion" ohne Widerspruch entgegengenommen wird — ohne Widerspruch, aber auch ohne innere Aneignung und Verarbeitung und vor allem ohne Auswirkung auf seine Gesinnung und sein alltägliches Handeln.

Der Bauer selbst, wenigstens der Durchschnittsbauer, macht sich hierüber keine Gedanken. Für ihn ist, wie ein ungenannter badischer Pfarrer es von protestantischen Bauern des Odenwalds im Jahre 1900 ausgedrückt hat, Religion gleich Kirche und Kirche gleich Christentum.[4]) Bauern, die darüber nachdenken, daß es noch andere Religionen gibt als die von der Kirche gelehrte und daß man sich fragen könne, ob das, was die Kirchen lehren, auch wirklich das Wesen des Christentums ausmache, Bauern ferner, die über-

legen, ob einerseits das, was sie glauben oder zu glauben wähnen, andererseits das, was die eigentliche Triebkraft ihres Handelns ausmacht, wirklich der Kirchenlehre oder den christlichen Geboten entspricht, — solche Bauern sind sehr selten und müssen als die Ausnahmen von der Regel angesehen werden. Der oberösterreichische Bauer und Freidenker Konrad Deubler (1814—1884) war eine solche Ausnahme.[5]) Deubler hat seine Ausnahmestellung im kirchlich beherrschten Österreich mit Gefängnisjahren büßen müssen. Eine solche Ausnahme war Christian Wagner (1835 bis 1918), der schwäbische Bauerndichter.[6]) Von solchen Bauern möchte ich aber in dieser Schilderung absehen.

Ich möchte versuchen, das Glaubensleben des „Durchschnittsbauern" zu erfassen, also das Glaubensleben der Mehrheit des Bauerntums, einer Mehrheit, die etwa zwei Drittel der bäuerlichen Bevölkerung ausmachen mag. Das Glaubensleben des übrigen Drittels möchte ich nur ab und zu in verdeutlichender Gegenüberstellung, im Vergleich mit dem Glaubensleben der „durchschnittlichen" Mehrheit erwähnen. Zu diesem übrigen Drittel werde ich einerseits die bewußt und betont christlichen Bauern rechnen müssen, die innerhalb des protestantischen Bekenntnisses sich zu den pietistischen Gemeinschaften halten werden, andererseits verschiedene Gruppen bewußt unkirchlicher Bauern und endlich eine recht kleine Gruppe zweifelnder oder ungläubiger Bauern. Es kommt mir also auf das Glaubensleben des üblichen und in großer Anzahl vertretenen Schlages der sogenannten Durchschnittsbauern an.

Eben diese meist als „kirchlich" bezeichneten Durchschnittsbauern stellen aber zugleich diejenige bäuerliche Gruppe dar, die sich am wenigsten Gedanken über ihr Glaubensleben macht und sich darüber am wenigsten äußert. So wird es auch immer schwierig sein, abzuschätzen, wie weit eben der Glauben und die Frömmigkeit der Durchschnittsbauern mit den Lehren und Geboten der Kirche übereinstimmen, wie weit sie einander widersprechen. Städter werden über solche Fragen eher mit anderen Menschen reden als Bauern, und Städter werden auch für diese Dinge eher einen sprachlichen Ausdruck finden als Bauern, da Bauern mit der anschaulichen Seite des Denkens und der Sprache besser vertraut sind als mit der

begrifflichen.[7]) Ferner wird der Bauer immer sein Innenleben eher verhüllen als enthüllen, und diese Scheu wird sich noch steigern, sobald ein Bauer sich über sein eigenes Glaubensleben aussprechen soll.

Da die Lehren der Kirche dem Bauern als ein Teil der herkömmlichen Lebensordnung erscheinen, wird der Bauer schon über Widersprüche zwischen dem, was er selbst denkt und fühlt, und dem, was die Kirche lehrt, nicht gerne nachdenken; nur sehr selten wird er über solche Widersprüche, auch wenn er über sie nachgedacht hat, sich gegenüber seiner Umgebung äußern. Die Bauern, die eine bewußte Frömmigkeit im kirchlichen Sinne oder im Sinne eines „Gemeinschafts"- oder Sektenchristentums pflegen, ebenso die Bauern, die über Glaubensfragen selbständig nachsinnen und sich darüber aussprechen, sind Ausnahmen, die hier noch nicht betrachtet werden sollen, wo es zunächst auf ein Erfassen der üblichen und durchschnittlichen Bauernfrömmigkeit ankommt. Die eigengeprägte Frömmigkeit von Minderheiten bäuerlicher Menschen, deren Glaubensleben bewußt-christlich ist und die mehr von einer Eigenfrömmigkeit bestimmt werden als von der bäuerlichen Gemeinschaftsfrömmigkeit, diese Eigenfrömmigkeit, die auf dem Lande viel seltener ist als in der Stadt, möchte ich im XI. Abschnitt in Gegenüberstellung zu der üblichen Bauernfrömmigkeit betrachten.

Jeder Darsteller des Glaubenslebens „durchschnittlicher" deutscher Bauern wird in Ermangelung von Selbstzeugnissen des durchschnittsbäuerlichen Glaubenslebens auf eigene und fremde Beobachtung des üblichen Verhaltens solcher Durchschnittsbauern angewiesen sein. Aus diesem Verhalten wird er auf verschiedene Triebkräfte schließen können, aus denen sich solches Verhalten erklärt, darunter auch die Triebkräfte eines bestimmten Glaubens. Auch aus Sitte und Sittlichkeit einer Menschengruppe lassen sich Schlüsse auf deren Glauben gewinnen. So wird auch der Beurteiler bäuerlichen Glaubens aus Sitte und Sittlichkeit Schlüsse ziehen dürfen — beim europäischen Bauern mit einiger Vorsicht, weil, wie ich zu zeigen haben werde, der Glaube der Bauern zum Teil aus anderen seelischen Wurzeln abzuleiten ist als die Sitte und Sittlichkeit. Aus dem tatsächlichen sittlichen Handeln

des Bauern läßt sich, wie zu zeigen sein wird, bei Beobachtung solcher Vorsicht auf einen Bauernglauben, auf Glaubenstriebkräfte und Glaubensvorstellungen schließen, die von der mit dem Munde bekannten Kirchenlehre in kennzeichnender Weise abzuweichen pflegen.

In solcher Weise sollen also bäuerlicher Glaube und bäuerliche Frömmigkeit erfaßt werden oder — wenn man es mit Fremdwörtern ausdrücken würde — bäuerliche Religion und bäuerliche Religiosität. Es soll erkundet werden, welche Vorstellungen das gläubige Gemüt des bäuerlichen Durchschnittsmenschen erfüllen und wie solcher Glaube sich im Verhalten des bäuerlichen Durchschnittsmenschen ausdrückt. Dabei soll aus der Geschichte des deutschen Bauerntums — entsprechend der zeitlichen Abgrenzung, die ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., S. 29) gewählt habe — der Zeitabschnitt von etwa 1880 bis etwa 1930 gewählt werden, der Zeitabschnitt also, der sich für uns Gegenwärtige übersehen läßt und der unmittelbar in unserer Gegenwart fortwirkt. Die Zeugnisse von Beurteilern des Bauernglaubens, die ich anführen werde, gehören zum größten Teil diesem Zeitraum von 50 Jahren an oder betrachten, wenn sie nach 1930 veröffentlicht worden sind, in der Hauptsache diesen Zeitraum.

Die folgenden Darstellungen, in der Reihenfolge der Erscheinungsjahre angeordnet, haben sich für diese Untersuchung am ergiebigsten erwiesen; andere Darstellungen werden aber im Verlauf der Untersuchung noch zu nennen sein, aus denen weitere wertvolle Einsichten zu gewinnen waren. In Klammern sind solche Arbeiten angegeben, die selbst schon ursprüngliche Zeugnisse über bäuerlichen Glauben und bäuerliche Frömmigkeit verwertet haben.

Georg Engelbach, Pfarrleben in einem Vogelsbergdorfe, 1881, neu herausgegeben als Bd. 6 der Hessischen Hausbücherei von K. Esselborn, 1927.

Hermann Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, zuerst ohne Verfassernamen, 1885, 3. Auflage 1895.

Paul Gerade, Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895.

Ein ungenannter badischer Pfarrer, Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. 59, 1, 1900, S. 465 ff., 520 ff.

Franz, Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschrift für die kirchliche Praxis, Bd. I, 1901, S. 233 ff.

Paul Drews, Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen, Evangelische Kirchenkunde, Erster Teil, 1902.
Derselbe, Religiöse Volkskunde, Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. I, 1902, S. 27ff.
Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben, 1903.
Otto Schulte, Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsbergs Dasein und Wirken Gottes?, Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. II, 1903, S. 1ff.
Martin Schian, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien, Evangelische Kirchenkunde, Zweiter Teil, 1903.
Otto Schulte, Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschrift für die kirchliche Praxis, Bd. IV, 1904, S. 135ff., 185ff.
A. L'Houet, Psychologie des Bauerntums, 1. Aufl. 1905, 3. Aufl. 1935.
E. Müller, Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theologische Zeitschrift, 22. Jg., 1905, S. 28ff.
A. Ludwig, Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangelische Kirchenkunde, Dritter Teil, 1907.
Karl Hesselbacher, Die Seelsorge auf dem Lande, 1908.
M. Unbekannt (Frau Witzig-Malo), Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908.
L. F. Werner (Werner Boette), Aus einer vergessenen Ecke, 1909.
Hermann Beck, Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangelische Kirchenkunde, Vierter Teil, 1909.
Paul Glaue, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangelische Kirchenkunde, Fünfter Teil, 1910.
Alfred Eckert, Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramts, 1910 (vorher erschienen unter dem Verfassernamen A. Pommer in der Monatsschrift für Pastoraltheologie, 2. Jg., 1906, S. 136ff., 205ff.).
Frau Witzig-Malo, Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangelische Freiheit, Bd. 13, 1913, S. 63ff., 90ff.
Joseph Weigert, Das Dorf entlang: Ein Buch vom deutschen Bauerntum, 1915.
Ernst Rolffs, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangelische Kirchenkunde, Sechster Teil, 1917.
Friedrich Niebergall, Praktische Theologie, zwei Bände, 1918.
Paul Wurster, Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangelische Kirchenkunde, Siebenter Teil, 1919.
Joseph Weigert, Religiöse Volkskunde, 1924.
Karl Themel, Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925.
E. Kern, Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, Bd. 59, 1926, Sp. 465ff., 493ff., 537ff.
Johann Friedrich Dietz, Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1927.
Gustav Hagemann, Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg, Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, Bd. II, 1931.
Carl Krieger, Kraichgauer Bauerntum, 1933.
(Max Rumpf, Religiöse Volkskunde, 1933.)

Johannes Kuthe, Bauerntum und Stadtkultur: Soziologische Ermittlungen an zwei Gemeinden in der Wilstermarsch, Dissertation Hamburg 1934.

Ernst Rolffs, Evangelische Volksfrömmigkeit, Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Pessler, Bd. I, 1934, S. 254ff.

Georg Koch, Die bäuerliche Seele, 1935.

Erich Schreiber, Der bäuerliche Lebens- und Sittenkreis im oberen und mittleren Feldatale, Dissertation Köln 1935.

(Hans F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 1939.)

(Herbert Grabert, Der Glaube des deutschen Bauerntums, Bd. I: Bauerntum und Christentum, 1939.)

Ernst Weeth, Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940.

Max Rumpf, Gottesglaube und Christusglaube im Spiegel deutscher Mundarten, Archiv für Religionswissenschaft, Bd. XXVII, Heft 2, 1942, S. 273ff.

Gegenüber diesen aufschlußreichen Arbeiten ist über den eigentlichen Glauben und die eigentliche Frömmigkeit der deutschen Bauern nur wenig zu gewinnen aus folgenden Arbeiten, die doch wegen ihrer mehr versprechenden oder Nachbargebiete berührenden Titel hier angeführt werden sollen:

Rudolf Kriss, Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten: Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums, 1931.

Derselbe, Die religiöse Volkskunde Altbayerns, dargestellt an den Wallfahrtsbräuchen, 1933.

Derselbe, Deutscher Volksglaube und deutsche Volksfrömmigkeit in Vergangenheit und Gegenwart, Volksspiegel, I. Jg., 1934, S. 28ff.

J. P. Steffes, Katholische Volksreligiosität, Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Pessler, Bd. I, 1934, S. 237ff.

Georg Koch, Volk und Religion, bei Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde, Bd. I, 1934, S. 579ff.

Friedrich Pfister, Der Volksglaube, im gleichen Werke, gleichen Band, S. 89ff.

Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr, 1934.

Werner Peuckert, Theologische Aufsätze zur religiösen Volkskunde, Studien zur religiösen Volkskunde, 1. Ergänzungsheft, 1937.

Anton Stonner, Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch, 1935.

Franz Xaver Buchner, Volk und Kult, 1936.

Peter Dörfler, Vom religiösen Brauchtum, Hochland, Bd. 34, 1, 1936/37, S. 198ff.

Jahrbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Georg Schreiber, Bd. I, 1936, Bd. II, 1937.

Georg Schreiber, Deutsche Bauernfrömmigkeit, 1937.

Albrecht Jobst, Evangelische Kirche und Volkstum, 1938 (mit wertvollen Schrifttumsangaben für eine Erörterung nach geschichtlichen Gesichtspunkten).

Gerade von der eben angegebenen Schrift Georg Schreibers, da sie, wie man nach ihrem Titel erwartet, nicht Gottesdienst und Sitte beschreiben will, sondern Frömmigkeit, frommes Verhalten der Menschen zu kennzeichnen versuchen sollte, würde man Aufschlüsse erhoffen. Man wird aber wieder enttäuscht.

Für die angeführten katholischen Darstellungen (Kriß, Steffes, Koren, Buchner, Dörfler, Schreiber) und für viele andere katholische Erörterungen des Volksglaubens gilt zwar einerseits, daß sie vieles bringen über Kirchen und deren Ausschmückung, über Wallfahrtsorte und Wallfahrtsgebräuche, über Kapellen und Kreuze, Bildstöcke und Gnadenbilder, über Hausinschriften, jahreszeitliche Feste, über Messen und Andachten, Opfergänge, Prozessionen, Marienverehrung und Heiligenverehrung, Passionsspiele und kirchliche Volkskunst, über Opfergaben und Weihgeschenke, Reste von ehemaligen Tieropfern und alter Quellenverehrung, über Reliquien und Kerzen, über Umritte und viele andere kirchliche und halbkirchliche Gebräuche, über Weihwasser, Viehsegen, Wettersegen und Wetterläuten, über allerhand Aberglauben — eine Fülle solcher Erscheinungen aus allen katholischen Landschaften —, muß aber leider andererseits gelten, daß alles dies eher den eigentlichen Bauernglauben und die eigentliche Frömmigkeit des deutschen Bauern verbirgt, als daß es hiervon irgend etwas enthüllt. Es wird nicht gefragt, welche von diesen Dingen das seelische Leben eines Bauern wirklich bestimmen oder auch nur beeinflussen, was hier aus Herkommen befolgt oder nachgeahmt wird, was hier wirklich innere Erfahrung eines gläubigen Menschen ist und ob und bis zu welchem Grade die Beachtung solcher Dinge und das Befolgen solcher Gebräuche nun wirklich das alltägliche Tun und Lassen der das Herkommen befolgenden, mehr oder weniger gläubigen Menschen zu bestimmen vermag, ob aller dieser „Glaube" sich auch im alltäglichen, sittlichen Verhalten bewähre, ob die Menschen auch so handeln, wie sie glauben oder zu glauben vermeinen. Diese Fragen werden von den üblichen katholischen Darstellungen nicht beantwortet. Wie wenig katholische Darstellungen gegenüber protestantischen geben, kann schon ein Vergleich von Steffes (katholisch) mit Rolffs (protestantisch) im Handbuch der Volkskunde[8]) zeigen, obschon Rolffs an anderer

Stelle tiefere Aufschlüsse gegeben hat. Das gleiche gilt auch für eine von protestantischer Seite kommende Darstellung, wie J. Leipoldt, Katholische Volksfrömmigkeit[9]); auch hier finden sich die aufschlußlosen oder aufschlußarmen Aufzählungen von kirchlichen und gottesdienstlichen Gebräuchen, Schilderungen von Gnadenbildern, von Weihgaben und Aberglauben, dabei meist Zeugnisse aus Ländern romanischer Sprache.

Der einzige katholische Darsteller, der durch seine Schilderungen den Glauben und die Frömmigkeit deutscher Bauern katholischen Bekenntnisses nicht durch Aufzählung äußerlicher Gebräuche verhüllt, sondern durch Zeugnisse innerlichen Glaubenslebens und eigentlichen bäuerlichen Denkens und Empfindens enthüllt, ist Joseph Weigert. Doch sind auch aus seiner Darstellung nicht so viele und so überzeugende Einblicke in bäuerliches Glaubensleben zu gewinnen wie aus mehreren der angegebenen Darstellungen von protestantischer Seite.

Dieser Unterschied in den Quellenberichten ist auch Herbert Grabert[10]) lebhaft aufgefallen. Er hat ausgeführt, die protestantische Theologie habe mit einem Mut, der der katholischen durchaus fremd sei, die wesentlichen Fragen bäuerlichen Glaubenslebens erörtert. Die Not im ländlichen Pfarramt habe das bewirkt, die quälende Einsicht, wie wenig bisher seelsorgerliche Bemühung beim deutschen Bauern ausgerichtet habe. „Von solcher Not", sagt Grabert, „erfahren wir durch katholische Geistliche so gut wie nichts." Im katholischen Bereich habe mindestens der Öffentlichkeit gegenüber immer die kirchliche Lehre, das Dogma, über die Tatsachen geherrscht; die wirkliche Lage sei meistens, ja so gut wie immer, verschwiegen worden.

## II. Die Erfassung bäuerlichen Glaubens und bäuerlicher Frömmigkeit

Nach den angegebenen und noch anzugebenden Zeugnissen und nach eigenen Beobachtungen möchte ich Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern, insbesondere der Durchschnittsbauern, zu schildern versuchen. Ich möchte dabei die eigenen Beobachtungen nicht im einzelnen anführen, sondern in der Hauptsache die Zeugnisse von Dorfgeistlichen, die jahrelang mit den Bauern zusammengelebt haben und denen gegenüber einzelne Bauern sich über ihren Glauben geäußert haben. Ich spreche von „einzelnen" Bauern, denn die Mehrzahl der Bauern, also gerade auch die Durchschnittsbauern, sind — das habe ich schon erwähnt und muß es hier weiter ausführen — nicht geneigt und nicht gewohnt, über ihren Glauben oder über Fragen des kirchlichen Lebens mit anderen Menschen zu reden. Über die Scheu, Zurückhaltung und Verschlossenheit des Bauern habe ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (1941, S. 86, 338f, 444) geschrieben und verweise darauf. Gefühle des Gemeinschaftslebens werden vom Bauern schon mehr verhüllt, als die Städter Gefühle ihres Gesellschafts- oder ihres Massenlebens zu äußern oder zu verhüllen pflegen. Gefühle der Einzelseele sind den Bauern im allgemeinen fast unaussprechbar. Gefühle der gläubigen Einzelseele werden fast immer verschlossen. Eine Ausnahme machen manche pietistischen Bauern; aber deren Gewohnheit, fromme Worte oder Redensarten im Munde zu führen, ist den Durchschnittsbauern besonders widerwärtig. Schon das Wort „fromm" hat für den üblichen Bauernschlag einen unangenehmen Beigeschmack — „e G'schmäckle", wie ein Schwabe einmal zu mir sagte — und bedeutet in der bäuerlichen Sprache eigentlich so viel wie „frömmelnd"[1]) oder „heuchlerisch".[2]) Ein rechter Bauer will

nicht in den Geruch der „Frömmigkeit" kommen und verschließt daher sein Glaubensleben, zumal das Eigenste an seinem Glaubensleben, vor Auge und Ohr anderer Menschen, auch vor Ohr und Auge des Ortsgeistlichen.

Hermann Gebhardt[3]) spricht von „einer gewissen Schamhaftigkeit [der thüringischen Bauern], welcher alles ungewöhnlichere Offenbaren religiösen Sinnes als Selbstentblößung ... erscheint". Aus diesem Verhalten erkläre sich auch der Widerwille gegen die „Frommen" im Dorfe. Karl Hesselbacher[4]) hat die gleichen Züge bei badischen Bauern gefunden: die Landleute, besonders die Männer, redeten ungern über göttliche und geistliche Dinge und zwar aus Scheu, ihr Inneres zu entblößen und auch aus Furcht, als Frömmler zu erscheinen. An anderer Stelle[5]) hat Hesselbacher die Zurückhaltung und Scheu der Bauern allgemein, also nicht nur im Hinblick auf das Glaubensleben gekennzeichnet: der Bauer verberge das Eigene scheu und lange; das Gefühl seelischer Entblößung sei dem bäuerlichen Gemüt unerträglich. Richard Bürkner[6]), der als Pfarrer sächsische Bauern protestantischen Bekenntnisses kennengelernt hat, hat geschrieben: „Nichts hütet der Bauer vorsichtiger und eifersüchtiger in seines Herzens Schrein als sein tiefstes persönliches Meinen". Bürkner spricht von einer keuschen Scheu der Bauern, „das Geheimnisvolle, Innerlichste seiner Herzensgedanken preiszugeben" und fügt hinzu, daß diejenigen Bauern, die dem Pfarrer gegenüber fromme Redensarten führen, wohl die mindest gläubigen und mindest innerlichen Menschen seien. Aus dem protestantischen Bauerntum Hessens hat Otto Schulte[7]) mitgeteilt, über Dinge des Glaubens werde kaum gesprochen: „Es liegt etwas Keusches, Zartes über der Frömmigkeit unserer Bauern." — Joseph Weigert[8]) erwähnt die Scheu bayrischer Bauern katholischen Bekenntnisses vor Aussprachen mit dem Ortsgeistlichen, eine Scheu, die bei der weiblichen Jugend geringer sei. Ein kurhessischer Pfarrer protestantischen Bekenntnisses[9]) teilt mit, im östlichen Hessen bewahrten die Bauern „Freundlichkeit und Höflichkeit gegenüber dem Pfarrer; aber das eigentliche Wesen der Menschen bleibt verschlossen"; in Fulda und Schwalm seien die Bauern offener, mehr zur Aussprache geneigt. Die bayrischen Bauern protestantischen Bekenntnisses zeigen nach Hermann Beck[10]) dem Pfarrer gegenüber nicht gerade Vertrauen, doch Achtung. Über die Absonderung des Pfarrers vom Leben, Denken und Glauben des Bauern im schwäbischen Ries (bei Nördlingen) hat ein Pfarrer[11]) geäußert: „Der Pfarrer lebt im Kloster, und das Dorf geht seinen Gang"; der Pfarrer werde „zu streng amtlichen Obliegenheiten" gebraucht, zu anderen nicht, am wenigsten

also zu Aussprachen über den Glauben. Ernst Weeth[12]) hat diese Verschlossenheit am Beispiele fränkischer Bauern des Aischtals so gekennzeichnet: „Über Glaubensdinge zu reden oder gar in pietistisch-sektiererischem Sinne „Beichte" abzulegen, das gilt unseren Bauern geradezu als verächtlich, unmännlich, weibisch."

Die Geistlichen beider Bekenntnisse werden vom Durchschnittsbauern viel eher über Fragen des Staatslebens, der Behörden, des Marktes, der Futtermittel oder Düngemittel oder der landwirtschaftlichen Maschinen befragt als über Fragen des Glaubens oder der Kirche. Somit ist es auch für Ortsgeistliche, die jahrelang in nächster Nähe bäuerlichen Lebens gewohnt haben, nicht eben leicht, Einblicke in das Glaubensleben der Bauern zu gewinnen. Auch auf dem Krankenlager und auf dem Totenbett pflegt, wie ich zeigen will, der Bauer vom üblichen Schlage noch seine Gefühle zu verschließen. Wenn dennoch nach und nach ein Bild bäuerlichen Glaubenslebens gewonnen worden ist, dazu ein Bild, das auch durch seine einheitliche Übereinstimmung trotz vielen einzelnen Schilderungen aus vielen deutschen Gauen überzeugen kann, so ist dieses Bild besonders der Menschenkenntnis kundiger Beobachter zu danken, die es verstanden haben, auch aus der Zurückhaltung, Scheu und Verschlossenheit der bäuerlichen Seele noch auf deren Eigenheiten zu schließen und diese Eigenheiten so zu kennzeichnen, daß das Verhalten der Bauern gegenüber Glaubensgütern sowohl in alltäglichen Zügen wie in besonderen Regungen begreiflich wird.

Ernst Weeth[13]) hat gemeint, die Erfassung von Glauben und Frömmigkeit protestantischer Bauern sei deshalb schwieriger als die Erfassung von Glauben und Frömmigkeit katholischer Bauern, weil die „Vergegenständlichung" fehle, die in katholischen Gemeinden durch fromme Gebräuche und Sinnbilder gegeben sei. Ich halte diese Auffassung für unhaltbar. Eben die katholischen Sinnbilder, gottesdienstlichen Gebräuche, Inschriften, Kreuze, Kerzen, Legenden, Wallfahrten, Opfergänge, Weihegaben usw. werden die eigentliche Bauernfrömmigkeit mehr verhüllen als enthüllen — wie ich das schon zu zeigen versucht habe. Vielleicht ist nicht nur eine gewisse Verlegenheit katholischer Geistlicher, nämlich die Scheu, einzuräumen, wie wenig „christlich" im kirchlich

vorgeschriebenen Sinne die Bauern sind, daran Schuld, daß von katholischer Seite offenherzige Darstellungen bäuerlichen Glaubens und bäuerlicher Frömmigkeit fehlen oder nahezu fehlen, sondern schuld daran mag eben auch die von E. Weeth bezeichnete „Vergegenständlichung" durch Sinnbilder und Gebräuche sein, die das bäuerliche Seelenleben viel mehr als im Protestantismus in bestimmte Bahnen und die Ausdrücke bäuerlicher Frömmigkeit viel mehr in feste Formeln lenkt und zwingt, so daß darin das eigentliche bäuerliche Wesen wie hinter einer Kruste verborgen bleiben kann.

## III. Zweifel, Unglauben und Glaubensfeindschaft auf dem Lande

Ungläubige Menschen, d. h. solche, die nach einer volkstümlichen Redensart „an kein' Gott und kein' Teufel glauben", Menschen, die „rein gar nichts glauben", sind auf dem Lande sehr selten.

Schon F. E. A. Heydenreich[1]) hat vermerkt, die Bauern seien oft abergläubisch, ungläubig hingegen nur sehr selten. Hermann Gebhardt[2]) teilt nach thüringischen Verhältnissen mit, „unreligiöse Bauern" oder „Gottesleugner" seien selten; die wenigen, die vorkämen, verheimlichten ihren Unglauben nicht nur vor dem Pfarrer, sondern auch vor der Gemeinde, ja vor ihren Angehörigen. Franz[3]) berichtet aus dem Bauerntum des Hunsrücks: „Bewußter Atheismus gehört zu den Ausnahmen." Aus dem anhaltischen Bauerntum teilt Frau Witzig-Malo[4]), die Frau eines Dorfpfarrers, mit, entschiedene Gottesleugner seien selten. Nach Friedrich Niebergall[5]) gehören sowohl „pietistische", also bewußt fromme oder auch frömmelnde Bauern wie auch „aufgeklärte" und „atheistische" Bauern zu den Ausnahmen. Auch ein ungenannter kurhessischer Pfarrer[6]) teilt mit, ungläubige Bauern, die aussprechen, es sei „alles Natur" und mit dem Tode sei alles aus, treffe man nur vereinzelt und selten.

Unverhohlene Feindschaft gegen Glauben und Kirche ist auf dem Lande selten. Aus Sachsen hat das Paul Drews[7]) bestätigt: ausgesprochene Kirchen- oder Christentumsfeindschaft sei unter Bauern sehr selten. Kurt Steiger[8]) hat allgemein für das Bauerntum festgestellt: „Offene Religionsfeindschaft, wie sie sich bei Arbeitern findet, gibt es beim Bauern nicht." Ein Bauer, der den Glauben ablehnt oder haßt, an dem seine Nachbarn und Dorfgenossen festhalten, wird schon deshalb seine Empfindungen verbergen oder sie mindestens nicht aussprechen, weil er sich gegen das Herkommen und den Gemeingeist des Dorfes nicht vergehen

will. Aus der Zeit um 1900 hat ein badischer Pfarrer[9]) nach Verhältnissen eines Dorfes im Odenwald berichtet, glaubenslose Bauern fänden sich ~~als seltene~~ Ausnahmen; die anderen Bauern nannten solche Glaubenslosen „Freisinnige“ und wollten von ihnen nichts wissen, weil die bauerntumsfeindlichen „Sozzen“ Freisinnige seien. Etwas weniger selten als Ungläubige und Glaubenshasser mögen auf dem Lande die Zweifler und Spötter sein. Wenigstens hat A. Ludwig[10]) aus Baden mitgeteilt: „Atheisten sind unter den Bauern selten, häufiger ber sind Skeptiker und Spötter zu finden.“ Die Zweifelnden verbergen eher ihre Zweifel vor ihren Dorfgenossen oder wenigstens vor dem Pfarrer, als daß sie sich darüber äußern. A. Ludwig hat an gleicher Stelle vermerkt: „Dem Pfarrer gegenüber äußert man seine Zweifel nicht.“ Man äußert seine Zweifel nicht, und man verbirgt seinen Unglauben eher, als daß man ihn mit Worten ausdrückt, weil doch über jeden einzelnen Bauern, also auch über die als Zweifler, Spötter oder Ungläubige vereinzelten Bauern, die allgemein bäuerliche Überzeugung Macht hat, daß der Mensch glauben solle, daß er vor allem das glauben solle, was Eltern und Großeltern geglaubt haben und was die Dorfgemeinschaft glaubt. Weil bäuerliche Zweifler und Ungläubige doch immer noch mit einer solchen herkömmlichen Überzeugung zu ringen haben, fühlen sie sich in Unglauben und Zweifel nicht recht wohl. E. Kern[11]) berichtet aus einem Gebirgsdorfe der Fränkischen Schweiz: „Es gilt als Schande, wenn von einem gilt: der glaubt nichts und geht nicht in die Kirche“. Der Glaubenslose und der Zweifler wird gegenüber einem solchen Gemeinschaftsurteil oft in seinem Gewissen und Selbstgefühl beunruhigt werden, zumal das Urteil „er glaubt nichts“ auf dem Lande oft so viel bedeutet wie „er taugt nichts“. Von einem, der „nichts glaubt“ und dessen Unglauben bekannt geworden ist oder den dieser selbst ausgesprochen hat, erwartet der Durchschnittsbauer auch schlechte Handlungen und eine verwerfliche Lebensführung, oder aber Bauerngemeinden schließen aus einer ihnen verwerflich erscheinenden Lebensführung auf Unglauben. Dies geschieht auch dann, wenn es um den Glauben oder die Kirchlichkeit der Gemeinde selbst nicht eben gut steht. So hat A. Ludwig[12]) über eine unkirchliche Gemeinde des badischen Oberlandes berichtet, über im ganzen

rechtschaffene Bauern, bei denen „ein leichtsinniger, unsittlicher Mensch" trotz der Unkirchlichkeit der Gemeinde als einer angesehen wird, „der nichts glaubt".

Im allgemeinen und mit sehr seltenen Ausnahmen[13]) mißtraut also die Landgemeinde einem Bauern, der als ungläubig erkannt oder verdächtigt worden ist. Otto Schulte[14]) bestätigt diesen Zug für das Gebiet des Vogelsbergs: einem Gottesleugner, der nie in die Kirche geht, traue man schlechte Handlungen zu, auch wenn man gar nichts Nachteiliges über ihn weiß; man vermeide nächtliche Begegnungen mit ihm. Dieses Mißtrauen erklärt sich daraus, daß ein Ungläubiger wenigstens in Glaubensfragen für ländliches Empfinden außerhalb der Gemeinschaft lebt, und mag sich ferner auch daraus erklären, daß auch auf dem Lande — jedoch mehr in der Stadt — von denjenigen Menschen, die sich vom hergebrachten Glauben ihrer Umgebung abwenden, meistens nur eine Minderheit geistig und sittlich über dem Durchschnitt der Anhänger des landesüblichen Glaubens steht, während eine Mehrheit eher unter diesem Durchschnitt steht, da für diese Mehrheit die Abwendung vom landesüblichen Glauben überwiegend ein bloßes Abwerfen früherer Bindungen bedeutet. Das ländliche Mißtrauen gegenüber Ungläubigen mag also auf Erfahrungen begründet sein. Es mag sein, daß Unglauben auf dem Lande ebenso oft wie in der Stadt bei dem Ungläubigen Haltlosigkeit anzeigt oder bewirkt und fördert. Georg Engelbach[15]) deutet auf solche Möglichkeiten hin: „Hat der Bauer einmal seine Religion verloren, dann sinkt er aus begreiflichen Gründen stets tiefer als ein Freigeist im Lager der sogenannten Kultur. Hat er doch für den eingebüßten Glauben keinerlei, wenn auch noch so notdürftigen Ersatz in allgemeiner Geistesbildung, in den Einwirkungen der Literatur, Poesie und Ästhetik." Zu bedenken ist eben immer wieder, daß bäuerlicher Glauben und bäuerliche Frömmigkeit weniger dem Seelenleben des Einzelnen angehören als dem der Gemeinschaft, daß also Unglauben auf dem Lande nicht etwa nur die überzeugte Haltung eines geistig selbständigen Menschen andeuten wird, wie etwa in dem Ausnahmefalle des freidenkerischen Bauern Konrad Deubler[16]), sondern auch die gemeinschaftswidrige Gesinnung eines Menschen anzeigen kann, der möglichst ohne Bindungen leben möchte. Auch die

Fragen des Glaubens und der Frömmigkeit werden ja, wie ich zeigen möchte, auf dem Lande viel mehr von der Gemeinschaft als vom einzelnen aus entschieden, und daher bedeutet ein Abseitsstehen in solchen Fragen auf dem Lande etwas anderes als in der Stadt. Die katholischen Bauern der Steiermark beargwöhnen, wie Rosa Fischer[17]) zeigt, schon unkirchliche Menschen und würden also ungläubige desto mehr als Abwegige verurteilen. Die allgemeine Überzeugung dieser Bauern ist nach Rosa Fischer: „Was Vater und Mutter gelehrt, der Katechet mit weihevollen Worten erklärt und was Angehörige und Geistlichkeit weiter glauben und lehren — es muß wohl das Richtige und die Wahrheit sein."

Glaubensfeindschaft, die sich mit unverhohlener Gehässigkeit äußert, wird auf dem Lande immer auf einen widerwärtig veranlagten Menschen schließen lassen; es gilt wohl allgemein, was ein badischer Dorfpfarrer[18]) aus dem Odenwald berichtet hat: „Nur der entartete Bauer sagt sich von der sei es auch nur väterlich überlieferten Scheu vor dem Göttlichen los."

Glaubenslosigkeit wird den ungläubigen Bauern selbst beunruhigen. Carl Krieger[19]) erwähnt, daß die Bauern des badischen Kraichgaus schon durch die Geschichte ihrer Familie und ihres Dorfes, dann aber auch durch die Vertrautheit mit dem Leben der Natur, durch das Bangen und die Freude gegenüber Naturvorgängen, zu einer gläubigen Haltung bewegt werden. Die Umwelt des Bauern — das werde ich noch zu zeigen haben — verlangt gleichsam zu ihrer Sinnerfüllung ein gläubiges Gemüt. Glaubensloses Bauerntum wird nie echtes Bauerntum sein können, und der einzelne ungläubige Bauer fühlt sich, wie auch Krieger[20]) ausführt, durch seinen Unglauben beunruhigt. Darum hören nach Krieger die badischen Bauern des Kraichgaues gerne auf die Gründe gegen Zweifelsvorstellungen, die ihnen ihr Geistlicher anführt. Was Menhofers Franzef[21]) von seinem Vater erzählt, einem katholischen Bauern aus dem württembergisch-bayerischen Voralpengebiete — „Der Glaube an einen persönlichen Gott und an ein vergeltendes Jenseits war ihm so selbstverständlich, daß er nicht begreifen konnte, wie es Leute geben könne, die daran zu zweifeln wagen" — gilt mehr oder weniger für das Bauerntum aller deutschen Landschaften und beider christlichen Bekennt-

nisse. „Die Bauern mogen lärmen und fluchen, hehlingen [im Verborgenen] sind sie alle fromm", sagt August Lämmle[22]) von den schwäbischen Bauern.

Eine glaubenslose, ehrfurchtslose, unfromme Haltung widerspricht dem Wesen des Bauerntums selbst. Ein Bauer ohne Gottglauben findet sich im bäuerlichen Leben nicht zurecht. Nach kleinbäuerlichen Verhältnissen des oberen Erzgebirges hat Johannes Naumann[23]) geurteilt: „Ein Bauer, der nichts von Gott wissen will, ist ein in sich gespaltenes Wesen." So empfindet es auch der glaubenslose Kirchendiener eines abgeschieden liegenden Bergdorfes, von dem Peter Rosegger[24]) erzählt hat, ein „musterhafter", aber für seinen Pfarrer rätselhafter Mensch: er begreift sich selbst als eine Ausnahme, die im ländlichen Leben immer möglichst selten sein sollte; die Menschen müßten, wie er selbst sagt, einen Glauben haben, sonst seien sie nicht zu bändigen. Der Durchschnittsbauer spricht oft aus: „Religion muß sein" und denkt dabei wie jener Kirchendiener vor allem daran, daß „Religion" die Menschen in Zucht zu halten habe. Dieser Auffassung entspricht es, daß auch unkirchliche Bauerngemeinden von einem unordentlich lebenden Menschen zu sagen pflegen: „Der hat keinen Glauben" oder „Der glaubt an gar nichts."

Weil Herkommen und Gemeingeist eines Dorfes „Religion" als Erfordernis eines rechten bäuerlichen Lebens ansehen und weil diese Überzeugung der ganzen Umgebung sich auch den Zweifelnden oder Ungläubigen rechtschaffenen Wesens noch auferlegt, stören die wenigen Zweifelnden oder Ungläubigen die seelische Ruhe des einzelnen Bauern und die Eintracht eines Dorfes nicht. E. Kern[25]) hat aus einem Gebirgsdorf der Fränkischen Schweiz mitgeteilt: „Wenn es unter den Bauern auch Zweifler und versteckte Freidenker gibt, so spielen sie im öffentlichen Leben keine Rolle" — E. N. Bennett[26]) hat einen alten englischen Bauern geschildert, den er als glaubenslos *(agnostic)* bezeichnet hat; dieser Alte habe oft unter Tränen vor sich hin gesprochen: „Ich möchte wissen, was dies alles für einen Sinn hat" *(I wonder what it all means)*. So mag auch das Grübeln manches glaubenslosen oder glaubenslos erscheinenden deutschen Bauern ausfallen. Solche Menschen neigen aber nicht dazu, ihre Nachbarn mit ihren Fragen, ihren Zweifeln,

ihrem Grübeln zu behelligen. Der bäuerliche Glaubenslose wird in der Regel den Glauben seiner Mitmenschen nicht antasten. Schon der allgemein bäuerliche Sinn für den Abstand innerhalb der Gemeinschaft, der bäuerliche Sinn für die Duldung verschiedener Überzeugungen nebeneinander — „Es können nicht alle einer Meinung sein" — Züge, wie ich sie in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform"[27]) zu kennzeichnen versucht habe, bewahren den echten Bauern vor einem unaufgeforderten Betreten des seelischen Eigenbezirks eines anderen Menschen.

Dem Durchschnittsbauern ist eine zweifelnde Haltung überhaupt fremd. Das bäuerliche Volk neigt zu einer Auffassung aller Dinge im Sinne einer Schwarz-Weiß-Zeichnung. Von den Dingen mindestens, die Bedeutung für das tägliche Leben in Haus und Hof, im Stall und auf dem Acker haben, soll nichts ungewiß bleiben; nichts soll in der Schwebe bleiben, sondern alles soll sich entweder als brauchbar und förderlich oder als unbrauchbar und schädlich erweisen. Da die Lehren der Kirche für das allgemein-bäuerliche Empfinden — das jedoch in diesem Falle unausgeprochen, ja sogar unbewußt bleibt — eine solche Bedeutung für das tägliche Leben nicht besitzen, wird dem Durchschnittsbauern eine Erörterung dieser Lehren als unnötig, wenn nicht als Kraft- und Zeitverschwendung erscheinen. Noch mehr wird ihm aber der Zweifel, der vieles in der Schwebe läßt und sich nicht entscheiden kann, als ein nutzloses Hirngespinst erscheinen. Er wird sich viel lieber für den Glauben entscheiden, für die Hinnahme dessen, was die Vorfahren hingenommen haben. Zweifeln ist bäuerlichem Wesen und Wirken abträglich, glauben hingegen zuträglich. Wenn indessen ein Bauer schon zu zweifeln begonnen hat, so wird er sich in selteneren Fällen dabei aufhalten, einen Teil dessen zu bezweifeln, was ihn die Kirche lehrt, häufiger wird er dann alles, was ihm gelehrt worden ist, als unwahr, als „verlogen" verwerfen. Mancher Bauer glaubt gerne ganz und alles, was die Kirche lehrt, oder „was in der Bibel steht", oder aber er glaubt davon überhaupt nichts. Ich werde zeigen müssen, daß „liberale" Auslegungen der Bibel und Kirchenlehre nicht nach dem Geschmack des Bauern sind; sie lassen zu vieles in der Schwebe, es bleibt dabei zu vieles ungewiß. Hermann Gebhardt[28]) hat diese Neigung zu einem Entweder-

Oder gegenüber den Lehren des Christentums bei thüringischen Bauern beobachtet: entweder ist alles wahr, was in der Bibel steht, oder es ist in einem Falle nicht so geschehen, dann ist alles Lüge. Wenn nicht Jesus wirklich „empfangen ist vom Heiligen Geiste", so ist er ein „Jungfernkind", und man glaubt nicht mehr an ihn Auslegungen dieses „Empfangens" im Sinne eines „Von-Gott-ausgestattet-Seins" gibt es nach Gebhardt für den thüringischen Bauern nicht; auch die Auferstehung müsse für den Bauern wörtlich wahr sein, sonst werde für ihn die ganze Bibel zur Lüge. Den gleichen Zug hat ein badischer Dorfpfarrer[29]) aus dem Odenwald bezeugt: wenn einmal ein Bauer eine Erzählung der Bibel als unwahr ansieht, dann finde er schnell, es sei überhaupt keine wahr.

Wo also ein Bauer einmal in zweifelnde Grübeleien verfällt — die Mehrzahl neigt durchaus nicht dazu —, da kann es bei der bäuerlichen Neigung zum Entweder-Oder leicht geschehen, daß ein Stück des früheren Glaubens nach dem anderen fällt und schließlich von dem, was die Kirche lehrt, nichts mehr standhält. Auch solche unchristlichen oder ungläubigen Bauern werden aber den Glaubensfrieden ihres Dorfes nicht stören.

Die Grübeleien des Durchschnittsbauern — Schulze[30]) führt davon die über die Weltschöpfung, über Himmel und Hölle, über das Weltende, über Engel und Vorstellungen der Offenbarung Johannis an — werden nur selten zu Zweifeln werden, die den Glaubensbestand gefährden. Viele von den eigentlichen Zweifeln, für die ein ungenannter badischer Pfarrer aus dem Bauerntum des Odenwaldes[31]) und Fritz Siems[32]) aus dem holsteinischen Bauerntum Beispiele geben, werden aber für Geistliche, denen bäuerliches Wesen vertraut ist, ziemlich leicht zu beheben sein. Zumal wenn der Bauer sich überzeugen kann, daß ein von ihm geschätzter Pfarrer diese oder jene Lehre oder diesen oder jenen Bericht der Bibel wirklich glaubt, wird er seine Zweifel unterdrücken und schließlich vergessen. Dazu wird beitragen, daß das Bauerntum überhaupt — wie ich nachzuweisen haben werde — zur Gläubigkeit neigt, mindestens aber zum festen Beharren bei herkömmlichen Anschauungen. Der französische Landpfarrer Joseph Roux[33]) hat ausgesprochen, in Frankreich sei mit dem 19. Jahrhundert eine neue Erscheinung hervorgetreten: der glaubenslose

Bauer *(le paysan impie)*, und Hippolyte Taine[34]) hat Roux zugestimmt. In Deutschland wird man von unkirchlichen Bauerngemeinden und Bauern sprechen können, auch von vereinzelten bewußt unchristlichen Bauern, von noch mehr vereinzelten glaubenslosen Bauern; von einer Verbreitung der Ungläubigkeit, wie sie Roux und Taine im bäuerlichen Frankreich beobachtet haben, wird kein Beurteiler des deutschen Bauerntums berichten können.

Ist im Bauerntum Glaubenslosigkeit sehr selten, sind Zweifel selten oder scheuen sich doch die meisten Bauern, zweifelnden Gedanken nachzugeben, so ist doch nach den vorliegenden Zeugnissen ein Zweifel häufiger, ein Zweifel, der auch gegenüber dem Pfarrer öfters ausgesprochen wird: es ist der Zweifel an der Auferstehung der Toten, an der „Auferstehung des Fleisches" und an einem Leben nach dem Tode. Ich will diesen Zweifel, der im Bauerntum über den Kreis der Ungläubigen und der eigentlichen Zweifler hinaus verbreitet ist, später für sich behandeln. Der Zweifel an einer Auferstehung der Toten findet sich auch bei solchen Bauern, die an eine Auferstehung des am Kreuz verstorbenen Gottessohnes glauben. Was außerhalb des alltäglichen Bereiches, außerhalb der üblichen Vorkommnisse des Menschenlebens liegt, so also eine Gestalt wie Jesus und dessen Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt und dereinstige Wiederkunft, wird vom Bauern viel leichter geglaubt als eine Lehre wie die von der Auferstehung der gewöhnlichen Menschen seiner Umgebung, der Auferstehung seiner Verwandten und des eigenen Fortlebens nach dem Tode. In allen Dingen außerhalb seines Alltags kennzeichnet den Bauern eine gewisse Gläubigkeit, ja Leichtgläubigkeit, die ich noch eingehender zu schildern haben werde. Während der Städter, mindestens aber viele Städter und besonders städtische Menschenmassen im unübersichtlichen Lebensbereich großer Städte ebenso zum Anzweifeln oder Bespötteln aller Dinge außerhalb des Alltags, hingegen – wie vor allem die Öffentliche Meinung im Bereich der Städte zeigen kann – in den Fragen des Alltags zur Leichtgläubigkeit neigen, verhält sich der Bauer in seinem übersichtlichen Lebensbereich gerade umgekehrt: im Alltage zögernd, vorsichtig, mißtrauisch, gegenüber Vorstellungen und Erscheinungen außerhalb des Alltags ziemlich leichtgläubig. Gegenüber

kirchlichen Lehren und besonders solchen kirchlichen Lehren, die sich auf den bäuerlichen Alltag nicht oder nur wenig auswirken, verhält sich der Bauer um so gläubiger und um so lieber gläubig, als die Haltung des Erstaunenden und Erschauernden seinem ganzen Wesen angemessener ist als dem Städter, der als Einzelmensch sich um so städtischer erscheint, je weniger er „sich etwas vormachen läßt", je spöttischer er urteilen kann — der dann allerdings als Massenmensch in einer Menschenmasse so leichtgläubig werden kann wie nie ein Bauer in seiner Dorfgemeinschaft.

Bei dieser vorläufigen Erörterung der bäuerlichen Gläubigkeit, vor der sich vereinzelter bäuerlicher Unglaube als Ausnahme abhebt, ist, damit diese Gläubigkeit schon jetzt in ihrer Eigenart deutlicher erkannt werde, aber noch an eine Beobachtung Gotthelfs zu erinnern. In seinem Bauernspiegel (1836) hat Jeremias Gotthelf[35]) dargelegt, auf dem Lande gelte nicht nur derjenige als ungläubig, der eine kirchliche Lehre leugnet, sondern auch derjenige, der nicht an eine landläufige Hexengeschichte glaubt. Auch derjenige, der landläufigen Aberglauben, landläufige Erzählungen von Geistern, Engeln, Teufeln, von wundertätigen Bildern und heilkräftigen Quellen, von Gebetsheilungen und Besprechungen nicht glaubt, gilt beim Durchschnittsbauern als „ungläubig".

M. Unbekannt (Frau Witzig-Malo)[36]) erzählt von einer anhaltischen Bäuerin, die von einer Pfarrersfrau aussagte, sie habe es ihr gleich angemerkt, daß sie „keenen richtigen Jlooben" habe; die Pfarrersfrau hatte sich gegen abergläubische Vorstellungen der Bäuerin gewandt. Die gleiche Verfasserin[37]) berichtet über abergläubische Vorstellungen anhaltischer Bauern von Engeln und Geistern, von Kobolden und Hexen, von der Wirksamkeit außergöttlicher Kräfte, der Wirksamkeit heiliger Menschen und Handlungen, Zeiten und Örtlichkeiten, und fügt hinzu, daß nach Anschauung der Bauern derjenige, der an solche Dinge nicht glaubt, „kein ordentlicher Christenmensch" sei und daß von solchem Ungläubigen gelte: „Er glaubt rein gar nichts." — Von einem Pfarrer, der die landläufigen Wetterregeln bezweifelt, sagen die Bauern im Gebiet des Vogelsbergs, wie Karl Rühl[38]) erwähnt, der Pfarrer glaube nichts mehr.

Gläubigkeit bedeutet also für den Durchschnittsbauern nicht nur die widerspruchslose Aufnahme kirchlicher Lehren, sondern auch die widerspruchslose Aufnahme landläufiger Sagen und landläufigen Aberglaubens.

# IV. „Religion" als Ordnungsmacht des bäuerlichen Lebens

Für die bäuerliche Durchschnittsfrömmigkeit gilt sicherlich der Satz, den man immer wieder hören kann: „Religion muß sein." Ein Glaube, und zwar möglichst ein herkömmlicher Glaube, gehört für den Bauern zur Weltordnung, ob er nun diese mehr als eine weite göttliche Ordnung im Sinne des indogermanischen Kosmosgedankens erfassen mag oder mehr im Sinne einer zweckmäßigen Gesetzlichkeit. Jedenfalls hat Bauernfrömmigkeit immer einen „gesetzlichen Zug", wie man dies genannt hat. Zu einem badischen Pfarrer sagte ein Odenwälder Bauer: „Herr Pfarrer, meine Meinung ist: Schule und Kirche müssen sein. . . . Es gehört zur Ordnung: die Kinder müssen in die Schule, und die Leute sollen in die Kirche." Nach Meinung dieser Odenwälder Bauern soll die Kirche für Ordnung sorgen, die Menschen zu ordentlichem Leben ermahnen und so schlimme Zustände verhindern helfen.[1])

Auch Ernst Rolffs[2]) spricht von dieser „gesetzlichen" Frömmigkeit und führt den Satz „Religion muß sein" als eine Überzeugung auch der niedersächsischen Bauern an. Nach Hermann Gebhardt[3]) halten die thüringischen Bauern daran fest, ohne Religion gehe es nicht, weil sonst Obrigkeit, Sicherheit des Lebens und Eigentums und überhaupt alles Menschliche aufhören müßten. In diesem Sinne sei der Bauer religiös, obschon er die „Frommen" im Dorfe nicht schätze und sie als Heuchler ansehe und die „bigotten Luder" besonders hart verurteile, wenn sie sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen. Auch in solchen derben Anschauungen wird der Gedanke der Weltordnung sichtbar, der eben für den Bauern auch eine gerechte Obrigkeit und den Schutz des Eigentums bedeutet. Gerade der niedersächsische Bauer denkt „verhältnismäßig frei", sein kirchliches Leben ist „sehr dürftig", der Besuch der Gottesdienste ‚spärlich" und in manchen Gegenden „besonders schlecht"; aber gegenüber ehrfurchtslosen, glaubensfeindlichen und

staatsfeindlichen Äußerungen bricht nach Johannes Kuthe[4]) eine bäuerliche Entrüstung durch, die man aus dem Abscheu vor jeder Anzweifelung des bäuerlichen Ordnungsgedankens erklären muß. Diedrich Rodiek[5]) berichtet aus dem niedersächsisch-friesischen Bauerntum, also von einem Bauernschlage, der besonders gerne jedem Menschen seine freie Überzeugung zugesteht, daß entchristlichende Äußerungen abgelehnt würden mit Worten wie „Religion muß bleiben". Da bestimmte Glaubensvorstellungen überliefert und hergebracht sind, sollen sie wie alles Herkömmliche bewahrt werden. Für den schlesischen Bauern wäre es nach Martin Schian[6]) gegen die Ordnung, kirchliche Lehren zu bekämpfen.

L. F. Werner (Boette)[7]) erzählt aus Hessen, daß Kinder, die ihren Eltern mit Anzweifelungen oder Verhöhnungen des Kirchenglaubens kommen, von diesen abgewiesen werden mit den Worten: „Schweig still, das wolle mer nit wiss." Aus dem katholischen Bauerntum Bayerns führt Joseph Weigert[8]) als bäuerliche Überzeugung die Worte an: „Man muß glauben." — Darum hat Kurt Steiger[9]) die Mehrheit der Bauern zum „kirchlichen Typus" gezählt, für den ein Satz gelte wie „Man geht zur Kirche".

Auch Steiger führt aus, eine „offene Religionsfeindschaft", wie sie sich beim Lohnarbeitertum der Städte findet, gebe es beim Bauern nicht, der Durchschnittsbauer sei kirchlich. Tatsächlich ist die bäuerliche Frömmigkeit oder das bäuerliche Christentum von fast allen Beurteilern als Kirchlichkeit bezeichnet worden, von vielen Beurteilern als eine „tote Kirchlichkeit", wie Paul Drews[10]) die Frömmigkeit des Durchschnittsbauern im Vogtlande benannt hat. Auch als „Gewohnheitschristentum" ist das bäuerliche Christentum oft bezeichnet worden oder als eine „gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit, die fast ohne Einfluß auf das sittliche Leben ist."[11]) Eine solche Kirchlichkeit hatte schon Christian Ludwig Hahnzog[12]) beobachtet, der vermerkte, daß äußere gottesdienstliche Handlungen für die Bauern „die Hauptsache des Christentums" ausmachen, daß die Einhaltung der Sitten des Gebets, des Kirchgangs und Abendmahls den Bauern „schon hinlänglich zu einem seligen Ende" seien. Die gleichen Züge bäuerlicher Kirchlichkeit hatte auch Friedrich Erdmann August Heydenreich[13]) schon festgestellt, der das bäuerliche Christentum einen „bloßen

Formular- und Tabellenglauben", einen „toten Glauben", einen „Glauben auf Menschenwort" und einen „unstatthaften Kirchenglauben" genannt hatte. Gustav Ecke[14]) hat von der äußerlichen Kirchlichkeit „eines großen Teils unserer Landbevölkerung" protestantischen Bekenntnisses gesprochen.

Die Kirche ist dem Durchschnittsbauern eine Einrichtung herkömmlicher Art, an der ordentliche Menschen festhalten sollen. Darum kann sich dem Bauerntum die Kirchlichkeit als eine sittengemäße Haltung so auferlegen, daß in einem kirchlichen Dorfe auch die vereinzelten ungläubigen oder zweifelnden Bauern regelmäßig den Gottesdienst besuchen. Nach Auffassung der Bauern im Bezirk Potsdam geht, wie Julius Boehmer[15]) berichtet hat, ein „anständiger Mensch" in die Kirche, auch wenn er nicht alles glaubt oder fast nichts glaubt. Daher das mecklenburgische Sprichwort: „Nich jerer bäd't, de to Kark geiht."[16]) Von den Gutsbesitzern und Großbauern des Marienburger Werders besuchen nur wenige regelmäßig die Kirche; diese wenigen tun dies „weniger aus innerem Bedürfnis denn aus Anstandspflicht".[17]) Solche Anstandspflicht wird vom Herkommen der Familie geboten. Beim Schwinden des Glaubens bleibt in vielen Dörfern doch die kirchliche Sitte bestehen. Das gilt vor allem für kirchliche Gebräuche und gottesdienstliche Handlungen, die mit dem Familienleben verbunden sind wie Taufen und Trauungen, Erstkommunion, Konfirmation und Beerdigung. Bei den Odenwälder Bauern fand ein badischer Pfarrer[18]) Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung fest mit der Sitte verbunden. Der gleiche Pfarrer hat vermerkt, der protestantische Bauer hänge ebenso beharrlich an kirchlichen Gebräuchen wie der katholische; wenn der Anschein entsteht, der katholische bewahre die Gebräuche treuer, so werde dieser dadurch hervorgerufen, daß katholische Gebräuche zahlreicher sind und mehr vor der Öffentlichkeit zur Schau gestellt werden. Beim Schwinden der Kirchlichkeit wird doch von den Bauern an einzelnen kirchlichen Gebräuchen festgehalten, so von einer Bauerngemeinde im Gebiet des Harzes, über die der Superintendent H. Gallwitz[19]) berichtet hat, auf alle Fälle an der Taufe und Trauung. Ungläubig gewordene Katholiken halten doch an manchen kirchlichen Gebräuchen fest, durch die sie nach dem Her-

kommen ihrer Familie oder ihres Dorfes feierlich gestimmt werden. Davon erzählt Peter Rosegger[20]): „Ich kenne Leute, die nicht mehr glauben können und trotzdem in der Kirche zu sehen sind. . . . Ein Bedürfnis nach Feststimmung und wohl auch ein unbestimmtes religiöses Empfinden führt sie zu prunkvollen Begängnissen am Altar. Solche tatsächlich nicht glaubenden Katholiken gibt es nach meinen Wahrnehmungen viele."

## V. Die Bewahrung des Herkommens

In allem Bauernglauben und aller Bauernfrömmigkeit wirkt sich die Bewahrung des Herkommens aus, das Beharren bei einer herkömmlichen Ordnung des Gemeinschaftslebens. Ich habe in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl. 1941) nach J. M. Williams[1]) angeführt, daß in allen Anschauungen und Handlungen des Bauerntums weniger innere Erfahrungen und seelische Erhebungen wirksam sind als herkömmliche Gebräuche; Bauerntum sei mehr *conventional* als *emotional*. Das gilt auch für Glauben und Frömmigkeit.

Nach Karl Hesselbacher[2]) wird das Verhalten badischer Bauern zur Kirche und deren Lehren bestimmt durch Anschauungen wie: „'s isch d'r Bruuch so" und „'s isch noch nie d'r Bruuch g'si." Diesen Zug hat schon F. E. A. Heydenreich[3]) bemerkt: „Der Landmann ist für das Alte, Herkömmliche, Mechanische, auch in bezug auf die Religion." Gebet und Abendmahl seien dem Bauern Gebräuche, die beachtet werden sollen. Auch Jeremias Gotthelf hat diesen Zug öfters geschildert und getadelt, da ihm die Frömmigkeit der schweizerischen Bauern eine bloße „Befolgung der kirchlichen Sitte" zu sein schien.[4]) Dann hat der bewanderte Wilhelm Heinrich Riehl den gleichen Zug beobachtet: „Die Religion ist bei ihm [dem Bauern] nicht Dogma, sondern Sitte"; oder „Die Religion des Bauern ist seine Sitte, wie ihm umgekehrt seine Sitte Religion ist."[5]) Mit fast gleichen Worten hat Hermann Beck[6]) die Frömmigkeit protestantischer Bauern in Bayern gekennzeichnet: „Will man von seiner [des Bauern] Religion sprechen, so muß man von seiner Sitte sprechen." Die Kirchlichkeit der thüringischen Bauern beruht nach Paul Glaue[7]) zum größten Teil auf Sitte. Aus Thüringen hat auch Hans v. Lüpke[8]), der Herausgeber der „Dorfkirche", berichtet, sowohl Glaube wie Sittlichkeit seien im Bauerntum „in der Form der Sitte" wirksam. Dies bestätigt Georg Koch[9]) aus Hessen: „Dem typischen Bauern alter Art ist Religion grundlegend religiöse

Sitte"; der Kirchgang und der Abendmahlsbesuch in bestimmten Zwischenräumen und in Altersklassen gehörten zur Dorfordnung. Kirchenbesuch ist Sitte — so kennzeichnet Martin Schian[10]) die Kirchlichkeit schlesischer Bauern protestantischen Bekenntnisses. Kirchlichkeit ist also Ausdruck der Anerkennung einer Lebensordnung, wie dies auch von Paul Drews[11]) bemerkt worden ist.

Da der Bauer diese Ordnung möglichst ewig oder zeitlos sehen möchte, so widerstrebt ihm eine Änderung kirchlicher Formen und gottesdienstlicher Gebräuche, wie Harald Hüner[12]) aus einem niedersächsischen Gebiete berichtet. Der Anschluß an die Gebräuche der Umgebung in den Fragen des Glaubens oder wenigstens der Kirchlichkeit ist für den Durchschnittsbauern so selbstverständlich, daß in die Stadt verzogene Bauern den Kirchenbesuch unterlassen, wenn dieser dort nicht üblich ist. So berichtet Ernst Rolffs[13]) nach niedersächsischen Beispielen, und Karl Themel[14]) bestätigt diese Beobachtung nach Erfahrungen in Norddeutschland, vor allem in der Mark Brandenburg: „Das Land ist kirchlich, so weit Kirchlichkeit Sitte ist; das Land ist unkirchlich, wo Unkirchlichkeit Sitte ist."

In dem Zusammenwirken zwischen kirchlichen Lehren und Geboten einerseits und bäuerlicher Überlieferung andererseits, einem Zusammenwirken, aus dem sich Glaube, Frömmigkeit und Sittlichkeit des Bauerntums ergeben, ist in der Regel die bäuerliche Überlieferung stärker als die christliche Lehre. Das hat Jeremias Gotthelf[15]) schon bemerkt: „Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel steht, sondern, was der Großätti gemacht und was öppe o der Bruch syg; sie fragten nicht, was die Bibel unter keusch versteht, sondern was der Großätti und ds Großmütti gemacht, das sei keusch. Und von dem gehen sie nicht ab." In „Anne Bäbi Jowäger"[16]) hat Gotthelf die gleichen Anschauungen so gekennzeichnet: „Was der Brauch ist, sei es christlich oder unchristlich, recht oder lätz, das regelt ihren Lebenslauf." Das Herkommen ist also jeweils stärker als die christlichen Lehren und Gebote.

Bei Beurteilung der Kirchlichkeit des Durchschnittsbauern ist auch noch zu bedenken, daß Kirchlichkeit, Teilnahme am Gottesdienste, an Messe, Kommunion oder Abendmahl, Teilnahme an

bestimmten kirchlichen Feiern oder Gebräuchen vielen Bauern als verdienstlich gilt oder auch als Mittel zur Erlangung günstigen Wetters oder eines gesunden Viehbestandes, schließlich auch — wenigstens bei ärmeren Bauern und Dörflern — als ein Mittel zur Gewinnung des Wohlwollens mildtätiger Geistlicher.

So erzählt Otto Schulte[17]) vom Kirchgang einer hessischen Bauernfamilie, „weil sie hofften, daß nun die Dürre aufhören werde". — Paul Glaue[18]) teilt aus Thüringen mit, auch unaufmerksame bäuerliche Kirchenbesucher seien der Überzeugung, mit ihrem Kirchgang ein gutes Werk getan zu haben, wofür ihnen Gott durch gute Ernten, gesundes Vieh und wohlgeratende Kinder lohnen werde. Aus Württemberg hat Paul Wurster[19]) als bäuerliche Glaubensüberzeugung die Sprichwörter mitgeteilt: „Vom Himmel kommt herunter, was man hinaufschickt" und „So man höret Gottes Wort, so gehet auch die Nahrung fort." — Eine anhaltische Bäuerin, von der M. Unbekannt (Frau Witzig-Malo)[20]) berichtet hat, war nach dem Kirchenbesuch befragt worden, warum sie trotz Kränklichkeit in die Kirche gegangen war; sie antwortete, es sei ihr zwar „sehre, sehre sauer" geworden; aber sie habe zu Weihnachten von „Pfarrersch" doch „so sehr scheene Filzschuhk" bekommen und wolle sich nun in der Kirche zeigen: „Sunst jahn se mich am Ende nischt wedder."

Auch an solche Wünsche ist beim Kirchgang wie überhaupt der Kirchlichkeit mancher Bauern und Bäuerinnen zu denken.

Das Herkömmliche wird im Glaubensleben der Durchschnittsbauern die Hauptmacht sein. Kirchlichkeit und Unkirchlichkeit können in einem Dorfe miteinander wechseln, so auch unter dem Einfluß eines auf das bäuerliche Gemüt einwirkenden Geistlichen; aber sie wechseln in der Regel nur so langsam, wie eben Sitte und Brauch wechseln können. Weigert[21]) berichtet aus katholischen Bauerngemeinden Bayerns, der Bauer frage weniger, was er nach den Geboten Gottes oder nach seinem Gewissen tun solle, als vielmehr darnach, was die anderen alle tun. — Diese Neigung des Durchschnittsbauern zu den herkömmlichen Anschauungen seiner Landgemeinde auch in Glaubensfragen hat schon manchen eifrigen jungen Geistlichen auf dem Lande entsetzt oder verbittert. Gerade manche gottesdienstlichen Gebräuche der katholischen Kirche haben für viele Bauern und Bäuerinnen mehr die Bedeutung einer

Pflege der Gemeinschaft als einer Pflege der Frömmigkeit. Auf das leiernde Beten, das von Viktor v. Geramb als „Gemeinschaftsgebet" gedeutet wird, habe ich schon in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform"[22]) verwiesen. Schweighofer[23]) hat ausgeführt, daß Kirchgänge und Wallfahrten für die Bauern der österreichischen Alpengebiete mehr den Sinn einer „Gesellschaftspflege" hätten als den des Gottesdienstes. Der Sinn des Bauern für Gemeinschaft, für Einhelligkeit aller Dorfgenossen, macht viele Bauern für alles das empfänglich, was in herkömmlicher Weise von der Dorfgemeinschaft gepflegt wird, also auch für Lehren und Bräuche der Kirche. Paul Drews[24]) hat diese Haltung so gekennzeichnet: „Die kirchlichen Lehren werden unwidersprochen hingenommen, nicht aber innerlich angeeignet." Die Kinder und Kindeskinder lernen, wie Schulze[25]) es dargestellt hat, die christlichen Lehren „auf Autorität"; die kirchliche Überlieferung wird in der Regel ebenso wenig angezweifelt, wie sie zu wirklichem geistigem Eigentum wird, und gar nach der Konfirmation tauchen die Jugendlichen schnell in den „herrschenden Gemeingeist" ein. Für manchen Bauern ist Glauben kaum mehr als ein bloßes Hinnehmen dessen, was seinen Vätern gelehrt worden ist und was seine Dorfgenossen mit ihm hinnehmen. Nach Erfahrungen innerhalb des katholischen Bauerntums verschiedener deutscher Landschaften schreibt B. M. Steinmetz[26]): „An Glauben im Sinne bloßen Hinnehmens fehlt es nicht. Die stärkste Vermehrung des Dogmenschatzes würde keine Schwierigkeiten bereiten." Wo ein Bauer vom durchschnittlichen Schlage Zweifel empfindet, wird er diese Zweifel meist selbst verscheuchen; mindestens wird er sie nicht äußern und vor allem vor seinem Pfarrer verbergen. Ein badischer Pfarrer[27]) hat einmal treffend geschildert, wie von einem Odenwälder Bauern des üblichen Schlags Fragen nach dem Glauben etwa beantwortet werden würden. Dieser Bauer würde zunächst mit Bestimmtheit aussprechen: „Man muß glauben, was in der Bibel steht" oder „Man muß glauben, was der Pfarrer in der Kirche predigt". — Wollte man dem Bauern weiter auf den Zahn fühlen, so würde er wohl zögernd einräumen: „In der Bibel steht auch manches, was man nicht glauben kann" oder schließlich auch „Der Pfarrer kann predigen, was er will, und ich kann glauben, was

ich will." Er würde ferner bei sich selbst vielleicht noch denken: „Der Pfarrer glaubt auch nicht alles, was er predigt." Dieser Gedanke würde jedoch keinen Vorwurf gegen den Pfarrer bedeuten, denn dieser muß ja nach Auffassung der Bauern predigen, was ihm von seiner Behörde befohlen wird und wofür er bezahlt wird. Ganz im Grunde seiner Seele bleibt beim Durchschnittsbauern ein Mißtrauen wach gegenüber allen Glaubenssätzen, deren Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt man nicht selbst nachprüfen kann. Ganz im Grunde seiner Seele findet mancher Bauer die Mahnung, man sollte eigentlich nur glauben, was man sieht. So hat auch der eben erwähnte badische Pfarrer (a. a. O.) berichtet. Der Bauer verlangt nach Sinnlich-Greifbarem, wie Otto Schulte[28]) ausgedrückt hat; dieses Verlangen wird bei nachdenklichen Bauern immer wieder im Widerstreit liegen mit der bäuerlichen Neigung zur gläubigen Hinnahme dessen, was die Väter hingenommen haben. Ein solcher Widerstreit äußert sich gegenüber kirchlichen Lehren, wie ich schon gezeigt habe, anscheinend am ehesten in der Anzweiflung einer Auferstehung und eines Fortlebens nach dem Tode. Kirchliche Lehren, die das Leben des Menschen selbst weniger zu berühren scheinen, wie die jungfräuliche Geburt des Gottessohnes, wie dessen Auferstehung und Himmelfahrt, werden wie manche Wundererzählung der Bibel viel weniger angezweifelt, viel williger aufgenommen und schon deshalb williger aufgenommen, weil ja Vorfahren und Dorfgenossen alles dies willig aufgenommen haben und aufnehmen.

Das bloße Hinnehmen kirchlicher Lehren wird nach Zeugnissen protestantischer Geistlicher gelegentlich auch bestärkt durch die freundliche oder gefällige Haltung gegenüber dem Geistlichen. So kann schließlich, wie Alfred Eckert[29]) darlegt, „Religionsübung" zu einer bloßen „persönlichen Aufmerksamkeit für den Pastor" werden. Eine solche Verkümmerung der Frömmigkeit zu einer bloßen Gefälligkeit gegenüber dem Geistlichen hat Paul Gerade[30]) bei norddeutschen Bauern beobachtet; er fand Bauernfamilien am Sonntag in der Kirche, wenn in der Woche vorher der Pastor einen seelsorgerlichen Besuch oder Krankenbesuch in der Familie gemacht hatte. Das gleiche Verhalten hat Karl Themel[31]) in der Mark Brandenburg beobachtet; er teilt mit: „Macht der

Geistliche z. B. einen Besuch, so wird er am nächsten Sonntag in der Kirche erwidert." Ein schickliches Betragen gegenüber dem Geistlichen, dessen Bemühungen um seine Kirchgemeinde anerkannt werden, gehört wiederum zum bäuerlichen Herkommen, ebenso wie das widerspruchslose Hinnehmen der Glaubenslehren dieses Geistlichen, der ja nach bäuerlicher Auffassung studiert hat, um zu wissen, was die Menschen glauben sollen. Darum nimmt der Bauer im allgemeinen auch keinen Anteil an den verschiedenen theologischen Richtungen und an deren Auseinandersetzungen. Er neigt im ganzen zur Strenggläubigkeit und zur wörtlichen Hinnahme auch der dem aufgeklärten Städter unbegreiflichen Kirchenlehren und biblischen Wundererzählungen. Aber an der Auseinandersetzung etwa des liberalen und des orthodoxen Protestantentums oder an der Auseinandersetzung des Papsttums mit dem Modernismus — an allen solchen theologischen Strömungen nimmt der Bauer nicht teil. „Theologische Richtungen spielen, abgesehen von pietistischen Gemeinden, keine Rolle." [32])

„Nach orthodox oder liberal frägt der Bauer wenig" — so urteilt ein Dorfpfarrer[33]) nach seinen Erfahrungen im südlichen Odenwald. Er kümmert sich im allgemeinen nicht einmal darum, was man eigentlich unter „liberal" und „orthodox" verstehe, und nimmt nur gelegentlich an, ein „liberaler Pfarrer" sei einer, der auch einmal das Wirtshaus besucht oder Karten spielt, während nach Ernst Rolffs[34]) liberale Pfarrer dann bei den niedersächsischen Bauern als „Pietisten" gelten, wenn sie zurückgezogen leben und sich von Vergnügungen fernhalten.

Auch der Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Dorfgemeinden, der sich in der Vermeidung gegenseitiger Heiraten äußert, ist mehr ein Gegensatz des verschiedenen Gemeinschaftsgeistes, den das eine Dorf immer gegenüber dem anderen empfinden wird, und entspricht ferner mehr einem herkömmlichen Verhalten als einem deutlich erkannten Glaubensgegensatz, dessen Begründung dem einzelnen Bauern etwa möglich wäre. Der Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Dörfern würde von sich aus, wenn die Geistlichen ihn nicht gelegentlich betonten, mehr die an sich schon häufige Form der bloßen Beziehungslosigkeit zwischen Landgemeinden darstellen. Im ganzen besteht ein gewisser Gegensatz zwischen katholischen und prote-

stantischen Gemeinden, ein Gegensatz, der aber nicht Gegnerschaft, sondern nur Beziehungslosigkeit bei mäßiger gegenseitiger Ablehnung der kirchlichen Bräuche bedeutet, doch nur aus Herkommen und gelegentlich aus Hinnahme ablehnender Worte eines sich gegen das andere Glaubensbekenntnis ereifernden Geistlichen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Bauern sich für ihren Glauben nicht auch von sich aus ereifern können. Sie werden dies sicherlich dann tun, wenn sie durch einen Angriff auf ihren Glauben eben ihre bäuerlichen Sitten, ihr Herkommen angegriffen sehen, wenn sie also ihre bäuerliche Gemeinschaft bedroht sehen.

Bei Beurteilung der bäuerlichen Gläubigkeit als eines Hinnehmens herkömmlicher Lehren muß wie bei Beurteilung des bäuerlichen Kirchenbesuchs, des bäuerlichen Bibellesens oder der Ablehnung von Zweifeln bedacht werden, daß für viele Bauern Gläubigkeit ebenso wie Kirchgang, Bibellesen und Beten ein Verdienst bedeuten, das durch göttliches Wohlwollen belohnt wird. Manchem Bauern mag es scheinen, daß der Verzicht auf Zweifel und gerade der Glaube an Dinge, die man nicht sehen kann und die einem, wenn sie nicht zur Kirchenlehre gehörten, unglaubhaft erscheinen würden, daß eben diese Leistung, Unglaubhaftes doch zu „glauben", von Gott mit einer Gegenleistung beantwortet werden müsse. Wer nicht „glaubt", wird die Folgen zu tragen haben. Wer aber „glaubt", dem lohnt es Gott nicht nur mit gesunden Kindern und gesundem Vieh, nicht nur mit guten Ernten, sondern auch mit der „Ewigen Seligkeit", an die trotz gelegentlicher Zweifel zu „glauben" eben auch verdienstlich ist. „So man höret Gottes Wort, so gehet auch die Nahrung fort." Gläubigkeit wird so, wie Schulze[35]) dargelegt hat, ebenso wie Kirchlichkeit ein Mittel zur Gewinnung göttlicher Gunst.

## VI. Ursprüngliche Frömmigkeit aus dem Wesen des Bauerntums selbst

Bäuerliche Frömmigkeit wird also immer durch die herkömmlichen Anschauungen der Gemeinschaft bestimmt sein, soweit sie nicht Eigenfrömmigkeit bewußt gläubiger Kreise ist, die aber hier zunächst noch nicht betrachtet werden soll. Wenn ich so bäuerliche Frömmigkeit als herkömmliche Gemeinschaftsfrömmigkeit bezeichne, will ich jedoch damit nicht aussagen, es könnten sowohl Inhalt wie äußere Formen des bäuerlichen Glaubens allein dadurch erklärt werden, daß das deutsche Bauerntum einfach die einmal übernommenen christlichen Lehren als seinen Glauben bewahre und diesen Glauben in den Formen herkömmlicher Frömmigkeit als seinen Gemeinschaftsglauben pflege. Weder Inhalt noch Ausdrucksweisen bäuerlicher Gläubigkeit würden sich so erklären lassen, auch wenn es etwa gelänge, nicht-christliche Glaubensvorstellungen des deutschen Bauerntums als Reste herkömmlicher Anschauungen der vorchristlichen Zeiten zu deuten. Gegenüber aller Herkömmlichkeit der bäuerlichen Gemeinschaftsfrömmigkeit darf doch nicht übersehen werden, daß aus dem Wesen des Bauerntums selbst und ebenso aus der alltäglichen bäuerlichen Umwelt und Lebensweise immer von neuem wieder Keime zu einer ursprünglichen Frömmigkeit erwachsen werden. Aus dem Herkommen allein kann man bäuerliche Frömmigkeit nicht erklären, so viel auch das Herkommen für Bauernleben immer bedeuten mag. Aus der Artung des Bauerntums erwächst im Gemüte vieler Bauern, und zwar nicht nur derjenigen, die in engeren Kreisen eine bewußte Eigenfrömmigkeit pflegen, immer wieder neue bäuerliche Gemeinschaftsfrömmigkeit, die sich auch immer wieder in kennzeichnender Weise von den Kirchenlehren unterscheidet.

Es gilt daher, diejenigen seelischen Mächte zu begreifen, die nicht nur zur Bewahrung herkömmlicher Frömmigkeit beitragen, sondern die bäuerliche Frömmigkeit immer von neuem erwachsen lassen. Es gilt also, zunächst die Züge einer ursprünglich bäuerlichen Frömmigkeit zu erkennen, die sich aus dem bäuerlichen Gemüt, der bäuerlichen Umwelt und Lebensweise immer von neuem wieder ergeben wird.

### a) Der bäuerliche Sinn für Feierlichkeit

Werner Günther[1]) spricht von einer „tiefen Feierlichkeit des Lebens", die für alles edlere Bauerntum kennzeichnend sei und die besonders aus Gotthelfs Werken spreche. Werner Günther möchte ferner den „zeugenden Gedanken" in Gotthelfs Leben und Wirken, also in Leben und Wirken eines von Grund auf bäuerlich denkenden Menschen, „mit dem Worte Heiligung ausdrücken". — Diese Feierlichkeit des Lebens und eine Heiligung aller Dinge und Handlungen des Alltags und der Festzeiten werden Kennzeichen aller bäuerlichen Verehrung der Weltordnung und Kennzeichen alles bäuerlichen Gottvertrauens sein — wenn auch diese seelischen Mächte dem durchschnittlichen Schlage des deutschen Bauern niemals so bewußt werden, daß er dafür Bezeichnungen wie „Feierlichkeit" oder „Heiligung" fände oder überhaupt sich gedrängt fühlte, sich über diese frommen Regungen zu äußern. Feierlichkeit wird doch die Grundstimmung aller bäuerlichen Frömmigkeit ausmachen. Das läßt schon der Gesichtsausdruck vieler Bauern und Bäuerinnen vermuten, wenn im Gespräche mit ihnen Vorstellungen aus dem Bereiche bäuerlicher Frömmigkeit geweckt worden sind. Menhofers[2]) Franzef erzählt aus seiner Heimat im württemberg-bayerischen Grenzgebiet des Voralpenlandes, daß die lateinische Kirchensprache für die katholischen Bauern eben die Feierlichkeit erhöhe und zwar gerade darum, weil die Bauern das Latein nicht verstehen. Der Sinn für Feierlichkeit führt, wie ich nach Peter Rosegger (S. 27) angeführt habe, auch manchen ungläubigen Katholiken noch in die Kirche und zum Gottesdienst. Alfred Eckert[3]) führt nach Erfahrungen im pommerschen Bauerntum aus: „Ihrer Form nach ist die Religion der Landleute Feier." Man

höre oft nach Gottesdiensten das Urteil der Bauern: „Es war sehr feierlich.“ Dem Inhalt nach sei bäuerlicher Glaube Kirchenlehre, aber meist als eine starre Größe lie den Bauern nichts angehe, vielmehr eine Angelegenheit des Geistlichen sei. Damit ist ausgesagt, daß die ursprünglichen bäuerlichen Glaubensvorstellungen und die ursprüngliche bäuerliche Frömmigkeit weder von den Lehren der christlichen Kirchen hervorgerufen sind, noch in den kirchlichen Begriffen und Formen sich rein widerspiegeln können. Bei aller Herkömmlichkeit der kirchlichen Lehren und Gebräuche, die gerade für Bauern einen hohen Wert ausmacht, ist Bauernglauben sicherlich nicht gänzlich, vielleicht nur zum Teil, Kirchenlehre und christlicher Glauben. Bäuerlich Verehrung, bäuerliche Anerkennung eines Gottes als Geist der Ordnung, bäuerlicher Sinn für Feierlichkeit und Heiligung werden einerseits bestärkt durch die christliche Kirche und den christlichen Gottesdienst in den hergebrachten Formen, andererseits bleiben diese seelischen Mächte mit manchen ihrer Regungen gleichsam außerhalb der christlichen Kirchen oder geraten gelegentlich in Widerstreit zu den Lehren der Geistlichen.

### b) Die Verehrung einer göttlichen Allmacht

Zu den ursprünglichen seelischen Mächten, aus denen bäuerliche Frömmigkeit immer von neuem wieder erwachsen wird, gehört die Verehrung einer göttlichen Allmacht, einer Allmacht, die vom Bauern täglich empfunden wird. J. M. Williams[4]) hat diese verehrende Haltung nach Beispielen aus dem Leben nordamerikanischer Bauern oder Farmer beschrieben. Seine Schilderung trifft aber ebenso für das deutsche Bauerntum zu. Obschon die andauernde Tätigkeit des Bauern diesem nur wenig Zeit zum Nachsinnen läßt, wird nach Williams im Bauern doch immer wieder Verehrung erweckt. Im ganzen neige der Bauer zu einer sachlichen Betrachtungsweise; er ackere und pflanze an und warte nun ab, ob das Wetter das Wachstum fördern werde. Bei dieser Tätigkeit werde im Bauern aber doch mehr Verehrung erweckt als in naturloser oder naturferner Umwelt beim städtischen Lohnarbeiter oder beim rechnenden Kaufmann, denn das Pflanzenwachstum lenke die

Gedanken doch immer auf etwas hin, das über den Menschen und die menschlichen Zwecke hinausweise. Daher sei für den Bauern der Sinn für ein Geheimnis des Wachsens und Werdens bezeichnend, der selbst naturwissenschaftlich geschulte Bauernsöhne die wissenschaftlichen Erklärungen öfters verspotten lasse. Mindestens das Wetter sehe der Bauer doch als etwas an, das der Macht der Wissenschaft entzogen sei. So empfinde der Bauer sich abhängig von einer höheren Macht und werde so „gottesfürchtig“ *(god-fearing)*, wie er es nenne, obschon dieses Gefühl der Abhängigkeit nicht eigentlich als Furcht zu bezeichnen sei. Die Beobachtung der herkömmlichen gottesdienstlichen Gebräuche, besonders deren strenge Einhaltung durch den Geistlichen, bewirke nach bäuerlicher Auffassung, daß der den Wettlauf bestimmende Gott gnädig gestimmt werde. Solche frommen Empfindungen äußert aber der nordamerikanische Farmer nach Williams nicht gerne, weil er sich scheue, fromme Empfindungen öffentlich zu bekennen, zumal dem echten Bauer die Selbstachtung gebiete, daß ein Mann sich auf sich selbst verlasse; nur für Kirchenälteste sei es nach den Anschauungen dieser Farmer nicht demütigend, über ihren Glauben zu reden.

Alle diese Züge treffen für das deutsche Bauerntum auch zu. Die im Jahreslauf und Tageslauf und besonders im Wetter empfundene Allmacht bestimmt die bäuerliche Gottesvorstellung. Diese Allmacht ist der über die Weltordnung und den Weltlauf gebietende Gott der Bauern, von dem sie sich abhängig fühlen, den sie dennoch mehr verehren als fürchten. Ein besonders geartetes Gottvertrauen trotz Zweifeln, trotz verbissener Auflehnung bei schlechtem Wetter, bei Unglücksfällen, bei Rückschlägen in der bäuerlichen Wirtschaft ist „stark ausgeprägt“, wie Paul Glaue[5]) aus protestantischen Gebieten Thüringens mitteilt. Nur selten wird bäuerliche Empörung gegen Gott, der Mißwachs oder Viehseuchen zugelassen habe, zur völligen und dauernden Absage an Gott werden, und die Absage an Gott wird einen solchen trotzenden Bauern noch nicht vom Gefühle der Abhängigkeit von einer drohenden Allmacht befreien. Weigert[6]) berichtet aus einer katholischen Landschaft Bayerns: einem Bauern, der eine Kapelle gebaut hatte, in der er selbst zu allen Gebetszeiten läutete, sei im

Jahre 1921 durch eine Seuche der ganze Viehbestand vernichtet worden. Da riß er das Glockenseil der Kapelle ab mit den Worten: „Ist das der Dank? 25 Jahre habe ich geläutet . . .“ Diese Begebenheit läßt die Gegenseitigkeit von frommen Werken des Menschen und Gnade Gottes erkennen, die bäuerlichen Anschauungen entspricht und auf die ich später noch eingehen muß. Hier sei diese Begebenheit als ein Beispiel bäuerlichen Trotzes gegen Gott angeführt, als Beispiel eines Trotzes, der aber in der Regel nur Verehrung und Gottvertrauen in Auflehnung verwandeln wird, nicht aber in irgendeine Art von Gottlosigkeit oder Leugnung einer den Weltlauf bestimmenden Allmacht. Joseph Weigert[7]) führt aus einer katholischen Landschaft Bayerns eine Hausinschrift an: „Dieses Haus stand in Gottes Hand und ist dreimal abgebrannt. Das vierte Mal ist's wieder aufgebaut und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.“ Eine solche Übertragung des Vertrauens von Gott auf den heiligen Florian, den Heiligen also, der gegen Brandschaden schützen soll, darf nicht als Anzeichen einer verminderten Verehrung der Allmacht gedeutet werden, denn diese weltordnende Allmacht kann sich zwar nicht für die Lehre der Kirche, wohl aber für bäuerliche Vorstellungen gerade innerhalb der katholischen Kirche auf eine Mehrheit, ja eine Vielheit göttlicher Gestalten verteilen.

Obschon die bäuerliche Vorstellung eines „allmächtigen“ Gottes durch kirchlichen Einfluß immer wieder an die hebräische Vorstellung vom allmächtigen, d. h. die Naturgesetze durchbrechenden Stammesgottes Jahu (Jehovah) und so auch an die Vorstellung von einem Weltschöpfer angenähert wird, erkennt der deutsche Bauer in Gott doch eher einen Weltordner, der wohl dem Menschen gegenüber „allmächtig“ ist, sich aber innerhalb der sinnvollen Ordnung der Welt bewegt. Die „Allmacht“, wie sie der Bauer empfindet, ist also trotz den alttestamentlichen Lehren vom Gotte, der die Ordnungen der von ihm geschaffenen Welt durchbrechen kann, im Grunde nicht die Allmacht morgenländischer Götter, sondern die Ordnungsmacht der Himmelsgötter indogermanischer Glaubensformen. Dies möchte ich später ausführlich behandeln.

### c) Der Gedanke einer sinnvollen Weltordnung

In allem Bauernleben Europas wird ein Glaube an Gott nicht nur durch die herkömmlichen Anschauungen der Gemeinschaft immer wieder bestärkt werden, sondern der Glaube an eine weltordnende Allmacht wird aus dem ursprünglichen Wesen des Bauerntums und aus dessen täglicher Umwelt und Tätigkeit immer wieder neu erwachsen. Der Gedanke einer sinnvollen Weltordnung und eines mächtigen Ordners der Welt macht den Kern aller Frömmigkeit deutscher Bauern aus. Sowohl Glaube wie Sittlichkeit des Bauerntums beruhen auf der Vorstellung der Weltordnung und des Weltenordners. Aus dieser Vorstellung wird Gläubigkeit und Frömmigkeit bäuerlicher Art immer wieder ursprünglich erwachsen, so ursprünglich, daß solcher Glaube und solche Frömmigkeit zu ihrer Wirksamkeit eines christlichen und kirchlichen Anstoßes gar nicht bedürfen und daß solcher Glaube und solche Frömmigkeit des Geordnetseins oder der göttlichen Schicksalsfügung sich auch immer wieder gegen die kirchlichen Auffassungen durchsetzen, wenn diese dem bäuerlichen Ordnungsgedanken nicht entsprechen. Bei dieser Vorstellung einer gottgegebenen Ordnung, deren Einhaltung durch den Menschen das Gedeihen aller Dinge verbürgt, wird jede Darstellung bäuerlichen Glaubens, bäuerlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit verweilen müssen. Der Ordnungsgedanke des Bauerntums läßt sich auch durch alle tieferdringenden Schilderungen bäuerlichen Lebens hindurch verfolgen.

Helene Barthel[8]) spricht von der Vorstellung eines „Geordnetseins“, der die schweizerischen Bauern, wie Gotthelf sie als Kenner der bäuerlichen Welt gekennzeichnet hat, folgten: daß man arbeite, daß man heiraten müsse, alt werde Mißgeschick erfahre, sterbe — alles dies und auch das Vorkommen von Mäusen und Käfern sei „geordnet“. Das Tun und Lassen der Menschen soll nach bäuerlicher Auffassung der Ordnung entsprechen; es soll „ordentlich“ sein und der Mensch selbst soll „ordentlich“ leben. Wörter wie „Ordnung“ und „ordentlich“ haben im Sprachgebrauch des Bauern einen viel tieferen Sinn als in dem des Städters; das wird man immer wieder bedenken müssen. Schulze[9]) sagt aus, ein

Satz wie „Ordnung muß sein", sei dem Bauern, „in der Regel aus dem Herzen gesprochen". In einem solchen Satze oder in dem Glaubenssatze thüringischer Bauern, den Paul Glaue[10]) anführt: „Der Mensch muß seine Ordnung haben" ist also mit dem Worte „Ordnung" Tieferes, Umfassenderes gemeint, als dieses Wort im Sprachgebrauch des Städters auszudrücken pflegt. Beim mitteldeutschen Bauerntum hat Paul Drews[11]) die Glaubensüberzeugung und Lebensregel gefunden: „Auf Ordnung muß das Leben beruhen, sonst ist es verfehlt." Die Frömmigkeit mitteldeutscher Bauern ist nach Drews nicht zunächst Frömmigkeit gegenüber Gott, sondern gegenüber einer „vorhandenen und sicher guten Ordnung"; auch die Kirchlichkeit dieser Bauern sei untrennbar verbunden mit deren Vorstellung von einem geordneten Leben.

Drews[12]) gibt Beispiele der Auswirkung dieses Ordnungsgedankens und möchte diesen aus „Dorfordnungen" oder „Dorfrügen" oder „Dorfgesprächen" ableiten, also aus Satzungen, welche im 18. Jahrhundert die Bauern sich selbst gegeben hatten, oder welche ihnen von der Obrigkeit auferlegt worden waren. Eine solche Ableitung des Ordnungsgedankens aus Satzungen neuerer Zeit hält aber nicht Stich, vielmehr werden sich solche Satzungen und die von mir[13]) behandelten Nachbarschaftsordnungen selbst wieder aus einem ursprünglichen und immer wieder sich regenden bäuerlichen Ordnungsgedanken erklären lassen. Der Gedanke der sinnvollen Weltordnung und des göttlichen Weltenordners ist im Gemüt und in der Geschichte des Bauerntums viel tiefer verwurzelt; dieser Gedanke ist dem Bauerntum indogermanischer und germanischer Herkunft ursprünglich und wesensmäßig eigen. Der Ordnungsgedanke würde, wie ich zeigen möchte, auch ohne Satzungen, auch ohne oder sogar gegen die kirchlichen Lehren, immer von neuem wieder aus dem bäuerlichen Leben selbst entstehen, wenigstens solange das deutsche Bauerntum noch irgend etwas in seiner ererbten Artung gemein hätte mit dem ursprünglichen Adelsbauerntum der indogermanischen und germanischen Vorzeit. Kennzeichnend ist, daß für einen so ländlich empfindenden Menschen wie den steirischen Kleinbauernsohn Peter Rosegger die Vorstellung „Gott" untrennbar verknüpft war mit der Vorstellung „Ordnung".[14]) Der bäuerliche Ordnungsgedanke

ist so stark, daß er die bäuerliche Gottesvorstellung immer von neuem durchdringt und von der eigentlich christlichen Richtung abdrängt und daß auch die Kirchlichkeit der Bauern immer von neuem durch ihren Ordnungsgedanken bestärkt wird. A. Ludwig[15]) gibt nach badischen Verhältnissen an, für die Bauern gehöre „Religion" zur bürgerlichen Ordnung und erhalte deshalb einen „gesetzlichen Zug". Paul Glaue[16]), der den Ordnungsgedanken bei den thüringischen Bauern gefunden hat, findet gerade wegen dieses Gedankens in der bäuerlichen Frömmigkeit einen „alttestamentlichen" Zug — als ob immer das alttestamentlich sein müsse, was nicht neutestamentlich ist — und führt aus, christliche Dogmatik bleibe den thüringischen Bauern fremd, so besonders die christliche Lehre eines Gegensatzes gegen „Welt" und „Fleisch". Damit wäre angedeutet, daß der Ordnungsgedanke des Bauerntums einer Diesseitsfrömmigkeit näher stehe als einer Jenseitsfrömmigkeit, daß er indogermanischer und germanischer Frömmigkeit näher stehe als morgenländischer und christlicher. Ob dem so ist, wird im weiteren zu prüfen sein.

Otto Schulte[17]) hat dargelegt, Gottesbeweise in der Predigt wirkten nicht auf die hessischen Bauern; ein solcher habe nach einer Predigt seinem Pfarrer erklärt, daß es einen Gott gebe, wisse man schon; die Mühe, das zu beweisen, sei unnütz gewesen. Das Dasein Gottes, und zwar eines „persönlichen" Gottes, folgt für die bäuerliche Überzeugung aus der Weltordnung: die Ordnung verlangt für ihn einen mächtigen Ordner, oder anders ausgedrückt: das Schicksal verlangt einen mächtigen Schicksalsgott. Ordnung und Schicksal: diese beiden Vorstellungen verbinden sich für bäuerliches Denken gerne miteinander, ja sie verschmelzen miteinander. Einzelne Beurteiler bäuerlichen Glaubens beschreiben den bäuerlichen Gott in einer mehr christlichen Weise als einen gütigen Ordnungsgott, dem gegenüber der Bauer mehr „Gottvertrauen" empfinde; andere in einer minder christlichen Weise als einen strengen Schicksalsgott, dem gegenüber der Bauer sich in das Unabänderliche und Unerforschliche füge und dessen harte Schläge er standhaft ertrage. In Wirklichkeit verschmelzen die Vorstellungen „Ordnungsgott" und „Schicksalsgott" für den Bauern in eines, oder sie sind ursprünglich eine Vorstellung, die

dann unter kirchlichem Einfluß sich immer wieder auseinanderzusetzen hatte und auseinanderzusetzen haben wird mit der christlichen Auffassung von einem gütigen „Vater im Himmel". Die Zeugnisse lassen sowohl den Spielraum der bäuerlichen Vorstellungen und Empfindungen, wie den Einfluß der christlichen Lehre deutlich genug erkennen. Für die bäuerliche Gottesvorstellung will ich dies später nachweisen; ich verweile hier zunächst bei dem Ordnungsgedanken.

Nach seinen Einblicken in das hessische Bauernleben hat Georg Koch[18]) ausgeführt, dem Bauern sei Gott ein Geist der Ordnung, und die Ordnung bedeute ihm den Geist Gottes. Die ganze Welt stelle für den hessischen Bauern eine heilige Ordnung dar, die sich in Recht und Sitte, in Geboten und Verboten und so auch in den Satzungen über das Eigentum erkennen lasse; ein Gedeihen sei dem Bauern nur dann gesichert, wenn diese Ordnung eingehalten wird. An anderer Stelle hat Georg Koch[19]) dargelegt, der Bauer lebe eine „Maß- und Ordnungslehre im Dienste der Wohlfahrt des Ganzen", und bei späterer Gelegenheit[20]), bäuerliche Frömmigkeit sei ein „Beharren bei heiliger Ordnung"; die Stadt neige mehr zur Verinnerlichung ihrer Frömmigkeit, das Land mehr zum Ordnungsgedanken. Damit ist auch die mehr von den Einzelmenschen ausgehende Frömmigkeit der Stadt gegenüber der von der Gemeinschaft ausgehenden Frömmigkeit des Landes gekennzeichnet.

Das Bauerntum denkt sich die göttliche Ordnung am liebsten als eine zeitlose, ewige Ordnung, die der Mensch nicht besser ehren könne als durch eigene Stetigkeit. Aus dem Ordnungsgedanken entspringt auch der (von mir noch zu erwähnende) „Ritualismus" des Bauerntums, also die Anschauung, daß eine gottesdienstliche Handlung nur dann wirken und segensreich werden könne, wenn dabei die Vorschriften des Brauchtums genau eingehalten, die Gebete wortgetreu in hergebrachter Weise gesprochen werden. Durch den Ordnungsgedanken wird das Rechtsgefühl des Bauern bestärkt, das ich in meinem Buche[21]) zu kennzeichnen versucht habe. Bewahrung des „alten Rechts" und Wiederherstellung gestörter Rechtsordnungen: dafür hat sich das Bauerntum immer wieder eingesetzt. Mancher sterbende Bauer ist darauf bedacht, alle Rechtsverhältnisse, Forderungen und Schulden seines

Hofes mit seiner Familie vor seinem Tode zu klären, damit Ordnung herrsche oder wiederhergestellt werde. Hat der Bauer so „sein Sach bestellt", so stirbt er ruhig, wie das Ernst Weeth[22]) vom fränkischen Bauern des Aischtals geschildert hat. Für dieses ruhige Sterben der Bauern, die ordentlich gelebt und auch die Ordnung ihres Hofes vor dem Tode wiederhergestellt haben, werde ich bei Erörterung des beklemmungslosen, von einem Sündenbewußtsein freien Sterbens der Bauern Beispiele anführen. Der Tod der Menschen ist für den Bauern selbst wieder „in der Ordnung", wie Martin Schian[23]) aus Schlesien berichtet. Er ist für den Bauern so selbstverständlich, wie Geburt, Heranwachsen, Reifen und Altern aller Lebewesen nach den Gesetzen einer sinnvollen Lebensordnung.

So wird es verständlich, daß die Kennzeichnung, „ein ordentlicher Mensch" für den Bauern ein Lob bedeutet, die Kennzeichnung „ein unordentlicher Mensch" hingegen einen schwerwiegenden Tadel. Johann Friedrich Dietz[24]) nennt neben dem Fleiß die Ordnung als höchsten Wert bäuerlichen Lebens und Wirkens; für Bauern bedeute die Aussage „fleißig und ordentlich" das höchste Lob. Echtes Bauerntum ist nach Dietz am Ordnungsgeiste zu erkennen. Ob eine Bauernfamilie ordentlich oder unordentlich ist — diese Worte bedeuten also auf dem Lande mehr als in der Stadt —, ermißt der Bauer gern am Zustand des Hofes und Hauses, der Ställe und Scheunen, am Zustande der Felder, Gärten, Wiesen und Waldstücke, am Anblick der Menschen und ihrer Haustiere. August Lämmle[25]) kennzeichnet die Überzeugung schwäbischer Bauern von einem Zusammenhang der äußeren Ordnung der Dinge innerhalb der ganzen Weltordnung mit der inneren Ordnung des menschlichen Seelenlebens mit den Worten: „Die Ordnung in uns ist Voraussetzung für die Ordnung um uns." — So gilt für das Bauerntum der Ordnungsgedanke im weiten Bereich der ganzen Welt wie im engeren Bereiche des Bauernhofes und der alltäglichen Verrichtungen der Menschen. Er ist der Grundgedanke des bäuerlichen Glaubens wie der bäuerlichen Sittlichkeit. Für bäuerliches Denken folgt eher das Dasein Gottes aus der Weltordnung als die Weltordnung aus dem Dasein Gottes.

Ich habe schon vermerkt, daß es verkehrt wäre, diese tiefwurzelnde Vorstellung von einer Welt- und Lebensordnung und von

Gott als einem Geiste der Ordnung auf nachbarschaftliche oder behördliche Satzungen neuerer Zeit zurückzuführen. Solche Satzungen wären entweder selbst wieder Ausdrücke eines ursprünglichen bäuerlichen Ordnungsgedankens, oder sie würden sich niemals so tief in das bäuerliche Gemüt eingesenkt haben. Auch kirchliche Lehren haben den Ordnungsgedanken weder in das bäuerliche Gemüt einpflanzen, noch dessen Wachstum fördern können, da dieser Ordnungsgedanke das Diesseits ganz anders wertet als die kirchlichen Lehren und somit eher aus einer Diesseitsfrömmigkeit abzuleiten ist als aus einer Jenseitsfrömmigkeit und gar einer Erlösungsfrömmigkeit, da er viel eher aus einer „natürlichen" Religion abzuleiten ist als aus einer betont geistigen und „übernatürlichen" Religion, auch eher aus dem urtümlichen Volksglauben eines Adelsbauerntums als aus einem Offenbarungsglauben oder aus der Lehre eines Glaubensstifters. Das wird im folgenden noch deutlicher werden.

Auch auf den *ordo*-Gedanken des christlichen Mittelalters läßt sich der bäuerliche Ordnungsgedanke nicht zurückführen, vielmehr wird der mittelalterliche *ordo*-Gedanke in kirchlicher Prägung sich als die Folge eines Einflusses der indogermanischen Geisteswelt, insbesondere der hellenisch-römischen Geisteswelt, auf das Christentum erweisen lassen. Den mittelalterlichen *ordo*-Gedanken hat Luise Manz[26]) untersucht. Sie hat dargestellt, wie die Völker des Mittelalters in *ordines* lebten: in Berufen oder Ständen, im ehelichen oder nicht-ehelichen Stande, in Ritterorden und Mönchsorden, im Priesterberufe selbst wiederum im Stande eines Subdiakons usw. Die Christenheit selbst lebte in einem göttlichen *ordo*, nach einem „göttlichen Ordnungsplan", wie Thomas von Aquino lehrte, oder nach einem *naturalis ordo*, wie im Anschluß an Aristoteles gelehrt wurde. Die göttliche Ordnung war der Endzweck aller Einzelordnungen, die zu Gott hinstreben sollten. Der Römerbrief des Apostels Paulus (XIII, 1) bot einen Anhalt für diesen Ordnungsgedanken: *„Quae autem sunt a deo ordinata sunt."* Augustinus schrieb eine Schrift *de ordine*. Das Wort *ordo* wird dort von Augustinus so gebraucht, wie Cicero es im 40. Abschnitt seines Buches über die Pflichten *(de officiis)* gebraucht hatte, Cicero, der dabei die Vorstellung der Stoiker von einem göttlichen Weltgesetz, einem

*kosmos*, einer *taxis* oder einem *ordo* übernommen hatte. Leider hat Luise Manz den *ordo*-Gedanken des hellenistisch geschulten Augustinus[27]) und — wenn man von einem solchen sprechen darf — des hellenistisch geschulten Paulus nicht weiter zurückverfolgt. Sonst wäre sie bis zum Ursprung, zum hellenischen *kosmos*-Gedanken vorgedrungen, wie sich dies auch nach Barth-Goedeckemeyer[28]) ergibt. Die hellenische Vorstellung von einer „Ordnung der Welt", die auch in Xenophons „Erinnerungen an Sokrates" (IV, 4, 19; IV, 4, 24) noch aufleuchtet, hat durch die hellenistische Bildung auf das Christentum und die werdende mittelalterliche Kirche eingewirkt. Paulus gebraucht an der angegebenen Stelle des Römerbriefs vier verschiedene Wörter, die zum Wortstamm *tag* „aufstellen, ordnen" gehören, so daß man annehmen muß, er habe zur Gewinnung seiner von der hellenistischen Geisteswelt umgebenen Leser bewußt an die *taxis*-Vorstellung anknüpfen wollen. So hätte also schon Paulus und nicht erst Augustinus den indogermanischen Gedanken der sinnvollen Weltordnung aufgenommen. Im mittelalterlichen Christentum mußte der *ordo*-Gedanke einerseits zur Vorstellung einer gottgegebenen Ständeordnung werden, andererseits zur Vorstellung einer „Heilsordnung", die auf jenseitige Werte zielt. Der bäuerliche Ordnungsgedanke entspricht aber nicht der Vorstellung einer jenseitsbezogenen Heilsordnung; er wird nur durch kirchlichen Einfluß immer wieder, jedoch nicht tief und nicht nachhaltig, von der Vorstellung einer christlichen Heilsordnung durchdrungen.

Der Ordnungsgedanke des deutschen Bauerntums wird sich auf die gleichen Wurzeln indogermanischen Adelsbauerntums zurückführen lassen, aus denen der hellenische Gedanke des *kosmos* und noch der hellenistische Gedanke der *taxis* erwachsen ist. Dieser Gedanke einer sinnvollen Ordnung der Welt tritt bei den Indern auf als der Gedanke der *rita*, bei den Persern als *ascha* oder *urto* (Heil, Recht, Ordnung), bei den Römern als *ratio*, bei den Germanen als *orlog*[29]) und als die Midgardvorstellung. Ich habe diese Zusammenhänge, auf die der Rechtswissenschafter B. W. Leist (1819 bis 1906) zuerst aufmerksam gemacht hat, in meiner Schrift „Frömmigkeit nordischer Artung" (4. Aufl. 1937) behandelt. Die Indogermanen sahen Familie, Stamm, Staat, Gottesdienst und Recht,

Jahreslauf und Feste, Sitten und Geistesleben, Ackerflur, Haus und Hof bezogen auf eine sinnvolle Ordnung der Welt; in dieser Ordnung lebte der Einzelmensch als ein Glied seiner Sippe, die fortdauern sollte in einer Ordnung der Zeugungen. Im großen Zusammenhang dieser Welt- und Lebensordnung sollte der Mensch sich bewähren als ein Mitkämpfer der Gottheit gegen alle widergöttlichen Mächte, gegen das *chaos*, gegen Utgard, wie die Germanen es benannten. Frevel des Menschen entstand überall da, wo ein Einzelmensch sich in Trotz oder Übermut, in Vermessenheit, in *hybris*, erhob, um seinen kurzsichtigen Eigensinn oder wirren Leichtsinn durchzusetzen gegen den göttlichen Sinn der Weltordnung. Aus adelsbäuerlich-indogermanischem Denken stammt der Ausruf des blonden Menelaos in der Odyssee (XV, 70): „Das Beste bei allem ist Ordnung." Das von Homer gewählte Wort *aisima* bedeutet in einer für indogermanisches Denken kennzeichnenden Weise zugleich so viel wie „Ordnung" und „Geschick" und „Fügung" und wird oft sinngleich gebraucht mit dem Worte *moira*. Ich werde zu zeigen haben, daß der Ordnungsgott des deutschen Bauerntums oft als ein Schicksalsgott gesehen wird, weil „Ordnung" und „Schicksal" für dieses bäuerliche Denken in einer der kirchlichen Lehre widersprechenden Weise oft miteinander verschmelzen oder als die zwei Seiten der gleichen Sache begriffen werden.

Vorstellungen von einer sinnvollen Welt- und Lebensordnung sind sicherlich nicht als Ganzes im germanischen und deutschen Bauerntum aus indogermanischer Vorzeit, aus jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Jahrhunderten, erhalten geblieben; aber die aus ererbter Artung zu erklärende bäuerliche Frömmigkeit kehrt unbewußt auch heute noch zu diesem Ordnungsgedanken zurück und gleicht immer wieder die christliche Lehre diesem Gedanken an. Die mittelalterliche Kirche hat sicherlich die Nachwirkung des indogermanischen Ordnungsgedankens bekämpft, hat aber bis zur Behauptung eines christlichen *ordo*-Gedankens manches aus dieser indogermanischen Vorstellungswelt aufgenommen und umgedeutet. Bis heute aber muß sich die dem ursprünglichen Germanentum gleichsam „angeborene" Vorstellung von der göttlichen Welt- und Schicksalsordnung immer wieder von neuem aus Kräften der

nordischen Rassenseele im Gemüt des deutschen Bauern aufgerichtet haben; anders wäre das durch viele Zeugnisse bestätigte Fortleben des bäuerlichen Ordnungsgedankens nicht verständlich, denn es ist ein Fortleben gegen das Mißtrauen der christlichen Kirche.

Wenn Horatius in seiner III. Ode (Vers 49ff.) noch in der römischen Spätzeit die Vorstellung von Gott als einem Weltenordner vorträgt, der Erde und Meer in ihren Maßen hält, alle Dinge der Welt allgerecht umfaßt und (Vers 65ff.) der maßvollen Kraft Gedeihen verspricht, so hat er hier in Rückbesinnung auf die Werte und die Frömmigkeit des adelsbäuerlichen Latinertums und Italikertums wiederum den indogermanischen Ordnungsgedanken ausgesprochen. Der gleiche Gedanke in christlicher Einkleidung kehrt wieder in dem Liede Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege", wo von dem Gotte gesungen wird, „der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn". In dem Gellertschen Kirchenliede „Die Himmel rühmen des Ewigen" wird (Vers 22) Gott als „ein Gott der Ordnung und des Heils" angerufen, was durchaus der iranischen Vorstellung *ascha* oder *urto* (Heil, Recht, Ordnung) entspricht. Eben solche Kirchenlieder werden aber gerne von den deutschen Bauern gesungen. Die niedersächsischen Bauern singen nach Ernst Rolffs[21]) gerne „Befiehl du deine Wege" oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten" oder „Was Gott tut, das ist wohlgetan". Die Lieder „Befiehl du deine Wege" und „Was Gott tut, das ist wohlgetan", sowie „Gott sitzt im Regimente und ordnet alles wohl" und andere, die den Ordnungs- und Schicksalsgedanken ausdrücken, werden nach E. Kern[22]) auch von den Bauern eines Gebirgsdorfes der Fränkischen Schweiz gerne gesungen.

### d) Die bäuerliche Gottesvorstellung

Aus der Weltordnung schließt das bäuerliche Gemüt auf einen Weltenordner, einen „allmächtigen Herrgott". Da dieser Herrgott in eine Weltordnung einbezogen oder Lenker einer Weltordnung ist, kann, wie ich S. 39 schon angedeutet habe, die „Allmacht", die ihm der Bauer nach kirchlichem Sprachgebrauch zuschreibt, nicht eigentlich gleichbedeutend sein mit der Allmacht

des jüdisch-christlichen Gottes. Der bäuerliche Gott würde nach der ursprünglichen Vorstellung des deutschen Bauerntums als ein „Geist der Ordnung“ (vgl. S. 40) seine eigene Ordnung nicht durch „Wunder“ durchbrechen können; er würde nicht gegen die Naturgesetze, die seine eigenen Gesetze sind, handeln können, wie der hebräische Stammesgott Jahu (Jehovah) dies vermag. Die bäuerliche Vorstellung von der „Allmacht“ Gottes, von dem „allmächtigen Herrgott“ geht also aus einer dem Bauerntum selbst unbewußt bleibenden Auseinandersetzung hervor zwischen angeborenen Triebkräften des bäuerlichen Gemüts, das einen Weltenordner, nicht eigentlich einen Weltenschöpfer, und einen Schicksalsgott verehren möchte, und den kirchlichen Einwirkungen, die das Bild des die Naturgesetze durchbrechenden, über das Schicksal herrschenden Schöpfergottes vermitteln — ein Bild, dem jedoch eine gewisse Gläubigkeit des Bauerntums entgegenkommt, eine Gläubigkeit, ja Wundergläubigkeit, die ich später kennzeichnen werde. Anzeichen dieser Auseinandersetzung werden sich im Verlaufe dieser Untersuchung noch mehrfach ergeben. Ich möchte vorerst nicht bei solchen verweilen, sondern nach den Berichten der Dorfpfarrer ausführen, wie die deutschen Bauern Gott erleben.

Der bäuerliche Gott ist nicht, wie der Gott mancher Städter — und zwar sowohl christlicher wie nicht-christlicher — so etwas wie ein „Prinzip“ oder ein „Postulat“ oder eine „Idee“ oder wie sonst der städtische Gebildete mit Fremdwörtern ausdrücken mag, daß Gott für ihn „Geist“ ist, daß er unleiblich, unbegrenzt und somit eigentlich nur durch verneinende Wörter zu beschreiben sei. Für den Bauern ist Gott durchaus ein „persönlicher Gott“, und zwar ein Gott nach dem Bild eines menschlichen Machthabers. Nach Hermann Gebhardt[33]) können sich die thüringischen Bauern Gott nur als „persönlich“ vorstellen; ihnen komme alles nahe, was sie Gott als menschengleich begreifen lasse, während ihnen alles fern bleibe, was Gott als Geist erscheinen läßt. Damit ist bäuerlicher Gottesglaube als „anthropomorph“ gekennzeichnet, wie die hierfür übliche wissenschaftliche Benennung lautet. Pantheismus wird also immer eine unbäuerliche Form des Gottesglaubens sein. Das haben Wilhelm Schubring[34]) und Werner Boette[35]) ausgespro-

chen, und Schubring hat auch schon ausgeführt, daß das bäuerliche Naturgefühl eine Vergottung der Natur ausschließe. Ich habe in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl. 1941, S. 43) dieses bäuerliche Naturgefühl zu kennzeichnen versucht, und auch aus dieser Kennzeichnung wird sich ergeben, daß der Pantheismus — *deus sive natura* oder wie man ihn fassen will — dem Bauerntum fremd bleiben wird, wenn auch einzelne geistig hervorragende Bauern wie der S. 4 genannte Christian Wagner pantheistischen Vorstellungen anhängen mögen. Gott wird für den üblichen Schlag des Bauerntums immer ein „persönlicher" Gott bleiben, ein Machthaber, demgegenüber der Mensch seine Ohnmacht empfindet: „Mit unserer Macht ist nichts getan."

Weigert[36]) gibt an, woraus Gott von den Bauern in katholischen Bezirken Bayerns erkannt werde, nämlich „aus der Natur, aus der vergeltenden Gerechtigkeit, aus der Notwendigkeit einer Ordnung". — Das gleiche könnte über protestantische Bauernschaften ausgesagt werden. Der „Gott in der Natur" wird dabei nach Friedrich Niebergall[37]) weniger im Alltag der Felder als im Unwetter und bei Mißwachs erlebt, also weniger als ein Segnender, mehr als ein Gewaltherrscher, weniger neutestamentlich als alttestamentlich — und zwar so wiederum auf katholischer wie auf protestantischer Seite. Gott ist für den Bauern weniger der liebende Vater des Neuen Testaments als der Gesetzgeber und Richter des Alten.

Das hat der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius, der sich als Schriftsteller Jeremias Gotthelf nannte, deutlich erkannt und geschildert.[38]) H. Gebhardt[39]) kennzeichnet die Gottesvorstellung thüringischer Bauern so: „Dem Bauern steht Gott zu hoch, als daß er ihm eine Liebe zu den Menschen zutrauen könnte." W. Hoffmann[40]) vermerkt, daß für die rheinhessischen Bauern die Gerechtigkeit Gottes hervortritt, Gnade und Liebe Gottes hingegen zurücktreten. Die elsässischen Bauernkinder lernen nach Ernst Heywang[41]) Gott besonders als den strafenden Richter kennen, weil die Erwachsenen diese Vorstellung als Erziehungs- und Schreckmittel verwenden. Wilhelm Schubring[42]) hat im thüringischen Bauerntum ein „Bewußtsein der Abhängigkeit von einer höheren Macht" gefunden. Friedrich Manz[43]) möchte den Bauernglauben kennzeichnen durch die Überzeugung: „Es steht ein Mäch-

tiger über uns, dem wir nichts dreinreden." Ein kurhessischer Pfarrer[44]) nennt den Gott der hessischen Bauern gerecht, jedoch nicht väterlich. Der Gottesglaube anhaltischer Bauern ist nach Frau Witzig-Malo[45]) im wesentlichen ein „Vergeltungsglaube". J. Schwietering[46]) möchte die bäuerliche Gottesvorstellung als einen Herr-Gott-Glauben bezeichnen, dem gegenüber der Gott-Vater-Glaube zurücktrete. „Unser Herrgott" wird auch eine der gebräuchlichsten bäuerlichen Benennungen für Gott sein, so innerhalb aller deutschen Landschaften; jedenfalls ist für die Bauern aller deutschen Landschaften Gott weniger der liebende als der strenge, der gerechte, der unnachsichtige und strafende. Schwietering möchte die Genügsamkeit des Bauern, besonders des norddeutschen Bauern, aus einem solchen Gottesglauben ableiten. Eher aber wird eine solche Gottesvorstellung Ausdruck der herben Genügsamkeit sein, die ein ererbter Wesenszug vieler Bauern in allen deutschen Landschaften ist. J. F. Dietz[47]) kennzeichnet nach den Vorstellungen schwäbischer Bauern Gott als den Allmächtigen, von dem der Mensch abhängig ist. Dieser Allmächtige werde vom Acker aus erlebt und werde wegen seiner unberechenbaren Entschlüsse gefürchtet. Die Einhaltung kirchlicher Bräuche solle nach bäuerlicher Anschauung diesen allmächtigen, das Wetter bestimmenden Gott günstig stimmen. Das Gebet der Bauern habe magische Absichten einer Beeinflussung und Lenkung des Geschickes, über das Gott entscheidet. Außer der Macht Gottes schreibe der schwäbische Bauer aber auch Engeln, Teufeln, Dämonen und Hexen eine gewisse Macht zu. Gustav Hagemann[48]) hat in dem niedersächsischen Gebiete um Nordravensberg beobachtet, daß die Vorstellung eines „richtenden Herrgotts" mehr die der bäuerlichen Oberschicht ist, der wohlhabenderen alteingesessenen Familien, während sich bei den Kleinbauern und ärmeren Dörflern eher die Vorstellung eines „liebenden Vaters" finde. Auch dieser Zug wird sich in manchen Landschaften Deutschlands finden lassen, so wie in der bäuerlichen Oberschicht auch der Vorstellung eines Gottessohnes Jesus, der die Menschen geliebt habe und liebe, viel geringeres Gewicht zukommt, als in manchen vom Pietismus erfaßten oder beeinflußten Teilen der bäuerlichen Unterschicht.

Jedenfalls nimmt für den Bauern alles, was ihm göttlich oder heilig ist, eher Züge der Strenge, des Gesetzes und der Vergeltung an als Züge der Milde und der Vergebung. Gott straft und belohnt nach gerechtem Urteil, nicht aber nachsichtig oder erbarmungsvoll. Von den französischen Bauern hat der Dorfpfarrer Joseph Roux[49])

ausgesagt, sie lebten noch unter dem Gesetze der Furcht, das Gesetz der Liebe sei für sie ein toter Buchstabe (*Le paysan vit encore sous la loi de crainte; la loi d'amour est pour lui lettre morte*). Die gleiche Behauptung würde für deutsche Bauern gelten, wenn man in diesem Satze statt „Furcht" etwa „ehrfurchtsvolle Scheu" setzen würde.

Otto Schulte[50]) teilt mit, daß nach der Vorstellung der Bauern des Vogelsbergs Gott das Schlechte bestrafe und das Gute belohne. Diese Vorstellung von dem urteilsprechenden Gott sei so stark, daß die Bauern in den Handlungen eines Menschen, dem es schlecht geht, nach den verborgen gebliebenen Verschuldungen suchten, für die er nun von Gott bestraft werde. — Den gleichen Zug findet Joseph Weigert[51]) bei katholischen Bauern Bayerns: „Wo ein Übel zutage tritt, sucht er [der Bauer] nach einem Verschulden." So überträgt sich die bäuerliche Gerechtigkeitsliebe und der bäuerliche Sinn für Gegenseitigkeit und Vergeltung[52]), für ein *ius talionis*[53]), auf die Gottesvorstellung des Bauern, die auch aus diesem Grunde eher die Vorstellung eines strengen als die eines milden Gottes sein wird. Marte Renate Fischer[54]) schildert in einer Erzählung aus dem thüringischen Bauernleben von der Beurteilung des Unglücksfalles eines thüringischen Bauern durch Bäuerinnen seines Dorfes: „Die Frauen sagten, die einen hart und grausam, die anderen im Tonfall eines milden religiösen Vergeltungsbedürfnisses: „Das ist die Strafe dafor, daß er sein Mädchen hat sitzen lasse'." Auch die Schweizer Bauern, die Gotthelf geschildert hat, sehen Unglück als eine Strafe Gottes für Verfehlungen eines Menschen an.[55]) Die thüringischen Bauern, die H. Gebhardt[56]) beschrieben hat, schließen aus Geisteskrankheit, trübem Alter, schwerem Sterben oder Freitod eines Menschen auf verborgene Schlechtigkeiten und deuten seelisches Leid als „Gewissensqualen" und als „Strafe", und zwar vermerken sie dies mit Genugtuung. Aus Hessen wird berichtet, es sei bäuerliche Anschauung, daß ein Mensch es sich durch begangene Verfehlungen selbst zuzuschreiben habe, wenn es ihm schlecht geht[57]); der Bauer deute Unglücksfälle als Strafen Gottes, weil er Gottes Gerechtigkeit im Leben der Menschen wirksam sehen will.[58])

Darum zweifelt der Bauer auch, wie Schulze gezeigt hat, an der Wirksamkeit des christlichen Glaubens, wenn er den Acker des Frommen ebenso gute Ernten tragen sieht wie den Acker des Unfrommen. Und darum die immer wiederkehrende Frage „Womit habe ich das verdient?", wenn Bauern oder Bäuerinnen von ordent-

lichem und fleißigem Wesen und Wirken krank geworden oder in Unglück geraten sind, wenn die Ernte solcher Bauern schlecht geraten oder deren Vieh erkrankt ist. Von dieser Frage: „Womit habe ich das verdient?" oder „Warum tut das Gott?" oder von dem Satze „Da kann's doch keinen Gott im Himmel geben" berichten die Zeugnisse aus vielen deutschen Landschaften.[59])

Weil Gerechtigkeit und Vergeltung walten soll, weil Gute belohnt und Böse bestraft werden sollen, glaubt der Bauer gern an ein Ewiges Gericht.

Der Hunsrücker Bauer fordert nach Franz[60]) einen Ausgleich für gute und böse Handlungen und hält daher am Ewigen Gericht fest. Friedrich Niebergall[61]) führt den bäuerlichen Glauben an ein Ewiges Gericht auf den Gerechtigkeitssinn des Bauern zurück. So sind nach J. M. Williams[62]) auch die Farmer im Staate Neuyork früher überzeugt gewesen, es müsse eine Hölle geben, denn sonst würden die Menschen nicht zu ordentlichem Leben angehalten, von unordentlichem nicht abgehalten werden. Gott vergilt Böses mit Bösem und Gutes mit Gutem, als ob er sich im nachbarlichen „Gleichmachen" übte.[63]) Darum neigt gerade das bewußt gläubige und kirchliche Bauerntum dazu, wirtschaftliches Gelingen, gute Ernten, gesundes Vieh usw. als „Segen Gottes" oder „Gnade Gottes" anzusehen, wie Gustav Hagemann[64]) berichtet, während alles Bauerntum, ob mehr oder minder gläubig oder kirchlich, einen Gerichtstag nach dem Leben der Menschen mit solcher Überzeugung fordert, daß aus solcher Forderung die Vorstellung eines Gottes als Richters im Bauerntum vielleicht immer neu entstehen würde, wenn es eine herkömmliche und kirchliche Gottesvorstellung nicht gäbe. Vergeltung soll sein nach bäuerlichen Anschauungen. Hagemann[65]) berichtet aus der von ihm geschilderten besonders gläubig-protestantischen Gegend, die bäuerliche Vorstellung sei: „Alles, was auf dieser Erde unbelohnt und unbestraft geblieben ist, wird dort vergolten."

Aus solchen Vorstellungen folgt der bäuerliche Glaube an ein Jenseits mit einem Totengericht. Demnach wird Gott wirklich, wie ich oben (S. 50) nach Weigert angeführt habe, „aus der Notwendigkeit einer Ordnung" und „aus der vergeltenden Gerechtigkeit" erkannt; er ist ein „Postulat" dieser bäuerlichen Grundvorstellungen, ebenso wie das Jenseits ein „Postulat" dieser Grundvorstellungen ist. Vergeltung alles Guten und Bösen muß sein, und

ein Ort der Vergeltung muß sein, wenn Vergeltung im Menschenleben nicht möglich war. Die gerechte Vergeltung fordert aber auch einen allmächtigen gerechten Richter, also den bäuerlichen Gott.

Wie Gott vom Gedanken der gerechten Vergeltung aus begriffen wird, so erhält die Verehrung Gottes, der Gottesdienst, das Gebet, die frommen Handlungen und „guten Werke", seinen Sinn durch den Gedanken einer Gegenseitigkeit der Leistungen, durch den Gedanken eines *do ut des*. Gottfried Holtz[66]) führt aus, im bäuerlichen Gemüte sei kaum etwas anderes so eingewurzelt wie das *do ut des* gegenüber Gott.

Für den Schweizer Bauern bedeutet Frömmigkeit, wie E. Müller[67]) sich ausgedrückt hat, „ein Rechtsverhältnis zwischen Gott und dem Menschen". Der bayerische Bauer protestantischen Bekenntnisses sieht sich nach Hermann Beck[68]) Gott gegenüber in einem Vertragsverhältnis. Auch der württembergische Bauer protestantischen Bekenntnisses steht zu Gott, wie Paul Wurster[69]) mitgeteilt hat, „im alttestamentlichen Vertragsverhältnis". Die Auffassung der schlesischen Bauern protestantischen Bekenntnisses hat Martin Schian[70]) so gekennzeichnet: „Das klarste Gegenseitigkeitsverhältnis im Sinne des Bundesbeschlusses 2. Mose 19 beherrscht das religiöse Fühlen des schlesischen Bauernstandes"; die Bauern seien des Glaubens: „Wenn ich Gott nicht verlasse, darf er mich nicht verlassen" oder „Ich muß ordentlich meine Pflicht gegen Gott tun, damit Gott tut, was seine Sache ist."

Die Erwartung einer Gegenleistung Gottes gegen eine menschliche Leistung ergibt das kennzeichnende bäuerliche „Gottvertrauen", oder, wie Schian[71]) auch vermerkt hat, das bäuerliche „Gottvertrauen" ist in den meisten Fällen durch die Erwartung einer göttlichen Gegenleistung bestimmt. Der rheinhessische Bauer sieht sich nach W. Hoffmann[72]) Gott gegenüber in einem Verhältnis von „Leistung und Lohn".

Die Leistungen des Menschen, auf die Gott nach bäuerlicher Auffassung mit Gegenleistungen zu antworten hat, bestehen aber für das Empfinden des Bauern nicht nur, wie Schian angibt, in „Pflichten gegen Gott", im Kirchenbesuch, im Gebet, in frommen Werken, sondern auch in den bäuerlichen Arbeitsleistungen, wenn diese mit Fleiß, Ausdauer und Umsicht vollbracht worden sind.

Ein bäuerliches Gebet nach dem Säen, wie es im Rheinland katholische Bauern sprechen, zeigt dies an: „Mi Gott, ich han et menge (das meinige) gedan, du nu och et denge."[73]) Diedrich Rodiek[74]) hat die gleiche Anschauung bei friesischen und niedersächsischen Bauern protestantischen Bekenntnisses gefunden: „Wenn der Bauer fleißig arbeitet und nach kirchlicher Sitte lebt, dann ist Gott gleichsam zur Hilfe verpflichtet." — Karl Hesselbacher[75]) berichtet über die Auffassung der badischen Bauern protestantischen Bekenntnisses, denen die „guten Werke", wie sie der Katholizismus lehrt und fordert, als eine Verpflichtung gegenüber Gott erscheinen, auf die Gott mit Gegenleistungen antworten solle. Darum rühmen sich auch viele Bauern auf dem Sterbelager noch ihrer guten Werke, von deren Verdienstlichkeit sie überzeugt sind; so berichtet Friedrich Niebergall[76]), und schon F. E. A. Heydenreich[77]) hat diese Auffassung der Bauern erwähnt, die darum auf ihre „guten Werke" besonders stolz seien.

„Gute Werke" bedeuten für den Bauern die Sicherung einer Gegenleistung des Gutes und Böses gerecht vergeltenden Gottes.

Der Gedanke der Gegenseitigkeit, nur so ausgedrückt, daß erst Gott etwas zu leisten, dann die Bauern mit Dankbarkeit zu antworten hätten, findet sich in einem Spruche, den Joseph Weigert[78]) in katholischer Gegend Niederösterreichs mit der Jahreszahl 1814 auf einer Truhe aufgemalt fand: „Herrgott, laß wachsen viel Korn und Wein, so wollen wir fromm und zufrieden sein." Gottes Wohlwollen für das Gedeihen von Haus, Hof und Familie zu gewinnen, dazu verhelfen nach bäuerlicher Auffassung gute Werke und Einhaltung der gottesdienstlichen Gebräuche, und zwar sowohl nach der Auffassung katholischer wie nach der protestantischer Bauern, obschon doch die protestantischen Kirchenlehren, besonders die streng lutherische Lehre, den Wert der „guten Werke" für eine Rechtfertigung des Gläubigen vor Gott nicht oder nur in beschränktem Maße anerkennt. Aber auch in dieser Anschauung vom Werte der guten Werke stehen katholische und protestantische Bauernfrömmigkeit einander viel näher als katholische und protestantische Kirchenlehren. Vielleicht äußert sich die stärkere Betonung der guten Werke in katholischen Gebieten besonders darin, daß wandernde Bettler sich den Bauern gegenüber mehr als in protestantischen Gebieten auf eine Pflicht der guten Werke berufen. Schweighofer[79]) hebt nach Erfahrungen in den öster-

reichischen Alpenländern hervor, daß der ländliche Bettel sich besonders die Anschauung der Bauern zunutze mache, Gottes Wohlwollen sei durch gute Werke zu sichern. „Gute Werke" gegenüber Bettlern entsprechen nach Karl Hesselbacher[80]) bei den protestantischen Bauern in Baden jedoch nicht nur dem Gedanken der Gegenseitigkeit zwischen Gott und Menschen, sondern auch dem Standesgefühle wohlhabender Bauern, die den Armen etwas schenken, weil nach herkömmlicher Auffassung der wohlhabenden Bauern *„noblesse oblige"*.

Duich den Gedanken der Gegenseitigkeit wird auch die Neigung des Bauern zur Einhaltung hergebrachter kirchlicher Gebräuche bestärkt; mindestens möchte der Bauer kirchliche Gebräuche streng eingehalten sehen durch den Ortsgeistlichen, der nach seiner Anschauung dazu da ist, der Gemeinde durch wörtliche Einhaltung der vorgeschriebenen Gebräuche das Wohlwollen Gottes zu sichein. Als ein Geistlicher, der in einer kleinen protestantischen Ortschaft Thüringens, die er von einer größeren Kirchgemeinde aus zu betreuen hatte, seinen sonntäglichen Gottesdienst meist nur von ein paar älteren Bäuerinnen besucht fand, den Männern im Kirchengemeinderat als Entgegenkommen vorgeschlagen hatte, etwa nur alle 14 Tage oder alle Monate Gottesdienst zu halten, da er in der benachbarten größeren Ortschaft allsonntäglich predige, verstummten die Kirchengemeinderäte, brachen aber nach des Pfarrers Aufbruch in Entrüstung aus und ließen ihm dann sagen, es müsse jeden Sonntag in ihrem Dorfe Gottesdienst gehalten werden. Ob dieser Gottesdienst besucht wird oder nicht, ist für die bäuerliche Auffassung nicht so wesentlich wie die Frage, ob durch die hergebrachte und von den anerkannten Kirchenlehren vorgeschriebene Verrichtung des Gottesdienstes eine die Gottheit versöhnende und verpflichtende Handlung vorgenommen werde oder nicht. Der Bauer erwartet, daß gerade der zu dieser Verrichtung bestimmte Geistliche die hergebrachten und vorgeschriebenen Gebräuche streng einhalte und daran nichts abändere.

H. Gebhardt[81]) hat geschildert, wie die thüringischen Bauern an den festen Formen des Gottesdienstes hängen, an die man sich halten kann, wie ausgesprochen bei ihnen der Sinn für gottesdienstliche „Handlungen" sei, für Sitten des Gehens, Stehens, Sitzens und Umher-

wandelns in der Kirche, die Einordnung der Kirchgänger nach Geschlechtern, Altersstufen und Verwandtschaften. So achten auch in Hessen nach Otto Schulte[82]) die Bauern darauf, daß der Pfarrer den bestimmten, hergebrachten Weg zur Sakristei gehe, ebenso bei Beerdigungen den hergebrachten Weg von der Friedhofstür zum Grabe. Auch Werner Boette[83]) berichtet aus Hessen, bei Beerdigungen sei bis ins einzelne bestimmt, „wie es mit der Grabtragung gehalten werden soll." Die Bauern glauben dort, der Tote erlebe seine Beerdigung mit. Die bayerischen Bauern katholischen Bekenntnisses glauben nach Joseph Weigert[84]), daß Unregelmäßigkeiten, Abweichungen vom Herkommen bei Festen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen der Gemeinde Unglück brächten. Dietz[85]) hat diesen Zug auch bei den schwäbischen Bauern beiderlei Bekenntnisses gefunden: die Erfüllung der Form bedeute diesen Bauern in Glauben und Gottesdienst das meiste. Für die Treue oder Zähigkeit, mit der Bauern an Gebräuchen, besonders gottesdienstlichen, hängen, habe ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (3. Aufl. 1941, S. 197ff.) Beispiele angeführt.

Alle Bauernfrömmigkeit neigt zu einem gewissen Ritualismus. Das hat auch E. W. Hopkins[86]) ausgesprochen: „Auf der Stufe des Ackerbaus wird der Glaube der Naturvölker mehr in ritualistische Form eingekleidet, als dies auf der gewöhnlich vorhergehenden Stufe des Wanderhirtentums geschieht." *(The agricultural stage shows more religious incorporation of savage ideas in ritualistic form than does the usually precedent nomadic stage.)* Auf die Fragwürdigkeit der hier wieder ausgesprochenen „Dreistufenlehre" (Jägertum, Wanderhirtentum, Pflanzer- und Ackerbauertum) gehe ich hier nicht ein; ich will hier nur auf die Neigung aller Hackbau- und Ackerbauvölker zur strengen Beachtung herkömmlicher Gottesdienstformen verweisen. Gerade das ursprünglich so ausgesprochen bäuerliche Römertum ist ein Beispiel für den Ritualismus bäuerlichen Glaubenslebens. Darum findet sich in den Städten auch mehr innige, verinnerlichte Frömmigkeit, und zwar oft verbunden mit einer unkirchlichen Gesinnung, mehr Nachdenken über den Inhalt gottesdienstlicher Formen, Nachdenken über die Bedeutung der Glaubensformen für das sittliche Leben, mehr „persönliche Religion", wie es gewöhnlich bezeichnet wird, auch mehr Fragen nach der Stellung des Menschen zur Gottheit, als davon je auf dem

Lande zu finden sein wird. Viele Pfarrer der beiden christlichen Bekenntnisse haben, wie Schmidt-Lopsingen[87]) dies aus dem protestantischen Bauerntum des Rieses, dieser bayrisch-württembergischen Grenzlandschaft, berichtet hat, bei ihren Bauern einen Mangel an „religiöser Innerlichkeit" festgestellt. Um so mehr kann man von einer bäuerlichen Äußerlichkeit des Glaubenslebens sprechen, wenn man darunter das Haften am Herkommen, den „Ritualismus" versteht. Städtischer Glaube drückt sich mehr in Innerlichkeit aus, ländlicher mehr in Kirchlichkeit, in der Einhaltung von Gebräuchen, die nach bäuerlicher Auffassung Gott zu einer Gegenleistung verpflichtet. Auch die Neigung der Bauern zur Strenggläubigkeit (Orthodoxie) läßt sich zum Teil dadurch erklären, daß die wörtliche und buchstäbliche Auffassung kirchlicher Lehren den Bauern als verdienstvoll gilt, als eine Glaubensleistung, die Gott zu einer Gegenleistung verpflichte. Daher hat auch das Gebet, die Hinwendung zu Gott, durch die Gemeinde oder durch den einzelnen, für den Bauern die Bedeutung einer „magischen" Anrufung, wie J. F. Dietz[88]) ausführt und wie F. Pfister[89]) bestätigt. Das Gebet wirkt sich nach bäuerlicher Auffassung als eine übernatürliche „Kraft" aus. Der Inhalt bäuerlicher Gebete — auf die ich später noch einmal eingehen will — ist nach H. Gebhardt[90]) bei den thüringischen Bauern selten eine Bitte um Ergebung und Geduld, häufiger eine Bitte um Verschonung von Leiden, um Gesundheit und Leben, auf dem Sterbebette und im Alter auch die Bitte um ein rasches Ende.

Da für den Bauern Einhaltung von Geboten durch die Gemeinde und besonders genaue Einhaltung von Geboten durch den Geistlichen das Hauptkennzeichen der Frömmigkeit ausmacht, erhält aller Bauernglaube einen gesetzlichen Zug. „Bauernreligion ist Gesetzesreligion" sagt Dietz[91]) und führt dabei weiter aus, daß Gott als der strenge Gebieter begriffen werde, der seine Gebote befolgt sehen will, und daß daher die „Jesusreligion" dem Bauerntum ferner liege, zumal ihre Anschauungen in keiner Beziehung zur bäuerlichen Arbeit stünden.

Der Gottesglaube des deutschen Bauern hat immer noch manche Züge gemeinsam mit dem Schicksalsglauben des Indogermanentums und Germanentums, wie ich ihn in „Frömmigkeit

nordischer Artung"[92]) zu kennzeichnen versucht habe. Aus dem katholischen Bauerntum Bayerns berichtet Joseph Weigert[93]), der Bauer habe „eine Art Schicksals- und Vorherbestimmungsglauben". Einen solchen Glauben wird er um so mehr haben, je mehr er Gott als den Gesetzgeber einer Weltordnung sieht, je mehr also der oben betrachtete bäuerliche Ordnungsgedanke auch seinen Glauben durchdringt. Die Vorstellung einer Vorsehung, ob diese nun mehr als Vorsorge eines strengen Vaters oder als unbegreifliches Schicksal gesehen werde, scheint dem bäuerlichen Verstand und Gemüt besonders angemessen zu sein. Schon die Beobachtung des Wetters wird leicht zur Anerkennung einer allmächtigen Vorsehung hinlenken. Vor einer *over-ruling providence*, wie sie der nordamerikanische Farmer aus dem Wetter ablese, spricht I.M. Williams[94]). Schon F. E. A. Heydenreich[95]) hat betont, die „Vorsehung" werde von den Bauern als eine Schicksalsmacht aufgefaßt.

Carl Krieger[96]) nennt die Gottesvorstellung der Bauern des badischen Kraichgaus „stark irrational": diesem bäuerlichen Gotte hafte etwas Unberechenbares an; Sinnesänderungen dieses Gottes seien möglich; er könne in Zorn und Rache ausbrechen und habe somit alttestamentliche Züge. Diese „alttestamentliche" Gottesvorstellung darf indessen nicht so erklärt werden, als hätten die deutschen Bauern sie aus dem Alten Testament übernommen; das Alte Testament hat vielmehr eine einheimische überlieferte Gottesvorstellung, die Vorstellung von einem weltordnenden Schicksalsgott, nur in manchen Zügen bestärken können. Einige Züge der vorhebräischen Ackerbaugötter Kanaans, die mit Zügen des strengen Stammesgottes der hebräischen Wanderhirten verschmolzen sind, haben einheimische Gottesvorstellungen der deutschen Bauern bestärkt. Die bäuerlichen Vorstellungen von einem weltordnenden Schicksalsgotte wird man aber kaum aus einer Nachwirkung vorchristlicher germanischer und indogermanischer Göttervorstellungen erklären dürfen, sondern wird darin, daß solche Vorstellungen sich gegen die neutestamentliche Lehre der Kirchen sich immer wieder durchsetzen, die Auswirkung ererbter und angeborener seelischer Kräfte vermuten dürfen. Ernst Rolffs[97]) gibt als einen Grundzug der niedersächsischen Bauern-

frömmigkeit geradezu den „germanischen Schicksalsglauben" an, wobei er sicherlich auch nicht ein Fortleben vorchristlicher germanischer Glaubensvorstellungen annimmt, sondern eine fortdauernde Neuentstehung solchen Schicksalsglaubens aus der Artung dieser Bauern, die ja ihrer Rassenzusammensetzung nach mit der Artung der Germanen noch heute am meisten übereinstimmen. Als Beispiele dieses bäuerlichen Schicksalsglaubens führt Rolffs eine herkömmliche Wechselrede an, die bei Todesfällen zwischen Anteilnehmenden und Leidtragenden üblich sei: „Jau Sorg deit mi leed". — „Is Gods Will". Die gleiche Wechselrede lautet nach Rolffs in den Harzgegenden: „Ich bedauere Ihre Betrübnis." — „Es ist Gottes Wille gewesen". Als kennzeichnend für den Bauernglauben einer calenbergischen Gemeinde führt Rolffs [98]) den Satz an: „Es ist alles bestimmt, Leben und Sterben"; so sei Gott „das Geschick, dem man unentrinnbar ausgeliefert ist", und darum seien Kirchenlieder beliebt, in denen ein solcher Schicksalsglaube für den niedersächsischen Bauern ausgedrückt scheint, z. B. „Befiehl du deine Wege" oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten" oder „Was Gott tut, das ist wohlgetan". Nach E. Kern [99]) sangen die Bauern eines Gebirgsdorfes der Fränkischen Schweiz besonders gerne Lieder, die den Gedanken eines Schicksals- und Ordnungsgottes aussprechen: „Gott sitzt im Regimente und ordnet alles wohl" oder „Es kann mir nichts geschehen / Als was er hat versehen / Und was mir selig ist" oder „Was Gott will, das gescheh allzeit" oder auch die eben nach E. Rolffs angeführten Lieder.

Die eben nach E. Rolffs angeführte schicksalsgläubige Wechselrede bei Todesfällen ist auch in den meisten mitteldeutschen Landschaften und bei beiden christlichen Bekenntnissen verbreitet. Nach M. Unbekannt [100]) (Frau Witzig-Malo) lautet sie im Anhaltischen: „Tut mir leed, deine Bedrübnis." — „'S is Jottes Wille jewest." Im katholischen Eichsfeld in Nordthüringen lautet sie nach Joseph Weigert [101]): „Es tut uns leid, daß ihr betrübt seid." — „Es ist Gottes Wille gewesen." Die gleiche Wechselrede findet sich nach Werner Boette [102]) bei den protestantischen Bauern in Hessen. Bei den thüringischen Bauern protestantischen Bekenntnisses fand Hermann Gebhardt [103]) bei Todesfällen die Redensart: „Es hat so sollen sein." Im oberen Erzgebirge pflegen die Bauern beim Tode eines Angehörigen auszusprechen: „Der liebe Gott hat es uns geschickt, es hat wohl so sein müssen." [104]) Im badischen Odenwald

sind die Bauern überzeugt: „Was kommen muß, das kommt“ und glauben: „Alles in der Welt hat seinen guten Grund.“ [105]) Ein kurhessischer Pfarrer [106]) führt den Ausspruch eines hessischen Bauern an, dem eine Kuh erkrankt war: „Über wen's bestimmt ist, über den muß es kommen.“

Nach J. M. Williams [107]) pflegen die nordamerikanischen Farmer bei Todesfällen zu äußern, Gottes Wege seien unerforschlich. Bei schwerer Krankheit jüngerer Menschen pflegten sie zu sagen, die Kranken würden voraussichtlich noch nicht sterben, ihre Lebensarbeit sei noch nicht getan. Hingegen heiße es beim Tode alter Menschen: „Seine Lebensarbeit ist getan.“ In Thüringen nehmen die Bauern Krankheiten als ein Schicksal hin und sagen nach H. Gebhardt [108]): „Es ist nun einmal nicht anders“ oder „Mit dem Klagen bringt man's doch auch nicht weiter.“ Alte Menschen nehmen das Sterben als ein Geschick hin, das gänzlich im Einklang steht mit der Weltordnung. Ein thüringischer Alter sagte nach herkömmlicher Weise, wie H. Gebhardt [109]) berichtet: „Wir haben ja nun unsere Zeit gelebt.“ Es könnte auch in Übereinstimmung mit den Äußerungen nordamerikanischer Farmer heißen: „Unsere Lebensarbeit ist getan.“ In allen diesen Zügen spricht sich die Einfügung der Bauern in eine Weltordnung aus, die Anerkennung eines übermächtigen Schicksals. Gebhardt [110]) erwähnt auch die thüringischen Redensarten: „Was sollte denn werden, wenn keine Menschen stürben?“ oder beim Tode jüngerer Dorfgenossen: „Ja wo sollten denn die Menschen hin, wenn alle alt würden?“ Bäuerliche Eltern, denen ein Kind gestorben ist, sagen nach K. Hesselbacher [111]) in Baden in herkömmlicher Weise: „Unser Gott wird gewußt haben, warum er das Kind zu sich genommen hat.“ — Die Grundvorstellung ist die einer zwar unerbittlichen, aber im ganzen doch sinnvollen und wohltätigen Ordnung, eines zwar dem Menschen unerklärlichen, aber wahrscheinlich doch weise gelenkten Schicksals. Darum die Ergebenheit oder die Widerstandskraft, mit der Bauern schwere Geschicke ertragen. Schweighofer [112]) stellt nach seinen Beobachtungen in österreichischen Alpengebieten fest, daß dort bäuerliche Frömmigkeit sich am stärksten äußere im Ertragen schwerer Geschicke.

Schon Justus Möser[113]) hat geschrieben: „Keiner trägt ein Unglück standhafter als der Landmann; keiner stirbt ruhiger als er.“ Ein badischer Pfarrer[114]) hat aus dem Odenwald mitgeteilt: „Es ist eine Eigentümlichkeit des Bauern, daß er sich verhältnismäßig leicht ins Schwere und Unabänderliche findet“ — „Man muß es nehmen, wie es kommt“, sagen nach Bericht eines Pfarrers[115]) die kurhessischen Bauern. Aus Niedersachsen hat E. Rolffs[116]) mitgeteilt: „Als vornehmste sittliche Kraft habe ich beim Bauern das Beugen unter Notwendigkeiten gefunden.“

Die Einfügung in das Schicksal innerhalb einer göttlichen Weltordnung bewirkt auch das ergebene, oft geradezu wie selbstverständlich hingenommene Sterben vieler alter Bauern und Bäuerinnen. Ignaz Klug[117]) sagt als katholischer Geistlicher aus: „Eins muß ich dem Bauern ganz besonders nachrühmen: daß er zu sterben weiß.“ Über das Sterben der Bauern möchte ich später eingehender berichten.

Ein badischer Pfarrer[118]) hat nach Erfahrungen im Gebiete des südlichen Odenwalds den Bauernglauben als ein „schlichtes Gottvertrauen“ bezeichnet; ein württembergischer Pfarrer[119]) hat nach Erfahrungen im Bauerntum des Rieses hervorgehoben, den Bauern zeichne auch unter ärmlichen Verhältnissen ein Gottvertrauen aus. Solches Gottvertrauen mag die christlichere Ausgestaltung der allgemein bäuerlichen Gottergebenheit sein, und mancher Pfarrer wird dazu neigen, die Schicksalsbereitschaft der Bauern als Gottergebenheit oder Gottvertrauen zu deuten und christlichen Gottesglauben da zu finden, wo wahrscheinlich doch von einem nur halbchristlichen oder gar von einem nicht-christlichen Schicksalsglauben zu sprechen sein wird. Was die Geistlichen als „Gottvertrauen“ bezeichnen, ist oft kaum etwas anderes als die bäuerliche Schicksalserwartung, das Gefaßtsein des Bauern vor jeder Fügung des Geschicks. Justus Möser[120]) hat für die Haltung des niedersächsischen Bauern den Spruch: „Was Gott will, das geschehe!“ bezeichnend gefunden, einen Spruch also, in dem man sowohl Gottvertrauen wie Schicksalsbereitschaft finden kann. Schon F. E. A. Heydenreich[121]) hat ja bemerkt, daß die christliche Vorsehung von den Bauern im Sinne eines Schicksalsglaubens ausgelegt wird.

Der Schicksalsglaube des Bauerntums kann sich in einer mehr christlichen Weise als Gottergebenheit äußern oder er kann zu einer dumpfen Schicksalsergebung werden, die sich im wortlosen Ertragen von Schicksalsschlägen übt, oder dieser Schicksalsglaube kann, wie häufiger im niedersächsischen Bauertum und bei sonstigen überwiegend nordrassischen Bauernschlägen oder einzelnen Bauern vorwiegend nordischer Rasse zu erkennen sein wird, noch durchaus dem germanischen Schicksalstrotz gleich sein, jener indogermanischen Entschlossenheit zum Schicksal oder Liebe zum Verhängnis oder Lust am Schicksal *(amor fati)*, die ich in „Frömmigkeit nordischer Artung“[132]) zu kennzeichnen versucht habe. Gemeinsam wird für alle diese bäuerlichen Anschauungsweisen sein, was Karl Hesselbacher[133]) als Glauben badischer Bauern bezeichnet hat: „Ein ewiges dunkles Gesetz hängt über dem Menschenleben.“ Daraus erkläre sich auch, daß Gott mehr als Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit erkannt werde, weniger hingegen als Liebe. Nach Franz[134]) kann der Hunsrücker Bauer auch als Sterbender nicht eigentlich an Gottes Liebe glauben; ein kindliches Vertrauen zu Gott fehle diesen Bauern und ebenso der frohe Mut des Christen im Hinblick auf Jenseitiges. Hingegen werde der bäuerliche Schicksalsglaube von diesen Bauern für echt christlich gehalten.

A. W. Hayes[135]) findet den Schicksalsglauben der nordamerikanischen Farmer so tief in deren Bewußtsein eingewurzelt, daß eine solche Schicksalsergebenheit auch in die Betrachtungen dieser Farmer über gesellschaftliche und wirtschaftliche Zustände und Vorgänge eindringe und die Farmer so verhindere, solche Erscheinungen begreifen zu lernen und für sich nutzbar zu machen. Andere Beobachter haben hingegen betont, daß sowohl der Schicksalsglaube wie die mit ihm verbundene Gottesvorstellung der Bauern sich langsam geändert hätten und weiter änderten, seitdem die verschiedenen Versicherungen, Lebens-, Unfalls-, Hagel- oder Viehversicherungen einerseits, die amtliche Wettervorhersage andererseits dem Bauern vertrauter geworden seien, seitdem er sich also nicht mehr gänzlich wehrlos dem Schicksal oder dem unerforschlichen Willen Gottes ausgesetzt fühle. So sei für den Bauern die Macht der göttlichen Vorsehung nicht mehr so furcht-

bar, der menschliche Wille und die menschlichen Fähigkeiten nicht mehr so dürftig wie früher, Gott sei nicht mehr so drohend und der Mensch nicht mehr so hilflos.

Schon H. Gebhardt[126]) hat festgestellt, daß die Fortschritte der Heilkunst, neue Heilmittel und besser geschulte Ärzte den thüringischen Bauern „religionsärmer" machen. Dann hat Heinrich Hansjakob[127]) beobachtet, wie das aufkommende Versicherungswesen die Frömmigkeit der Menschen, auch der Bauern, beeinträchtige; bisher hätten die Frau eines auf Reisen abwesenden Mannes und ihre Kinder um glückliche Heimkehr des Ehemannes und Vaters gebetet. „Der heutige Reisepapa ist in der Unfallversicherung für viele Tausende und, wenn ihm was passiert, ist seine Familie ‚fein heraus'. Wozu also beten?" Franz Schroller[128]) teilt mit, daß die schlesischen Bauern schon in den neunziger Jahren die Meinung aussprachen: „Das Beten macht es nicht, das Versichern macht's." Friedrich Niebergall[129]) meinte sogar, der Bauer würde aufhören, fromm zu sein, wenn eine Wettervorhersage auf lange Zeit voraus oder gar das Wettermachen möglich wäre, wenn also das bäuerliche Gefühl der Abhängigkeit von einem drohenden Schicksalsgotte abnähme oder gänzlich dahinschwände. G. A. Witt[130]) stellt hauptsächlich nach Erfahrungen in katholischen Gebieten fest, daß die „staatliche Schutz- und Wohlfahrtspolitik" heute vielen wie eine „irdische Vorsehung" erscheine und daß damit Gottvertrauen und Gottergebenheit auch beim Bauern abnähmen. Joseph Weigert[131]) hat in katholischen Gebieten Bayerns beobachtet, daß Blitzableiter und andere neu eingeführten Sicherungsverfahren das „alte Gottvertrauen" verringern; der Bauer wähne nun, alles Gelingen hänge allein von der Einsicht und Tüchtigkeit der Menschen ab und von einem geeigneten genossenschaftlichen Zusammenarbeiten. Fritz Beckmann[132]) hat das Schwinden der bäuerlichen Schicksalsergebung auch auf wirtschaftlichem Gebiete verfolgt. Die großen Fortschritte der bäuerlichen Betriebswirtschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts hätten ein Vertrauen vieler Bauern zu ihrer eigenen Tüchtigkeit geweckt und bestärkt; so habe im Ruhrgebiet der Verkauf von Milch an die Städte stark zugenommen, der Bauer habe dem Bedarf durch gesteigerte Erzeugung entsprochen und auch damit sei die Vorstellung nach und nach geschwunden, als ob der Umsatz der durch eigene Tüchtigkeit gemehrten Erzeugnisse allein vom Willen Gottes und vom Wetter abhänge. Weit mehr als früher sehe der Bauer jetzt das Gedeihen seiner Wirtschaft abhängig von Anfangskapital, eigener Willenskraft und Leistung. J. F. Dietz[133]) teilt aus Württemberg mit, daß die naturkundliche Schulung der Bauern und das Versicherungswesen den alten

Schicksalsglauben der Bauern einschränkten, wenn auch das Abhängigkeitsgefühl nie ganz schwinden werde. Die gleiche Abnahme einer früheren Schicksalsergebenheit oder Gottergebenheit läßt sich in Nordamerika verfolgen. A. W. Hayes[134]) hat auf das Schwinden der bäuerlichen Schicksalsergebenheit aufmerksam gemacht, die durch die Schulung der Landjugend, durch genossenschaftliches Arbeiten und durch die Versicherungen bewirkt werde. N. L. Sims[135]) teilt mit, daß die Hagelversicherung, das Impfen der Herden gegen Seuchen, der amtliche Wetterdienst mit seiner Vorhersage des kommenden Wetters den Gedanken der unerforschlichen Vorsehung zurückgedrängt haben, während menschlicher Wille und menschliche Fähigkeiten entsprechend mehr bedeuteten.

Da der Bauer aber eine Abhängigkeit vom Wetter doch täglich empfinden wird, wird die bäuerliche Vorstellung von einem Schicksalsgott niemals gänzlich schwinden, zumal das bäuerliche Gefühl der Abhängigkeit nicht nur durch das Wetter, sondern auch durch viele andere Mächte des Weltlaufs bestärkt wird. Beim tüchtigen und widerstandskräftigen Bauerntum wird eine Abnahme des Abhängigkeitsgefühls eher den Willen zum Aushalten in schwierigen Lagen stärken. Dessen bleibende Schicksalsergebenheit wird sich etwa so äußern, wie es J. M. Williams[136]) vom nordamerikanischen Farmer des Staates Neuyork berichtet, nämlich als der gerade in schwierigen Lagen desto hartnäckiger erfaßte Entschluß, es müsse jetzt eben noch mehr gearbeitet werden.

### e) Die bäuerliche Gläubigkeit

Man kann fragen, ob die bäuerliche Gottesvorstellung mit der christlichen übereinstimme, also mit der Vorstellung eines väterlichen Gottes übereinstimme, die Jesus gewiesen hat, mit der Vorstellung eines „Vaters im Himmel“, der sich der sündigen Menschheit erbarmt und sie durch den Opfertod seines Sohnes erlösen will. Diese Frage möchte ich aber später, in anderem Zusammenhang zu beantworten versuchen, wenn ich nach verschiedenen Zeugnissen auszuführen haben werde, daß die christlichen Lehren von der Liebe und Gnade Gottes und von einer Erlösung dem Schlage des Durchschnittsbauern ziemlich fremd bleiben. Wenn die ursprüngliche Gottesvorstellung des germanischen Bauerntums von

den Lehren der Kirche unberührt geblieben wäre, so würde der bäuerliche Gott wahrscheinlich noch mehr die Züge eines Weltenordners und Schicksalsgottes bewahrt haben, etwa nach Art der Himmelsgötter indogermanischer Völker. Gott würde dann für den Bauern noch enger verbunden sein mit allen Ordnungen der Natur oder gar selbst an diese gebunden sein, die ja seine eigenen Ordnungen wären. So würde der bäuerliche Gott wahrscheinlich allwirksam *(penaitios)* sein, wie der adelsbäuerlich gesehene Zeus bei Aischylos im „Agamemnon" (Vers 1457) genannt wird: allwirksam und nicht im jüdisch-christlichen Sinne allmächtig. Er würde wahrscheinlich ein „Führer der rechten und gerechten Natur" sein. So ist gegen Ende des 2. Jahrhunderts der indogermanische Himmelsgott in hellenisch-römischer Gestaltung von Celsus, einem Philosophen der Schule Platons, in einer gegen die christliche Lehre verfaßten Schrift genannt worden. Celsus und etwa ein Jahrhundert nach ihm der Neuplatoniker Porphyrios haben die jüdisch-christliche Vorstellung von der Allmacht Gottes bekämpft, weil sie die Vorstellung von einem Gotte bedeute, der die Weltordnung durch Wunder durchbrechen und in Unordnung verwandeln könne.[137]) Hier erhob sich also die indogermanische Vorstellung von einem Kosmos, einer göttlichen Ordnung *(taxis)* gegen die morgenländische Vorstellung von der Erlösungsbedürftigkeit einer befleckenden und sündigen Welt, einer gottwidrigen Natur. Von sich aus würde der deutsche Bauer Gott wahrscheinlich mehr im indogermanischen Sinne als den allwirksamen Weltenordner sehen, weniger also im christlichen Sinne als den wundertätigen Schöpfergott, dessen Gnade und Liebe den in eine unreine Welt verstrickten und damit sündig gewordenen Menschen erlösen will.

Schon die angeführten Zeugnisse lassen ziemlich deutlich den Gegensatz zwischen der bäuerlichen Gottesvorstellung und der Gottesvorstellung des Christentums erkennen. Noch deutlicher wird dieser Gegensatz hervortreten bei Erörterung der bäuerlichen Vorstellungen von der Gnade und Liebe Gottes, von der Sünde der Menschen und ihrer Erlösung und von dem Erlöser Jesus. Trotz diesem Gegensatz der Gottesvorstellungen und der Vorstellungen von einem Plan und Ziel der Welt kommt aber, wie ich

zeigen möchte, der christlichen Lehre von dem wundertätigen Schöpfergotte eine bestimmte Gläubigkeit des bäuerlichen Gemüts entgegen, ein gläubiges Erstaunenwollen, dessen Eigenart zu kennzeichnen sein wird. Auch dieses gläubige Erstaunenwollen gehört zu den ursprünglichen Kräften des bäuerlichen Gemüts, aus denen sich immer von neuem wieder bäuerliche Frömmigkeit aufrichten würde, auch ohne die kirchliche Vermittlung. Die bäuerliche Gläubigkeit kommt den Lehren der Kirche um so bereitwilliger entgegen, je weniger der eben erläuterte Gegensatz der beiderseitigen Gottesvorstellungen vom Bauern durchschnittlicher Art empfunden oder gar bedacht wird. Dieser Gegensatz bleibt ja den meisten Bauern gänzlich unbewußt.

Die meisten Bauern wären bestürzt, wenn nicht entrüstet, wenn ihnen jemand nachweisen wollte, daß ihre Gottesvorstellung nur zum Teil mit der christlichen übereinstimme und daß sie sich von der Gottesvorstellung, die Jesus gewiesen hat, in wesentlichen Zügen unterscheide, denn nicht nur diejenigen Bauern, die mehr aus Herkommen als aus eigenem Antrieb die Kirche besuchen, also nicht nur die sogenannten Kirchenchristen unter den Bauern, sondern auch die nahezu unkirchlichen Bauern, die nur lose mit dem Christentum verbunden sind, halten sich für Christen, wie auch gerade sie ihren Schicksalsglauben für echt christlichen Glauben halten. Die meisten Bauern „wollen Christen sein", wie Schulze[128]) diesen Zug bezeichnet hat. Im allgemeinen werden diejenigen Bauern, die ein bewußtes christliches Glaubensleben führen, eher zu Zweifeln an einzelnen Lehren ihrer Kirche neigen oder eher einzelne dieser Lehren ablehnen als diejenigen, die über Glaubensfragen überhaupt nicht nachsinnen.

Allem Bauerntum, ob es im Glaubensleben dem Herkommen folge oder eine bewußte eigene Frömmigkeit pflege, ist eine gewisse Gläubigkeit als Grundzug eigen, mindestens eine gewisse Unbedenklichkeit, „übernatürliche", d. h. dem menschlichen Begreifen entzogene Kräfte, wunderbare Mächte anzunehmen. Der „aufgeklärte" Städter spricht gerne von bäuerlicher Leichtgläubigkeit oder mindestens Gutgläubigkeit, weil es Bauern gar nicht schwer fällt, an Wunder zu glauben — an Durchbrechungen von Naturgesetzen, wie der Städter dies sieht. Was dem aufgeklärten

nicht-christlichen Städter ebenso unzeitgemäß oder unbegreiflich erscheint wie dem „liberalen“ Christen, die von dem gebildeten Städter als Sagen und Märchen oder fromme Übertreibungen begriffenen Wunder im Alten und Neuen Testament, ferner die dem Städter als geschichtlich und überlebt erscheinenden Lehren vom Himmel und der Hölle, vom Teufel und von Engeln, von der Jungfrauengeburt, der Auferstehung, der Höllenfahrt und Himmelfahrt, von der Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut und andere von den Glaubenssätzen des strenggesinnten (orthodoxen) Christentums — alles dies nimmt der Bauer ohne besondere Schwierigkeit auf oder nimmt es wenigstens gern als Glauben seines Geistlichen entgegen, dessen Amt es nach bäuerlicher Auffassung ist, sich mit solchen Glaubenslehren zu befassen. Für viele Bauern hat noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegolten, was Schulze[139]) im Jahre 1882 über die Fähigkeit des Bauern ausgesagt hat, an Wunder und zwar sowohl an feinere wie gröbere Wunder und an einleuchtende und minder einleuchtende Lehrsätze der Kirche zu glauben: „Wer Kamele verschluckt, den können einige Mücken nicht beschweren.“ Für die meisten Bauern gilt aber in der Gegenwart eher, was ein ungenannter badischer Pfarrer um 1900 über den Glauben odenwäldischer Bauern mitgeteilt hat[140]), daß nämlich die „Heilstatsachen“ wie Jungfrauengeburt, Auferstehung und Himmelfahrt für den Bauern nicht viel bedeuten und daß er sich deshalb über deren Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit nicht erregt. Da es sich hier um Dinge außerhalb des bäuerlichen Alltags handelt, werden viele Bauern solche Lehrsätze und Wunder lieber „glauben“, als daß sie daran zweifelten, denn Glaube und Gläubigkeit sind, wie ich (S. 19, 20) schon ausgeführt habe, dem bäuerlichen Gemüt an sich schon angemessener als Zweifel und Ungläubigkeit. Dennoch mag heute, nachdem naturwissenschaftliche Belehrung schon im jüngeren Geschlecht des deutschen Bauerntums eingedrungen ist, für manchen Bauern zutreffen, was A. Ludwig[141]) beim badischen Bauerntum beobachtet hat: „Über die Wunder besonders des Alten Testaments, über das Leben, die Rätsel des Weltlaufs, macht man sich Gedanken. Freilich dem Pfarrer gegenüber äußert man seine Zweifel nicht.“ — Nach Erfahrungen im protestantischen

Bauerntum Norddeutschlands, besonders der Mark Brandenburg hat Karl Themel[142]) ausgesprochen: „Wer heute glaubt, daß die Auferstehungsberichte oder die Jungfrauengeburt ohne weiteres von der Gemeinde angenommen werden, täuscht sich schwer. Es liegt selbst im alten Bauerntum ein gut Teil Rationalismus." — Die nachdenklicheren Bauern, welche die unbequeme Seelenlage des Zweifels nicht scheuen — also eine Minderheit — werden von jeher zum „Rationalismus", d. h. in ihrem Falle: zu einer nüchternen verstandesmäßigen Prüfung ihnen entgegengebrachter Lehren geneigt haben. Der Geist des rationalistischen Zeitalters und die rationalistische Theologie des 18. Jahrhunderts konnten ins Bauerntum so tief eindringen, weil dieses am liebsten dem „gesunden Menschenverstand" folgt. Der bäuerliche Verstand würde sich gegen manchen Wunderbericht und manchen kirchlichen Lehrsatz auflehnen oder mehr auflehnen, als das in der Regel geschieht, wenn diese Berichte und Lehren nicht überwiegend einem „übernatürlichen" — und das bedeutet für den Bauern: einem das bäuerliche Leben wenig berührenden — Bereiche angehörten, den zu bedenken nach Meinung der meisten Bauern dem Pfarrer viel mehr zukommt als den Bauern.

Der „Rationalismus" des Bauern — den ich später nochmals zu betrachten haben werde — macht aber gerne vor dem „Übernatürlichen" Halt, ja mancher Bauer „liebt das Geheimnisvolle und fühlt sich vom Übersinnlichen angezogen", wie Kurt Steiger[143]) mit unhaltbarer Verallgemeinerung von „dem" Bauern überhaupt ausgesagt hat. Die meisten Bauern sind innerhalb gewisser Grenzen gläubig, am liebsten aber rechtgläubig (orthodox) und nicht etwa „liberal" wie städtische Gebildete. Zur Rechtgläubigkeit werden die meisten Bauerngemeinden schon deshalb neigen, weil für die meisten Gemeinden Rechtgläubigkeit Herkommen ist. N. L. Sims[144]) nennt den *fundamentalism*, die Strenggläubigkeit, die kennzeichnende Haltung der nordamerikanischen Farmer in Glaubensfragen; diese Strenggläubigkeit könne sich bis zur äußersten *orthodoxy* steigern, eben weil eine solche Haltung die hergebrachte ist. Dann aber kommt Rechtgläubigkeit dem bäuerlichen Gemüt deshalb entgegen, weil Rechtgläubigkeit eine entschiedene Haltung bedeutet, weil hier nichts in der Schwebe gelassen und alles im

Sinne eines Entweder-Oder beantwortet wird. Der Rechtgläubige weiß, woran er sich zu halten hat.

Den bäuerlichen Zug zur Rechtgläubigkeit, die dem Bauern sagt, woran er sich zu halten habe und nichts im Ungewissen läßt, hat Oswald Menghin[145]) in der Erzählung „Wo ist der Himmel?" nach einer Begebenheit im tirolischen Bauerntum treffend wiedergegeben:

Im Sarntal gab es einmal einen jungen Kooperator; der war besonders hoch gebildet und glaubte, er müsse auch den Bauersleuten etwas von seiner Weisheit beibringen.

Da kam er eines Sonntags in der Predigt darauf zu sprechen, wo der Himmel sei. Die Bauern hatten bis dahin gemeint, man brauche nur in die Höhe zu schauen, in die Gegend, wo nachts die Sterne funkeln, dann sehe man schon den Himmel. Aber keine Rede davon; der neue Kooperator behauptete, das sei alles eine falsche Vorstellung, kein Mensch wisse, wo der Himmel sei, und man werde es auch niemals wissen, denn der Himmel sei etwas Geistiges, Unfaßbares, und an keinen Raum gebunden.

Die Bauern ließen es gut sein. Aber bald darauf kam ein altes Ausgedingweiblein zu sterben. Sie merkte, daß es zu Ende ging, und da verlangte sie nach den Tröstungen der Religion. „Geahts und holts mir an Geistlichen", sagte sie, „aber nit den, der nit woaß, wo der Himmel isch."

F. E. A. Heydenreich[146]) hat im Jahre 1800 vermerkt, der Schöpfungsbericht des Alten Testaments werde von den Bauern wörtlich genommen. Es gibt auch heute noch genug Bauerngemeinden und einzelne Bauern, die diesen Bericht als geschichtliche Urkunde über die Weltentstehung nehmen.

Auch Hermann Gebhardt[147]) hat diese gläubige Haltung wieder bestätigt: die thüringischen Bauern nähmen die Bibel einfach hin und verstünden alles im wörtlichen Sinne, so alle darin erzählten Wunder, alle daraus abgeleiteten Lehrsätze von der Geburt Jesu bis zur Auferstehung; Wunderberichte störten die thüringischen Bauern weniger als die Anschauungen liberaler Geistlicher; auch Deutungen der biblischen Berichte aus den Eigentümlichkeiten des morgenländischen Lebens hörten die Bauern nicht so gerne wie die einfache wörtliche Hinnahme des Wortlautes. Karl Hesselbacher[148]) hat die gleiche Gläubigkeit bei protestantischen Bauern in Baden beobachtet: die Lehrsätze der

Kirche würden hingenommen mit einer Bereitschaft, die entweder alles oder nichts wolle; Übersinnliches werde ohne Schwierigkeiten geglaubt, während die Deutungen liberaler Geistlicher nicht ansprächen; lieber wolle man dann gar nichts mehr glauben. Auf dieses bäuerliche Entweder-Oder und Alles-oder-Nichts habe ich nach H. Gebhardt (S. 20) schon aufmerksam gemacht. Carl Krieger[149]) berichtet aus dem badischen Bauerntum des Kraichgaus, der Bauer nehme die Bibel gerne wörtlich und wolle sie gar nicht mit dem Verstand durchdenken. Karl Themel[150]) hat die Vorliebe der Bauern für Strenggläubigkeit und wörtliche Aufnahme kirchlicher Lehren nach Erfahrungen im norddeutschen, besonders brandenburgischen Bauerntum so erklärt, daß seine Erklärung sicherlich für das Bauerntum aller deutschen Landschaften gilt: „Die Orthodoxie hat etwas Handfesteres, und das braucht der Wirklichkeitssinn des Bauern." Themel (S. 6) schreibt weiter, daß Moltke zwar Rationalist gewesen sei, als Kirchenpatron einer bäuerlichen Gemeinde aber nicht einen liberalen, sondern einen orthodoxen Geistlichen bestellt habe. Liberales Christentum ist „gebildetes" Christentum, Bildungswerte sind aber etwas anderes als die bäuerlichen Lebenswerte

Nach nordamerikanischen Verhältnissen hat J. M. Williams[151]) die Neigung der Farmer zur Strenggläubigkeit aus einem bäuerlichen Bedürfnis nach Gewißheit erklärt; man wünsche durch Festhalten an den Lehrsätzen auf der sicheren Seite *(on the safe side)* zu stehen, vor allem sich ein Wiedersehen mit den Toten der Familie zu sichern. Der Glauben an ein Leben nach dem Tode sei bei den Farmern tief eingewurzelt. Für das ältere Farmertum des Staates Neuyork am Ende des 19. Jahrhunderts war nach J. M. Williams[152]) die Bibel noch durchaus wirklich von Gott eingegeben; Unstimmigkeiten des Wortlauts zu lösen, war diesen Farmern die Aufgabe ihres Geistlichen. Die Auslegung eines Wortlautes in Folgerungen, die dem gemeinen Manne verständlich waren, wurde bewundert als eine rühmenswerte Leistung, so etwa mit den Worten: „Ich habe noch nie einen Mann gekannt, der aus einer Bibelstelle so viel herausholen konnte" *(I never knew a man who could get so much out of a text)*.

Der Städter, der über die Gläubigkeit des Bauern gegenüber Wunderberichten und kirchlichen Lehrsätzen erstaunt ist, übersieht meistens, daß dem Bauern viele alltägliche Dinge des Pflanzenwachstums, des Tierlebens, der Himmelsvorgänge und des menschlichen Lebens als „Wunder" erscheinen, da er ja die naturwissenschaftlichen Erklärungen nicht kennt oder sogar nach Aufnahme

solcher Erklärungen diese nicht schätzt und leicht oder gar gerne vergißt. Ernst Heywang[153]) findet, daß den elsässischen Bauern, unter denen er als Lehrer gewirkt hat, alles wie Wunder erscheine und nichts ganz selbstverständlich sei. Die „lebensreligiösen Vorstellungen" der Bauern seien bei katholischen wie bei protestantischen Bauern „gar nicht verschieden" von einander; die beiden Glaubensbekenntnisse unterschieden sich im bäuerlichen Leben allein durch die Lehre und die „Formen der Religionsübung". Die „lebensreligiösen Vorstellungen" des Bauerntums lassen aber nach Heywang[154]) das Wunder durchaus zu. B. M. Steinmetz[155]) hat das Maß der Gläubigkeit katholischer deutscher Bauern so zu kennzeichnen versucht: „An Glauben im Sinne bloßen Hinnehmens fehlt es nicht. Die stärkste Vermehrung des Dogmenschatzes würde keine Schwierigkeiten bereiten." Dem entspricht auf protestantischer Seite die schon angeführte Feststellung: „Wer Kamele schluckt, den können einige Mücken nicht beschweren."[156]) Im badischen Kraichgau mit dessen protestantischem Bauerntum hat Carl Krieger[157]) die gleiche Wundergläubigkeit beobachtet: man glaube leicht an Wunder, da man ja auch an böse Geister und an die Macht des Besprechens glaube. Ich habe schon nach Alfred Eckert[158]) angeführt, ihrer Form nach sei „die Religion der Landleute" Feier, ihrem Inhalt nach „Dogma, Kirchenlehre . . . zugleich eine ganz starre, unpersönliche Größe, etwas, das sie innerlich gar nicht angeht, sondern nur persönliche Sache des Pastors ist." — Alles, was dem Bauern in der Bibel als Unstimmigkeit und Widerspruch erscheint, alles, was ihm in Bibel und Kirchenlehre gelegentlich unverständlich oder unglaubwürdig vorkommt, überläßt der Bauer also am liebsten seinem Geistlichen, der ja dazu studiert habe, daß er Widersprüche auszulegen und Zweifel zu lösen imstande ist. Der Bauer selbst läßt solche ihm nicht zukommenden Fragen lieber ungelöst und geht seiner täglichen Arbeit nach — so wenigstens der durchschnittliche Schlag, den ich hier allein betrachte. Schon die Anwesenheit eines Geistlichen in der Gemeinde, noch mehr dessen gottesdienstliche Verrichtungen, wirken auf den Bauern beruhigend, zumal es ihm mehr auf das seelische Gleichgewicht der ganzen Gemeinde ankommt als auf die gelegentlich auftauchenden Zweifel oder Anfechtungen oder Glaubensnöte

eines Einzelnen. Die Gläubigkeit vieler Bauern ist daher auch ein Ausdruck dessen, daß Glaubensfragen den meisten Bauern fern liegen. Paul Drews[159]) hat diesen Zug bei sächsischen Bauern beobachtet: „Religiöse Fragen, so scheint es, bewegen den Bauern wenig oder gar nicht. Wenigstens spricht er sie nicht mit dem Pfarrer durch." — So ist die Gläubigkeit mancher Bauern, d. h. das widerspruchslose Hinnehmen kirchlicher Lehren über „übernatürliche" Geschehnisse und Dinge, schon fast so etwas wie eine unbeteiligte Gleichgültigkeit. Die Bauern halten sich bei Zweifeln nicht gerne und nicht lange auf, sondern „glauben" lieber alles wörtlich in widerspruchsloser Entgegennahme: „Man muß glauben, was in der Bibel steht" oder „Man muß glauben, was der Pfarrer predigt".[160])

Während in der Stadt viele einzelne Menschen in Glaubensnot sind, an ihren Zweifeln leiden, nach Glaubenswahrheiten suchen, sich nach Anzeichen einer Gnade Gottes sehnen, überwiegt im Bauerntum weitaus eine maßvolle beruhigte Frömmigkeit herkömmlicher Art. Joseph Weigert[161]) schildert als katholischer Geistlicher diese mäßige und beruhigte Frömmigkeit katholischer Bauern in Bayern mit Worten, die man ebensogut auf protestantische Bauern und auf die Bauern anderer deutscher Landschaften anwenden könnte: „Auffallend ist, daß man von geistig gesunden Leuten so wenig über innere Kämpfe, über seelische Schwierigkeiten gefragt wird. Es ist, als ob die meisten überhaupt kein inneres Leben hätten. Sie machen wohl alles mit, werden aber nicht warm dabei." — Zum Teil erklärt es sich aus der schon erwähnten bäuerlichen Scheu, daß der Geistliche von Glaubensnöten der Bauern nur wenig erfährt; zum anderen Teil erklärt sich die Seltenheit bäuerlicher Aussprachen mit dem Geistlichen aus der Ruhe der bäuerlichen Seele, die immer mehr Teil einer Gemeinschaftsseele ist als Einzelseele. Was zum herkömmlichen Glauben der Gemeinde gehört, ist für den Bauern „in der Ordnung", ob dieser Glaube nun eine geringere oder eine größere Gläubigkeit gegenüber kirchlichen Lehrsätzen und biblischen Wundern erfordere. Gläubigkeit gehört aber schon zum Wesen der bäuerlichen Seele, so wie Ungläubigkeit dem Wesen des Bauerntums zu widersprechen scheint.

Die bäuerliche Gläubigkeit ist immerhin in der Regel tiefer beim weiblichen Geschlecht und in höherem Lebensalter. Nach J. Weigert[162]) hat die weibliche Jugend in katholischen Gebieten Bayerns weniger Scheu vor Aussprachen mit dem Geistlichen; sie ist für kirchliche Lehren empfänglicher als die männliche Jugend, hat mehr Bedürfnis nach Erbauung, ein stärkeres Gefühl der Abhängigkeit von der Gottheit, dabei mehr Neigung zu Äußerlichkeiten des Glaubenslebens. Solche Züge gelten in abgeschwächter Weise für die Bäuerinnen aller Lebensstufen in allen deutschen Landschaften. Ebenso ist bei beiden Geschlechtern die Empfänglichkeit gegenüber den Lehren der Kirchen und dem Zuspruch der Geistlichen im Alter größer als in der Jugend und in mittleren Jahren. Den schweizerischen Bauern Gotthelfs ist es, wie Helene Barthel[163]) gezeigt hat, eigentümlich, Bibel und Gesangbuch als Sachen der Schulzeit einerseits, des Greisenalter andererseits anzusehen. Werner Boette[164]) erwähnt den Ausspruch eines unteren Beamten in höherem Alter: „Solange einer gesund und stark ist, glaubt er nicht; wenn er alt ist, so glaubt er gern wieder." Beim Bauern müßte es etwa heißen: . . . „glaubt er weniger oder nicht alles, was die Kirche fordert" und „. . . glaubt er gern wieder alles, was in seiner Jugend vom Geistlichen gelehrt worden war".

Die Gläubigkeit des Bauern wird den Lehren jedes hergebrachten Glaubens immer von neuem wieder entgegenkommen, und diese gläubige Haltung würde schließlich auch einem neuen, also nichthergebrachten Glauben entgegenkommen, wenn dieser „neue" Glaube selbst schon wieder etwas Herkömmliches gewonnen hat und wenn er nicht ein Glaube für städtische Gebildete ist wie die meisten Abarten des liberalen Christentums.

Gegenüber der Gläubigkeit mancher Bauern vom durchschnittlichen Schlage ist aber noch einmal an die Verdienstlichkeit zu erinnern, die nach bäuerlicher Auffassung dem Glauben als einem Fürwahrhalten von zunächst unglaubwürdigen Sätzen der Kirchenlehre zukommt. Otto Schulte[165]) hat vom Kirchgang einer hessischen Bauernfamilie berichtet, „weil sie hofften, daß nun die Dürre aufhöre". Diese Familie wollte also Gott zur Gegenleistung verpflichten durch eine fromme Leistung. Der Melker unterläßt nach E. Müller[166]) das Fluchen, weil sonst im Stall ein Unglück

geschehen könne. Er verzichtet auf den ihm auf der Zunge liegenden Fluch, um durch solchen Verzicht die Gegenleistung Gottes, die Schonung seines Viehs, zu erwirken. Nach dem gleichen Beurteiler schweizerischer Bauernfrömmigkeit gilt den Bauern das Bibellesen als verdienstlich wie auch der Kirchgang. Nach Paul Glaue[167]) sind auch unaufmerksame Kirchenbesucher unter den thüringischen Bauern der Überzeugung, mit dem Kirchgang ein gutes Werk getan zu haben. So erscheint vielen Bauern der „Glaube" an Dinge, die an sich nicht glaubhaft erscheinen, als eine Leistung und als ein Verdienst, auf die Gott mit sichtbarem Wohlgefallen antworten müsse. So erscheint ihnen auch der Verzicht auf einen Widerspruch gegenüber der kirchlichen Behauptung von Dingen, „die noch niemand gesehen hat", als ein Verdienst, das von Gott belohnt werden soll. Darum hat Schulze[168]) ausgeführt, daß die deutschen Bauern ziemlich gute Christen zu nennen wären, wenn das Festhalten an kirchlichen Lehren ein Anzeichen wahren Christentums wäre, daß aber die bäuerliche Gläubigkeit und Kirchlichkeit vielfach nur Mittel zur Gewinnung göttlichen Wohlgefallens seien, Mittel zur Erlangung von Regen oder Sonnenschein oder Mittel zur Abwehr von Krankheiten.

# VII. Christliche Lehren, denen das bäuerliche Gemüt entgegenkommt

Gegenüber der bäuerlichen Neigung zur Gläubigkeit und gerade zur Strenggläubigkeit, gegenüber einer Neigung also, die immer wieder bewirken wird, daß der Bauer kirchliche Glaubenslehren willig aufnehmen wird, ist es schwierig zu unterscheiden, welche Lehren der christlichen Kirchen die Bauern einfach hinnehmen und welche Glaubensvorstellungen sie immer wieder aus sich selbst schöpfen könnten. Der Gedanke der sinnvollen Welt- und Lebensordnung und die Grundzüge der im vorhergehenden Abschnitt betrachteten Gottesvorstellung würden im bäuerlichen Gemüt wohl immer von neuem wieder entstehen. Aber das bäuerliche Gemüt wird auch einzelnen Lehren der christlichen Kirchen immer von sich aus wieder entgegenkommen.

## a) Das Jenseits und das Ewige Gericht

Dem Erlösungsgedanken und der Jenseitsvorstellung — wenn auch nicht gerade dem strenggläubig (orthodox) christlich gefaßten Erlösungsgedanken und der strenggläubig christlichen Jenseitsvorstellung — kommen bäuerliche Empfindungen entgegen. Ich habe (S. 71) schon nach J. M. Williams erwähnt, daß der nordamerikanische Farmer an ein Wiedersehen nach dem Tode glaube, das ihn wieder mit seiner Familie vereinigen werde. Hier kommt dem christlichen Lehrinhalt die bäuerliche Vorstellung von der Ewigkeit der Sippe entgegen. Die Jenseitsvorstellung wird also auch durch das Sippengefühl gefordert oder bestärkt. Bei den Allerseelenandachten in Tirol werden die Verstorbenen nach ihrer Abstammung durch vier bis fünf Geschlechterfolgen aufgezählt. Bäuerliche Grabinschriften drücken

die Erwartung eines Wiedersehens mit den Verwandten im Jenseits aus.

Auch die bäuerliche Vorstellung von der ausgleichenden Gerechtigkeit eines lohnenden und strafenden Gottes verlangt ein Jenseits. Die bäuerliche Vorstellung fordert ein Ewiges Gericht zur Bestrafung solcher Untaten, die durch die irdischen Gerichte nicht entdeckt oder bestraft worden sind. F. E. A. Heydenreich[1]) hat vermerkt, die Vorstellung eines Weltgerichts bedeute für den Bauern eine Drohung, die ernst genommen wird und zur Sittlichkeit beiträgt. Darum kommt auch die christliche Lehre von einer Hölle als Verdammungsplatz für Frevler dem bäuerlichen Denken entgegen. Nach J. M. Williams[2]) hält die Furcht vor einer Strafe im Jenseits manchen nordamerikanischen Farmer innerhalb der gesetzlichen Schranken und der herkömmlichen Sittlichkeit. Nach dem gleichen Verfasser[3]) war jedoch bei den nordamerikanischen Farmern der Glaube an eine Hölle früher lebendiger als heute. Früher sei es ihre feste Überzeugung gewesen, daß es eine Hölle geben müsse, denn sonst würden die Menschen sich nicht ordentlich halten; nichts könne sie von einem unordentlichen Leben abhalten, wenn es keine Hölle gäbe. Heute werde die Vorstellung „Hölle" mehr bildlich genommen, das Bestehen einer Hölle werde bezweifelt, und der Schrecken vor Höllenqualen sei nicht mehr so groß. „Die Hölle ist noch nicht einmal halb so heiß, wie sie vor fünfzig Jahren war." Die Vorstellung irgendeiner Vergeltung für Gute und Böse in einem Jenseits wird aber wahrscheinlich im Bauerntum bestehen bleiben trotz aller „liberalen" Auslegung der entsprechenden kirchlichen Lehren, denn sie entspricht dem bäuerlichen Gemüt und ist nicht nur durch die christliche Lehre entstanden. Gegenüber der Unbill und den Ungerechtigkeiten des Lebens glauben nach J. M. Williams[4]) die nordamerikanischen Farmer daran, daß nach Gottes Willen eines Tages alles einmal recht gemacht werden soll: „*Some day everything will be made right*." — Das ist auch eine Glaubensvorstellung des deutschen Bauerntums. Nach Schulze[5]) wird das Leben nach dem Tode für den deutschen Bauern durch Lohn und Strafe bestimmt; es sei aber auch abhängig von Bestattungsgebräuchen und von sich ereignenden Zufällen bei der Bestattung.

Der Hunsrücker Bauer hält nach Franz[6]) am Glauben an ein Ewiges Gericht fest, weil ein Ausgleich sein müsse, weil Böse bestraft und Gute belohnt werden sollen. Friedrich Niebergall[7]) hat für den deutschen Bauern im allgemeinen ausgeführt, er glaube gern an ein Ewiges Gericht, weil sein Gerechtigkeitssinn ein solches fordere.

### b) Die Erlösung nach bäuerlicher Vorstellung

Dem christlichen Erlösungsgedanken kommt die bäuerliche Vorstellung von einer wohlverdienten Ruhe für jeden fleißigen und rechtschaffenen Menschen entgegen. Die Erlösung im Sinne der kirchlichen Lehren als ein Zustand der Wiedergeburt durch die Gnade Gottes und durch den Opfertod des Gottessohnes — diese Vorstellung bleibt dem üblichen Schlage des Bauerntums ziemlich fremd und gehört fast nur einer Minderheit bewußt-christlicher Bauern an, die ein eigenes Glaubensleben führt. Alle anderen Bauern verstehen unter Erlösung die Enthebung aus mühseliger Arbeit. Wenn gebrechliche alte Bauern und Bäuerinnen sterben oder wenn ein Kranker nach schwerem Leiden stirbt, so spricht der Bauer gern von „Erlösung". Die Grabinschriften auf ländlichen Friedhöfen sprechen auffällig oft solche Vorstellungen aus.

H. Gebhardt[8]) führt Redewendungen thüringischer Bauern an, die bei Todesfällen diesen bäuerlichen Gedanken der wohlverdienten Ruhe aussprechen: „Er hat's überstanden" oder „Ihm ist wohl" oder „Wenn ich nur auch schon da wäre, wo er ist." E. N. Bennett[9]) hat diesen Zug bei englischen Landbewohnern beobachtet; sie sterben ohne Beklemmung in der Hoffnung auf Ruhe; sie sind „müde und verlangen nach Schlaf" *(tired and willing to sleep)*. Von der gleichen Hoffnung auf eine jenseitige Ruhe spricht J. M. Williams[10]), der dabei eine herkömmliche Redensart der nordamerikanischen Farmer anführt: „Wir werden im Himmel lange ausruhen können" *(We'll have a long rest in heaven)*. Für die Kraichgauer Bauern ist der Himmel nach Carl Krieger[11]) „ein Platz des Ausruhens von Arbeit, Sorge und Schmerz".

Es ist aber schon F. E. A. Heydenreich[12]) aufgefallen, daß der Gedanke der Auferstehung, wie er nach der kirchlichen Lehre mit dem Gedanken eines Fortlebens nach dem Tode und eines Jenseits verbunden ist, den Bauern ziemlich unklar ist, daß der

Gedanke der Auferstehung leicht zu erschüttern sei, daß die Bauern zu Zweifeln an einer solchen Auferstehung neigten, weil sie doch den Leichnam eines Verstorbenen verwesen sehen. H. Gebhardt[13]) hat vermerkt, man dürfe bei den thüringischen Bauern, wenn sie den Gedanken der wohlverdienten Ruhe im Jenseits aussprechen, „nicht einfach die christliche Himmelshoffnung voraussetzen". Auch auf dem Totenbette werde von den Bauern eine „Erwartung über das irdische Leben hinaus" nicht ausgesprochen. Die „Seligkeit im Himmel" spiele kaum eine Rolle, wo der Gedanke der ewigen Ruhe als Trost oder Erwartung ausgesprochen werde. Man hört bei Todesfällen nach Gebhardt auch Wendungen wie: „Wir müssen alle den Weg gehn" — Wendungen, die also den Schicksalsgedanken enthalten. Man kann aber nach der Grabrede des Geistlichen nach Gebhardt auch Aussprüche des Zweifels hören wie: „Wenn's nur auch wahr wäre! Es ist doch noch keiner wiedergekommen" oder „Man wird's ja sehen, ob etwas daran ist." — Doch ist, wie ebenfalls H. Gebhardt berichtet, der Unsterblichkeitsglaube im Sinne der kirchlichen Lehren bei den thüringischen Bauern gegenüber früheren Zeiten lebendiger geworden.

Die Vorstellungen, welche sich die Bauern vom Jenseits, dem Orte der Unsterblichkeit, machen, werden ziemlich mannigfaltig sein; aber so verschieden sie von einander sein werden, so wird ihnen allen — abgesehen von der Vorstellung eines Wiedersehens mit den Verwandten — eine gewisse Undeutlichkeit eigen sein. Nach seinen Beobachtungen im Elsaß hat Ernst Heywang[14]) angegeben, daß die Bauern sich Gott im Himmel umgeben von Engeln vorstellen. Ob diese Engel „die Verstorbenen oder die dauernden Diener Gottes oder die künftigen Menschenkinder sind", bleibe meistens eine offene Frage. Nach J. P. Steffes[15]) entbehrt das Jenseits beim katholischen „Volke" — d. h. im wesentlichen bei der bäuerlichen Bevölkerung — „klarer Vorstellungs- und Anschauungsgehalte".

Man muß bedenken, daß die Bauern sich über Unsterblichkeit, Jenseits und Himmel deshalb im allgemeinen weniger Gedanken machen als manche Städter oder aber die Lehren ihres Geistlichen über solche Glaubensvorstellungen gläubiger entgegennehmen als viele Städter, weil die Vorstellung des Todes für bäuerliches

Empfinden nicht so erregend ist wie für städtisches. „Das bäuerliche Volk stirbt ruhig, müde von der Arbeit. Es hat sich auch beizeiten an den Gedanken des Todes gewöhnt und ist dem Anblick Sterbender nicht ausgewichen.“[16]) Für den Städter ist ein Todesfall etwas Ungewöhnliches; er hebt sich vom alltäglichen Leben viel mehr ab als auf dem Lande; er weckt daher im Städter, soweit dieser zu solchem Nachsinnen veranlagt ist, viel eher beunruhigende Fragen. Auf dem Lande ist, wie Hans Fuchs[17]) hervorhebt, der Tod den Menschen viel mehr gegenwärtig, während die Stadt den Tod den Blicken der Menschen entrückt. Was die Nähe des Friedhofs im täglichen Blickfelde des Bauern für das bäuerliche Gemüt bedeutet, habe ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ (2. Aufl. 1941, S. 188) dargelegt. In dem kleineren Kreise von wenigen miteinander bekannten Menschen und bei den durchsichtigen Verhältnissen des Dorfes gewinnt der einzelne viel eher, als dies in der Stadt möglich wäre, ein völliges Bild vom Menschenleben und von den Lebensaltern bis zum Tode. So erscheint der Tod nicht als etwas Außergewöhnliches, Unfaßbares und Erregendes, sondern als ein gesetzmäßiger Vorgang innerhalb des geordneten Weltlaufs.

Den Vogelsberger Bauern bedeuten, wie Karl Rühl[18]) darlegt, Leben und Tod „heilige Selbstverständlichkeiten“. Werner Boette[19]) urteilt: „Sentimale Gefühle hat das [bäuerliche] Volk nicht beim Sterben, dazu ist ihm der Tod zu groß und zu ernst.“ Der Tod gehört zur Weltordnung wie Aussaat, Keimen, Wachstum und Vergehen der Ackerpflanzen. Während also gerade der Gedanke an den Tod manchen Städter jäh an die Frage nach einem Jenseits erinnert oder ihn durch diese oder jene erregende Vorstellung in Grübeleien stürzt oder zur Frömmigkeit mahnt, bleibt das Gemüt des Bauern dem Tode gegenüber in der Regel viel ruhiger. Karl Hesselbacher[20]) hat gefunden, daß der Tod für die badischen Bauern nicht etwas Aufregendes, sondern etwas Natürliches sei. „Einen Tod muß jeder sterben“, sei ihr Ausspruch. „Alle müssen wir sterben; was soll da besonderes daran sein“ — so pflegen, wie Ernst Weeth[21]) berichtet, die Bauern im fränkischen Aischtal zu sprechen.

Wo der Tod, wenigstens der Tod älterer Menschen, so begriffen wird, wird auch die Frage nach dem Jenseits und der Unsterblichkeit nicht erregend sein; sie wird im Bewußtsein der Bauern nicht so viel bedeuten wie im Bewußtsein mancher Städter. Sie beun-

ruhigt den Bauern nicht. Daher die von mir schon erwähnte Ruhe des bäuerlichen Sterbens, die Beklemmungslosigkeit. Justus Möser[22]) hat dies vermerkt: „Keiner trägt ein Unglück standhafter als der Bauer; keiner stirbt ruhiger als er."

Werner Boette[23]) hat über die Bauern des Vogelsbergs ausgesagt. „Feige sterben sie nicht." Von katholischer Seite habe ich (S. 62) schon das Zeugnis eines Geistlichen angeführt: „Eines muß ich dem Bauer ganz besonders nachrühmen: daß er zu sterben weiß."[24]) Karl Rühl[25]) hat das „schlichte Sterben" der Bauern im Gebiete des Vogelsbergs geschildert, die Ruhe, mit der Schwerkranke, die ihr Ende nahe fühlen, den Gedanken an eine Besserung oder Genesung abweisen, den der Pfarrer geäußert hatte: „Ach nein, das ist mein Letztes, Herr Pfarrer."

Besonders ruhig sterben alte Bauern und Bäuerinnen, die ordentlich und fleißig gewesen sind, die sich nicht gegen die bäuerlichen Sittengebote vergangen und niemand geschädigt haben.

Ein alter Bauer des Odenwaldgebietes hat Karl Hesselbacher[26]), seinem Pfarrer, gegenüber ausgesprochen, was er vom Tode erwarte: „Wenn einer sich so geschunden hat wie ich, kommt er nicht an den lätzen [falschen] Platz." Ich habe (S. 43/44) bei Kennzeichnung des bäuerlichen Ordnungsgedankens nach verschiedenen Zeugnissen geschildert, wie der sterbende Bauer darauf bedacht ist, sein Haus zu bestellen und Ordnung zu schaffen, etwaige Schulden zu bezahlen und begangene Fehltritte nach Möglichkeit wiedergutzumachen. Leopold Teufelsbauer[27]) hat als katholischer Geistlicher von dem gefaßten Sterben süddeutscher Bauern berichtet und von ihrem letzten Wunsche nach Herstellung der gottgewollten Ordnung. Sterbende Bauern rufen nach Teufelsbauer ihre Familie an ihr Sterbebett etwa mit den Worten: „Ich weiß ja, daß i sterben muaß; holt's ma in Pforra und donn kemmt's z'somm, daß ma Urdning mochn." So schildert auch Ernst Weeth[28]) das beruhigte Sterben der fränkischen Bauern im Aischtal, die „ihre Sach bestellt", die Fragen der Hinterlassenschaft geregelt, die Ordnung wiederhergestellt hatten.

Solche Sorgen für das Diesseits beschäftigen den sterbenden Bauern mehr als die für ein Jenseits, von dem er sich außer dem Gedanken des gerechten Ausgleichs für Gute und Böse keine deutlichere Vorstellung machen kann. Auch dieses Jenseits wird ja für bäuerliches Empfinden bestimmt durch das Leben des Menschen innerhalb oder außerhalb der Ordnung aller Dinge, durch den

Willen des Menschen zum Wirken in der Ordnung und zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung. Die Ordnung wird für bäuerliches Empfinden auch wiederhergestellt durch Wiedergutmachung des Bösen, durch Behebung der Schäden, die man anderen Menschen zugefügt hat, aber auch der Schäden, die man Haustieren zugefügt hat. Ein solcher Wille zur Wiederherstellung der Ordnung kann eine mehr oder minder christliche Ausgestaltung erfahren und dann als das Bereuen von Sünden erscheinen. Die dabei bedachten „Sünden" sind aber beim Durchschnittsbauern fast immer Vergehen gegen die Dorfgemeinschaft, Schädigungen von Nachbarn und Dorfgenossen. Kann sich ein sterbender Bauer nicht an erhebliche Vergehen solcher Art erinnern, so wird er beruhigt sterben. So hat Paul Drews[29]) bei sächsischen Bauern beobachtet: „Getrost schaut man dem Tod ins Auge in dem Bewußtsein, nichts Böses getan („niemand beleidigt") zu haben." — Daß die Wiederherstellung der Ordnung auch für das Verhalten gegenüber Haustieren gilt, zeigt die folgende in einem Kirchenbuch des 18. Jahrhunderts verzeichnete Schilderung einer Begebenheit aus dem Bauerntum der Lüneburger Heide[30]): „Ein alter Bauer lag im Sterben; da fiel ihm ein, daß er vor vielen Jahren sein Lieblingspferd im Zorn hart geschlagen hatte. Dringend bat er seinen Sohn, das Pferd sofort zu ihm hereinzuführen. Der Sohn erfüllte ihm seinen letzten Wunsch .... Der Alte erhob sich mit letzter Kraftanstrengung, schlug seine Arme um den Hals des Pferdes und tat mit tränenden Augen Abbitte für seine Verfehlung, schärfte dann seinen Erben ein, das Roß bis an sein Ende liebevoll zu pflegen ... und verschied in Frieden."

Während es in den Städten einerseits Menschen gibt, die den Glauben an ein Jenseits überhaupt ablehnen, und andererseits Menschen, die sich mit den Fragen des Todes, der Unsterblichkeit und des jenseitigen Lebens viel beschäftigen, endlich auch Menschen, die mit Innigkeit oder mit Verlangen die kirchlichen Lehren über Tod und Jenseits aufnehmen, finden sich auf dem Lande einerseits nur ganz vereinzelt Menschen, die überhaupt nicht an ein Jenseits glauben, andererseits viele Menschen, die undeutliche Vorstellungen von einem Jenseits besitzen, aber durch solche Vorstellungen zumal dann nicht beunruhigt werden, wenn sie sich

selbst nach den herkömmlichen Anschauungen als rechtschaffene fleißige Menschen erscheinen können. Die meisten Bauern, die in solcher Weise, also ohne Innigkeit und ohne Verlangen, an ein Jenseits glauben, würden sich aber über denjenigen entrüsten, der ihnen nachweisen wollte, daß diese üblichen Jenseitsvorstellungen denen der christlichen Kirche zwar ähneln mögen, aber sicherlich nicht gleichen. Demnach bleibt bestehen, daß aus dem Bauerntum Jenseitsvorstellungen, vor allem solche, die dem Sippengedanken und dem Gerechtigkeitssinn des Bauern entsprechen, den Lehren der christlichen Kirchen so entgegenkommen, daß die Bauern immer wieder solche Lehren willig aufnehmen und ihnen die dem Bauerntum angemessenen Vorstellungen entnehmen werden.

### c) Kirchliche Feiern

Der Bauer kommt denjenigen kirchlichen Lehren und Gebräuchen am freudigsten entgegen, die seinem eigenen bäuerlichen Dasein Feierlichkeit verleihen. Über diesen bäuerlichen Sinn für Feier und Feierlichkeit habe ich (S. 36f.) schon gesprochen. Als die sechs Grundlagen des Bauerntums hat A. L'Houet[31]) einmal folgende Werte angegeben: „Haus, Ehe, Kinderzucht, Arbeit, Ruhe, Religion" und damit hervorgehoben, wieviel dem Bauern die „Ruhe" bedeute. Bei Erörterung der menschlichen Umwelt des Landes gegenüber derjenigen der Stadt habe ich[32]) erwähnt, wieviel der Feierabend für den Bauern noch bedeute, während in der Stadt mit ihrem „Nachtleben" davon nichts erhalten ist. In Gotthelfs Erzählungen werden diese Feierabende, Feiertage und Sonntage des Landes mit ihrer besinnlichen Arbeitsruhe und ihren ländlichen Besuchen und Festen anschaulich geschildert.[33]) Die Sonntagsruhe und die Feiertage des Kirchenjahres befriedigen daher das bäuerliche Gemüt, das nach mühseligen Arbeitstagen und -wochen Feier und Feierlichkeit verlangt. Am nächsten kommen Bauerntum und kirchliche Feier einander dann, wenn die bäuerliche Arbeit selbst in ihrem Jahreslauf den Inhalt der kirchlichen Feiern ausmacht, so besonders beim Erntedankfest.

Schulze[34]) hat ausgesagt, unter den kirchlichen Feiern habe der deutsche Bauer „am meisten inneres Verständnis für das Erntefest."

Auch die englischen Bauern und Pächter halten nach E. N. Bennett[35]) am Erntefest *(harvest festival)* besonders fest. Georg Engelbach[36]) teilt nach seinen Erfahrungen als Geistlicher in Hessen mit: „Kein Fest greift der Landbevölkerung so unmittelbar ans Herz wie das Erntedankfest“. Paul Gerade[37]) bezeugt, das Erntefest sei dem (norddeutschen) Bauern das höchste Fest, die Erntepredigt die beliebteste, und Gustav Mahr[38]) bestätigt: „Was bäuerliche Frömmigkeit ist, wurde mir nirgends deutlicher als am Erntedankfest auf dem Dorf.“

Es bedeutet ein Lob des Bauerntums und Landlebens, daß man hervorheben muß, eben Dankbarkeit mache einen der stärksten Antriebe zur bäuerlichen Frömmigkeit aus. E. Kern[39]) hat als protestantischer Geistlicher aus einem Gebirgsdorfe der Fränkischen Schweiz berichtet, daß die Bauern in der Kirche gerne Danklieder singen. Dankbarkeit für gutes Wachstum der Feldfrüchte kann einen Bauern, der allein auf seinem Acker arbeitet, so erfüllen, daß er niederkniet und Gott dankt.[40])

Wo immer die Kirche den Empfindungen entgegenkommt, die in Auseinandersetzung mit der täglichen Umwelt des Bauern dessen Lebensgefühl ausmachen, wird das Bauerntum kirchlichen Gebräuchen und Lehren willig entgegenkommen. Manches Kirchenlied enthält bäuerliche Frömmigkeit, so etwa Paul Gerhards „Sommergesang“ von 1653: „Geh aus, mein Herz und suche Freud’.“ Auch in diesem Liede werden aber nur ältere Bauern und Bäuerinnen der Vorstellung folgen, welch „hohe Lust“ sie erst „in Christi Garten“ empfinden werden; nur die Gebrechlicheren unter ihnen werden verstehen, daß man sich dorthin sehnen, jedoch lobsingen solle, solange man „dieses Leibes Joch“ noch trägt. Paul Gerhardts „Danklied für einen gnädigen Sonnenschein“ von 1653 und sein „Buß- und Betgesang bei unzeitiger Nässe und betrübtem Gewitter“ von 1666 mögen weitere Beispiele für kirchliche Lieder sein, denen der Bauer mit Verständnis und einer gewissen Innigkeit folgen wird. Auch Gellerts Lieder „Morgengesang“ oder „Preis des Schöpfers“ oder „Am neuen Jahre“ entsprechen bäuerlichem Empfinden.

## VIII. Christliche Lehren, denen sich das bäuerliche Gemüt widersetzt

Schon nach den Ausführungen des eben vorgetragenen VII. Abschnitts wird sich die Frage erheben, ob die angeführten Regungen eines ursprünglichen bäuerlichen Glaubenslebens, die ich nach verschiedenen Zeugnissen angeführt habe, zusammen mit der gläubigen Hinnahme kirchlicher Lehren ausreichen, Glauben und Frömmigkeit des durchschnittlichen deutschen Bauern als christlich kennzeichnen zu lassen. Schon Ch. L. Hahnzog[1]) und F. E. A. Heydenreich[2]) haben Widersprüche zwischen Bauernglauben und Christentum behandelt, Widersprüche, die ihnen als erheblich erschienen sind. Spätere Beurteiler des bäuerlichen Glaubenslebens haben die gleichen und manche weiteren und ebenso unverkennbaren Widersprüche aufgezeigt. Ich möchte aber auf diese Gegensätze zwischen Bauernglauben und Christenglauben hier noch nicht eingehen, zumal ich bisher erst diejenigen christlichen Glaubenssätze behandelt habe, denen das bäuerliche Gemüt entgegenzukommen pflegt. Eine einleuchtende Erörterung etwaiger Gegensätze zwischen Bauerntum und Christentum wird erst möglich sein nach Kennzeichnung derjenigen bäuerlichen Gemütskräfte, die sich einem tieferen Eindringen des Christentums widersetzen.

### a) Die bäuerliche Gottesvorstellung gegenüber der christlichen

Eine Betrachtung der Gegensätze zwischen Bauerntum und Christentum wird am besten von der Verschiedenheit der beiderseitigen Gottesvorstellungen ausgehen. Schon bei Kennzeichnung der Gottesvorstellung des durchschnittlichen Bauernschlags (S. 48 ff.) konnte sich die Frage ergeben, ob und wie weit die bäuerliche Vor-

stellung von einem weltordnenden strengen Schicksalsgotte, dessen Willen dem Menschen unerforschlich bleibt, der aber den Menschen, wenn nicht auf dieser Erde, so doch in einem Jenseits, Gerechtigkeit widerfahren läßt — ob und wie weit diese Vorstellung übereinstimmt mit der eigentlich christlichen Gottesvorstellung, d. h. mit dem Bilde desjenigen väterlichen Gottes, den Jesus gelehrt hat, des Gottes also, der sich der Menschen erbarmt und sie durch das Blut seines Sohnes erlösen will. Nach H. Gebhardt[3]) habe ich schon angeführt, daß Gott dem (thüringischen) Bauern zu hoch stehe, als daß er ihm eine Liebe zu den Menschen zutrauen könne. Hesselbacher[4]) bezeugt, daß Gott für den (badischen) Bauern weniger Liebe bedeute als Gerechtigkeit, Weisheit und Allmacht. Schon Heydenreich[5]) hatte vermerkt, daß von den Bauern nicht der väterliche Gott, sondern der strenge erfaßt werde. Friedrich Niebergall[6]) gibt an, der Bauer glaube gern an ein Ewiges Gericht, weil das seinem Gerechtigkeitssinn entspreche; eine Sündenvergebung aus Liebe Gottes und eine Gnade Gottes begreife er hingegen kaum. Liebe, Gnade und Erlösung: diese Vorstellungen der christlichen Lehre bedeuten innerhalb des Bauerntums nur etwas für den bewußt gläubigen Bauernschlag, also für eine Minderheit, die ein eigenes Glaubensleben kennt und über die Heilsordnung der kirchlichen Lehre nachsinnt. Der durchschnittliche Bauernschlag, der viel mehr herkömmlichen Glaubensvorstellungen folgt, als daß er sich mit den kirchlichen Lehren auseinandersetzte, nimmt die Darlegungen der Geistlichen über Liebe, Gnade und Erlösung zwar bereitwillig entgegen, begreift sie aber weniger als die durchschnittlichen Kirchenbesucher der Städte. J. M. Williams[7]) sagt über den strenggläubigen (orthodoxen) Schlag des amerikanischen Farmers aus, er wünsche Gnade, Erlösung und Ewige Seligkeit besonders für seine Familie gesichert zu sehen im Sinne eines als scherzhafte Übertreibung angeführten Gebetes: „Gott segne mich und meine Frau, meinen Sohn Hans und dessen Frau, uns vier und sonst niemand mehr" *(God bless me and my wife, my son John and his wife, us four and no more)*. Hier hat sich der christliche Erlösungsgedanke mit dem S. 76 erwähnten bäuerlichen Sippengedanken vermischt. Von dieser Vorstellung der Strenggläubigen läßt sich auf die

Vorstellung derjenigen schließen, denen Glauben in der Hauptsache ein Befolgen herkömmlicher Anschauungen ihrer Dorfgemeinschaft und ein Hinnehmen der Lehren ihres Geistlichen ist. Auch v. d. Gablentz-Mennicke[8]) führen aus, daß die Lehren von Rechtfertigung und Erlösung dem Bauern ziemlich fremd bleiben, daß Erlösung meistens im Sinne der Enthebung aus mühseliger Arbeit verstanden werde. Dafür könnte man auch als Beispiele bäuerliche Grabinschriften angeben. Nach Kurt Steiger[9]) begreift der Bauer nicht den Satz: „Gott ist die Liebe", sondern allein den Satz: „Gott ist die Gerechtigkeit." Johann Friedrich Dietz[10]) gibt an, daß Vergebung und Sünderliebe — also zwei Eigenschaften, durch die gerade die christliche Gottesvorstellung gekennzeichnet ist — dem (schwäbischen) Bauern nicht faßlich seien. Hans Fuchs[11]) bestätigt nach Erfahrungen in Ostpreußen, daß der Bauer die „schenkende, vergebende Liebe" Gottes nicht recht begreife. Ich[12]) habe bei Erörterung des bäuerlichen Rechtsempfindens vermerkt, daß der Bauer Unrecht bestraft sehen will und Strafmilderungen ablehnt. Ebenso lehnt der Bauer die Vergebung der Sünden solcher Menschen ab, die ihm ruchlos erscheinen. Georg Koch[13]) kennzeichnet die Anschauung hessischer Bauern über Menschen, die Unrecht getan haben und verkommen sind: „Das Urteil des Bauern über den gefallenen Menschen ist immer hart." Der Glaube des hessischen Bauern ist nach Koch Gesetzesglaube; also ist er nicht Glaube an Liebe, Gnade und Erlösung. Darum wird Dietz[14]) recht behalten, der dargelegt hat, Bauernreligion sei Gesetzesreligion und nicht „Jesusreligion". Eine Jesusreligion wird man nur bei Minderheiten bewußt strenggläubiger Bauern finden können, am meisten bei solchen, die ein Gemeinschaftschristentum in geschlossenen Kreisen pflegen. Sicherlich aber dringen immer wieder einzelne Vorstellungen einer Jesusreligion in die bäuerliche Gesetzesreligion ein; sicherlich wird der Bauer durch seine Kirche und seinen Ortsgeistlichen immer wieder zur eigentlich christlichen Gottesvorstellung hingelenkt, zumal er im allgemeinen die kirchlichen Lehren gerne entgegennimmt; er fällt aber immer wieder in die hergebrachte bäuerliche Vorstellung vom strengen Schicksalsgotte zurück, die er auch durch Jahreslauf und Tageslauf seines bäuerlichen

Daseins und durch alle die bäuerlichen Schicksale um sich herum bestätigt glaubt.

Viele Bauern glauben, einer besonderen Gnade, Liebe und Erbarmung Gottes gar nicht bedürftig zu sein, weil sie sich nicht als Sünder erscheinen. Diese bäuerliche und unchristliche Gewissensruhe soll im folgenden gekennzeichnet werden.

### b) Die bäuerliche Selbstgerechtigkeit und Gewissensruhe

Von den Landpfarrern werden als kennzeichnende Züge bäuerlicher Frömmigkeit oder Unfrömmigkeit immer wieder Selbstgerechtigkeit und Pharisäertum angeführt. Was hier von den Anschauungen der Pfarrer aus als Selbstgerechtigkeit bezeichnet wird, findet sich offenbar mehr bei Bauern, die als Bauern tüchtig sind und deren Hof gedeiht, die sich damit nun selbst als ordentliche Menschen empfinden und nicht einsehen wollen, daß sie mit dieser Selbstgenügsamkeit den Forderungen des christlichen Glaubens und der christlichen Sittengebote noch nicht genügen können. Sie erscheinen sich als Hofbesitzer, Familienväter und geachtete Dorfgenossen gut, so wie sie sind, und begreifen nicht, daß ihre Tüchtigkeit, ihre Redlichkeit, ihr verständiges Wesen und ihre ordentliche Lebensweise zur Rechtfertigung vor Gott nach christlicher Lehre noch nicht ausreichen sollen. Aus solchen Umständen und Wesenszügen erklärt sich vieles von der bäuerlichen Selbstgerechtigkeit. Diese Selbstgerechtigkeit entspringt einem im Grunde durchaus beruhigten Gewissen, das nur dann gelegentlich unruhig wird, wenn der Geistliche von anderen christlichen Tugenden spricht als denen des fleißigen Landmannes und achtbaren Familienvaters. Eigentliches Pharisäertum entsteht im ländlichen Leben da, wo im Gegensatz zum guten Gewissen der „Selbstgerechten" das Gewissen eines Bauern beunruhigt ist, entweder weil dieser Bauer im christlichen Sinne wirklich gläubiger und frömmer ist als der in christlichem Sinne mäßig gläubige und mäßig fromme Schlag des Selbstgerechten, oder weil dieser Bauer anderen und besonders dem Geistlichen gegenüber als frommer Christ erscheinen möchte. Bäuerliches Pharisäertum ist also nicht immer bloße Scheinheiligkeit oder Frömmelei oder frommer

Dünkel, sondern auch das Bemühen manches Bauern, der ein frommer Christ sein möchte, sich vor sich selbst oder mindestens vor seinem Pfarrer abzuheben von den bloßen Kirchenchristen, Gewohnheitschristen oder Namenchristen ihrer Umgebung, sich selbst oder dem Pfarrer als im christlichen Sinne vollkommener zu erscheinen.

Innerhalb des Bauerntums wird Selbstgerechtigkeit und Pharisäertum deshalb ziemlich häufig sein, weil gerade der tüchtigere Schlag des Bauern, zumal der zugleich wohlhabende Schlag sich im großen ganzen als „ordentlich" erscheint, sich in erwachsenem Alter als gereift und abgeschlossen empfindet und so auch den christlichen Gedanken einer fortdauernden Vervollkommnung nicht fassen kann. Schulze[15]) findet für die Denkweise des deutschen Bauern eine Redensart kennzeichnend wie: „Ich bin nun einmal so"; diese Anschauung verhindere das Streben nach einem „hochgesteckten Ideal". H. Gebhardt[16]) teilt mit, daß der thüringische Bauer davon überzeugt ist, der Mensch könne sich nicht ändern. Man höre den Ausspruch: „Der Mensch kann sich nicht anders machen, als er ist." — Diese alte Überzeugung gerade der tieferen Denker von den hellenischen Weisen bis zu Kant, Goethe und Schopenhauer ist im städtischen Leben des 19. Jahrhunderts zurückgetreten gegenüber verschiedenen Umweltlehren (Milieutheorien) und oberflächlichen Entwicklungslehren. Das Bauerntum hat an der Vorstellung von der Unabänderlichkeit ererbter Anlagen festgehalten, wie ich bei Erörterung der bäuerlichen Gedanken oder unbewußter Vorstellungen über Erziehung und über Erbgesundheitspflege (Eugenik) ausgeführt habe. H. Gebhardt[17]) gibt an, die Überzeugung der Bauern von der Unveränderlichkeit menschlicher Wesenszüge sei so stark, daß man in einem Dorfe demjenigen mißtraue, der in reiferen Jahren einen Fehler ablege; man sei dann gewiß, solche Sinnesänderung könne nicht Bestand haben, oder es müsse etwas dahinter stecken. Darum bleiben den Bauern christliche Worte und Wandlungen des Gemüts und der Gesinnung wie Sinnesänderung, Buße, Wiedergeburt unverständlich, wie auch der Superintendent H. Gallwitz[18]) bestätigt hat. Nach Gallwitz bleibt es bäuerliche Überzeugung: „Der Mensch ist so, wie er ist." Darum glauben die Bauern nicht an Be-

kehrungen und nicht an Bekehrte und halten solche „Frommen" für Heuchler und Betrüger, für Unredliche, die sich selbst und anderen einreden wollen, der Mensch könne sich in seinem angeborenen Wesen ändern.

Werner Boette[19]) hat nach Beispielen aus dem hessischen Bauerntum das Mißtrauen der Bauern gegenüber den „Frommen" gekennzeichnet, ein Mißtrauen, das so weit geht, daß diese Bauern am liebsten jeden frömmeren, christlicheren Menschen als brüchig veranlagt und als bekehrten Taugenichts ansehen möchten, zumal dann, wenn solche Frommen nicht besonders tüchtig und fleißig sind: „Do sinn'r drunner, die war'n erscht die Schlechtesten in der ganzen Gemein und hon ihr ganzes Werk verschludert. Nun sin se bei die ganz Fromme gegangen u wolle die Erschte sei, ville besser als mä sin. Und wenn sie sich bekehrt hon, sin se erscht recht, als wie mä immer gewese sin." — Ein Sichändern gibt es also für den Bauern ebensowenig wie für diejenigen Denker, die tiefer über menschliches Wesen nachgedacht haben. Ein erfahrener Gefängnispfarrer, den ich gefragt hatte, ob ihm in seiner langjährigen Tätigkeit, die auch die Begleitung der zum Tode verurteilten Verbrecher umfaßte, wirklich einmal etwas wie eine Sinnesänderung oder Bekehrung, die Verwandlung des Wesens eines Menschen, zumal eine Verwandlung in dem von der Kirche gelehrten und geforderten Sinne vorgekommen wäre, hat mir gegenüber nach längerem Nachdenken diese Frage verneinend beantwortet.

Die „Selbstgerechtigkeit" der (thüringischen) Bauern gegenuber den christlichen Geboten hängt nach Hermann Gebhardt[20]) auch damit zusammen, daß Bauern an ein Anderswerden nicht glauben können und daher sich selbst, so wie sie sind, herausstreichen. Der (thüringische) Bauer glaubt nach Gebhardt auch nicht an Erziehungseinwirkungen, sondern ist fest überzeugt: „Was der Mensch wird, das steckt schon darin" oder „Aus nichts wird nichts" oder „An dem ist Hopfen und Malz verloren". Georg Koch[21]) hat die gleichen Züge bei hessischen Bauern beobachtet. Er führt aus, das bäuerliche Selbstgefühl, dem das Ich etwas Ganzes und Fertiges ist, verstehe solche Worte nicht wie das von Paulus, daß der Mensch „immer völliger werden" solle oder das von Luther, daß der Christ „im Werden stehe, nicht im Gewordensein"; der echte Bauer fühle sich in hellenischer Weise als abgeschlossen, nicht in „faustischer" Weise als werdend und nach Ver-

vollkommnung strebend. In der Stadt wird man einerseits gänzliche Gleichgültigkeit gegenüber den christlichen Lehren finden, die auf dem Lande nur ganz selten und dann mehr in der Verborgenheit vorkommt; andererseits wird man in der Stadt bei Minderheiten viel mehr Glaubenssehnsucht und Vervollkommnungsstreben finden, und zwar sowohl in christlichen wie in nichtchristlichen Kreisen. Der Bauer vom üblichen Schlage — der hier ja allein betrachtet wird, während von der Minderheit bewußt christlicher Bauern zunächst abgesehen wird — begnügt sich gegenüber den Lehren und Geboten des Christentums mit einem mäßigen Glauben und mäßiger Frömmigkeit und wird vor allem als tüchtiger Bauer nicht zugeben, daß er in irgendeinem bedenklichen Grade sündig wäre und sich zu bessern hätte. Martin Schian[22]) gibt die Auffassung schlesischer Bauern über Sünde und Rechtfertigung wieder: wer nicht schlechter ist als andere Dorfgenossen, der glaube seine Schuldigkeit getan zu haben. Nach Karl Hesselbacher habe ich schon den Ausspruch eines badischen Bauern angeführt, der gegenüber dem Gedanken an ein Leben nach dem Tode beruhigt war, da ein Mensch, der sich so geschunden habe wie er, nicht an den unrechten Ort kommen könne. So ist es für die Geistlichen schwierig, dem üblichen Bauernschlage etwas vom Empfinden der Sündhaftigkeit, des Zurückbleibens hinter Forderungen des christlichen Glaubens, zu vermitteln. Paul Gerade[23]) hat im Hinblick auf deutsche Bauern geurteilt: „Der Bauer weiß mit Sündenbewußtsein und Demut nichts anzufangen."

Nach Franz[24]) stellt sich beim Bauern des Hunsrücks ein Sündenbewußtsein auch auf dem Totenbett nur selten ein. Spricht doch ein Sterbender von „Sünde", so klinge das nicht echt; aber es werde immer zugegeben, daß „wir alle" Sünder seien, und solche Selbstgerechtigkeit und solches Pharisäertum blieben auch in der schwersten Krankheit bewahrt. Friedrich Niebergall[25]) bestätigt, daß bäuerliche Selbstgerechtigkeit, wie er diesen Zug nennt, ein Sündengefühl nur zulasse in der Entschuldigungsform, „wir alle" seien Sünder. Dieser Ausspruch wird aus dem Bauerntum aller deutschen Landschaften bezeugt: „Wir sind ja alle Sünder", sagen nach Martin Schian[26]) die schlesischen Bauern; „mä sinn alle Sünder" nach Maurer[27]) die hessischen Bauern; in Norddeutschland wird dem Pfarrer der Spruch „Wir sind allzumal Sünder" entgegengehalten, wie H. Gallwitz[28]) aus dem Gebiete um Salza am

Harz mitteilt; der gleiche Spruch dient nach E. Kern[29]) den Bauern eines Gebirgsdorfes in der Fränkischen Schweiz dazu, Sünden zu bekennen und sie gleichzeitig selbst zu entschuldigen. Von protestantischer Seite hat Schulze[30]) ausgesprochen, den Bauern fehle die Sündenerkenntnis; es fehle der Glaube, ganz von Gottes Gnade abhängig zu sein; das irdische Wohlbefinden bleibe den Bauern das höchste Gut. Von katholischer Seite hat Joseph Weigert[31]) nach Erfahrungen in bayerischen Bauerngemeinden ausgesprochen, alten Bauern und Bäuerinnen seien häufig Sündenbewußtsein und Reue unbekannt. Aus dem protestantischen Bauerntum des fränkischen Aischtals hat Erich Weeth[32]) mitgeteilt, Sündenbewußtsein und Erlösungsbedürfnis seien bei den Bauern nicht zu finden. Wie Reuelosigkeit und Verstocktheit — als solche wird der Pfarrer diese bäuerlichen Züge bezeichnen — sich noch auf dem Totenbette äußern, ist mehrfach von Pfarrern geschildert worden. Der oben angeführte protestantische Pfarrer Maurer[33]) hat die Reuelosigkeit eines Bauern aus dem Bezirk Kassel geschildert. Er hatte einem Kranken das Abendmahl zu reichen und legte ihm nach seelsorgerlicher Besprechung die erste der vorgeschriebenen Beichtfragen vor: „Erkennt und bekennt ihr mit reuigem Herzen eure Sünde?" Der Bauer antwortete: „Nee, Herr Pfarr." Der Pfarrer suchte ihm nun den Sinn der Beichtfrage näherzubringen: er habe doch sicherlich in seinem Leben Unrecht getan gegen Hausgenossen, Nachbarn, Gemeindeglieder und den lieben Gott. Der Bauer antwortete: „Ach ne winkelche (ein wenig), vill net; ich hoan immer geärwet (gearbeitet) und verdient; äwwer Sünde hoan ich net vill getoan." Nun gab ihm der Pfarrer zu bedenken, er werde sterben, und fragte ihn, wohin er dann kommen werde. Der Bauer: „Uff'n Dornhopp (Totenhof)." — Der Pfarrer: „Und dann?" — Der Bauer: „In d'n Himmel." — Jetzt erklärt der Pfarrer dem Bauern, so einfach und leicht sei es nicht, in den Himmel zu kommen. Aber alles dies ließ den Bauern kalt, so daß der Pfarrer ihm das Abendmahl nicht geben konnte. Maurer fügt diesem Bericht hinzu, ein anderer Pfarrer habe ihm genau dasselbe von einem anderen sterbenden Bauern berichtet. Solchen Zeugnissen von protestantischer Seite entspricht das Zeugnis des katholischen Dorfpfarrers Joseph Weigert[34]), der den Mangel an Sündenbewußtsein bei alten bayrischen Bauern und Bäuerinnen erwähnt. Schon Christian Ludwig Hahnzog[35]) hatte bezeugen müssen, daß viele Bauern „mutwillige und vorsätzliche Sünden wider besser Wissen und Gewissen begehen und dabei größtenteils ruhig und getrost sind, nicht nur in ihrem Leben, sondern sogar noch auf ihrem Sterbebette, wie denn dergleichen schon mehrere so

ohne merkliche Furcht dem Tode und der Ewigkeit entgegen gegangen sind." Auch hat Hahnzog[36]) schon vermerkt, daß die Bauern ihre Sünden zu entschuldigen pflegten mit dem Satze, alle Menschen seien Sünder.

Maurer[37]) hat in seinem Aufsatz ausgeführt, die christliche Gedankenwelt stehe für den Bauern nicht im Vordergrunde, sondern seine Arbeit, sein Acker, sein Vieh, und der Wert eines Menschen werde nach dessen Arbeitsleistungen gemessen. Diese bäuerliche Einschätzung des Menschenwertes habe ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941, S. 326f., 445f.) eingehender gekennzeichnet. Aus dieser Beurteilung aber erklärt sich vieles, was als Reuelosigkeit und Mangel an Sündengefühl erscheint. Ein Bauer, der als Bauer und Familienvater, als Nachbar und Glied der Dorfgemeinschaft ordentlich, fleißig, ernst und treu gelebt und gewirkt hat, kann sich nicht als „Sünder" empfinden und wird sich nicht als solcher bekennen. Erfüllung der bäuerlichen Pflichten und Wahrung der herkömmlichen Anschauungen im Ganzen einer sinnvollen Weltordnung machen den Kern bäuerlicher Sittlichkeit aus; christliche Gebote und Verbote müssen sich mit dieser Sittlichkeit auseinandersetzen. Darum wird ein rechtschaffener Bauer seinen Platz im Himmel beanspruchen und von Sündigkeit seiner Seele nichts hören wollen. P. G. Heims[38]), ein protestantischer Pfarrer der Provinz Sachsen, berichtet, welcher Unmut einen alten Bauern auf dem Krankenbett bei der Entgegennahme des Abendmahls erfaßte, als ihm der Pfarrer erklärte, er sei ein armer, elender, sündiger Mensch: „Das hat er nicht vertragen können." — So fühlt sich der Durchschnittsbauer weder gnade- noch erlösungsbedürftig, und die von der Kirche geforderte Demut fehlt ihm um so mehr, je fleißiger und tüchtiger und je wohlhabender er ist. Dies mag in besonderem Maße für die vorwiegend nordischen Bauernschläge Niedersachsens gelten. Nathanael Jünger hat in seiner Erzählung „Pastor Ritgerodts Reich: Ein Roman aus der Heide" (1912, S. 309) die Haltung der Bauern aus der Lüneburger Heide während des Gottesdienstes so gekennzeichnet: „Dat büst du, leewe Herrgott, und hier bün ick." Diese der christlichen Demut so ferne Haltung scheint besonders bei den Nordfriesen hervorzutreten. Rudolf Muuß[39])

hat geschildert, wie gering Sündenbewußtsein und Erlösungsbedürfnis bei diesen seien; das friesische Selbstgefühl lasse solche Empfindungen nicht aufkommen. Auf dem Totenbette spreche mancher Friese, den der Pfarrer zu demütiger Haltung ermahnt, ganz beruhigt aus: „Mit Em der baben kam ik licht torecht.“ Nach dem Zeugnis dieses Geistlichen und Kenners des Friesentums ist Gott für den Friesen der Weltenwalter, den man zwar fürchtet, dem man aber auch trotzt. Friesische Frömmigkeit ziele darauf, ein rechtschaffenes und tapferes Leben zu führen, womit dann nach friesischer Überzeugung für Gott und Ewigkeit genug getan sei. — Es ergibt sich hieraus, daß bei solcher Sinnesart dem Christentum der Zugang besonders erschwert ist.

Dem Bauerntum aller deutschen Stämme ist das von der Kirche geforderte Sündenbewußtsein und Erlösungsbedürfnis, wie ich schon ausgeführt habe, besonders dann fremd und befremdend, ja sogar anstößig, wenn solche Empfindungen von rechtschaffenen Bauern und Bäuerinnen erwartet werden, die ihr Leben lang arbeitsam gewesen sind.

Max Rumpf[40]) hat eine reiche Ausbeute an Zeugnissen über das eigentliche Glaubensleben des (bäuerlichen) Volkes in den Mundartwörterbüchern gefunden. Durch diese Auskunft ergibt sich für die katholischen wie für die protestantischen Landschaften, daß Wörter wie „Sünde“ oder „Buße“ oder „Gnade“ in volkstümlichen Sprichwörtern, Redewendungen und sonstigen Aussagen nur selten vorkommen und daß sie noch seltener im Sinne kirchlicher Lehren gebraucht werden.

„Getrost schaut man dem Tod ins Auge in dem Bewußtsein, nichts Böses getan („niemand beleidigt“) zu haben“ — so kennzeichnet Paul Drews[41]) die Haltung sächsischer Bauern, und Ernst Weeth[42]) gibt auf die Frage nach einem Sündenbewußtsein des fränkischen Bauern im Aischtal die Antwort, man hoffe „in den Himmel zu kommen“, wenn man seine „Pflicht und Schuldigkeit getan“ habe als Bauer und als Mensch. Aus dem schwäbischen Bauerntum des Rieses (bei Nördlingen) hat der protestantische Pfarrer Schmidt-Lopsingen[43]) den folgenden Zug geschildert: „Wenn Christus der Herr käme und ein Riesbauer hätte noch ein Fuder Heu zu holen, so würde er unseren Herrn stehen lassen, um auf die Wiese zu fahren; nach verrichteter Arbeit würde er

kommen und den ersten Platz in der Seligkeit beanspruchen." — Ein rechtschaffener Bauer, der keine Arbeit gescheut hat, erscheint sich selbst als vor Gott gerechtfertigt. „Man ist sich seiner Bravheit bewußt und hofft daher bestimmt auf ein ‚gut's Plätzle' im Himmel" — so hat Paul Wurster[44]) diesen Zug gekennzeichnet.

Minder rechtschaffene und minder arbeitsame Bauern, die doch im Sinne der herkömmlichen Anschauungen leidlich ordentlich gelebt haben, hoffen, wenn sie sich als „sündig" bekennen, doch auf die von der Kirche gelehrte Sündenvergebung; daher strengen sie sich nicht weiter an, wie Schulze[45]) als protestantischer Geistlicher dieses mäßige Sündenbewußtsein kennzeichnet.

F. E. A. Heydenreich[46]) hat für den Bauern seiner Zeit bezeichnend gefunden, er mache die Lehre von der Erbsünde sich zunutze, um eigene Mängel zu entschuldigen, und Verheißung einer Gnade Gottes bewirke beim Bauern, daß er im Vertrauen auf Gnade beruhigt sündige. Im ganzen wird der Bauer vom üblichen Schlage selten von „Sünde" sprechen oder aber unter „Sünde" etwas anderes verstehen als die Kirche. Wenn ein bewußt christlicher Bauer, ein „Frommer", wie die übliche Benennung lautet, von seiner „Sünde" spricht, so vermuten die thüringischen Bauern nach Hermann Gebhardt[47]), daß diesen „Frommen" sein Gewissen drücke wegen irgend einer verborgen gebliebenen Schlechtigkeit oder Missetat. Gebhardt betont an dieser Stelle: „Im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner steht der Bauer doch auf Seiten des ersteren." Gelegentlich werden wohl „Fromme", die von Sünde sprechen, von den Bauern durchschnittlicher Art als unangenehme Mahner empfunden, die an Gewissenspflichten erinnern, an die der übliche Bauernschlag, zumal wenn er tüchtig und wohlhabend ist, nicht gerne erinnert werden will, die er aber, da sie kirchlichen Lehren entsprechen, durchaus nicht verwirft. Georg Koch[48]) findet Pharisäertum auf dem Lande ziemlich verbreitet, bezeichnet dieses ländliche Pharisäertum aber als „sehr naiv", während das städtische „weniger harmlos sei". Im ganzen erklären sich die ländliche „Selbstgerechtigkeit" und das ländliche „Pharisäertum" aus der Unstimmigkeit zwischen den angeborenen Glaubensvorstellungen und den angeborenen sittlichen Überzeugungen des deutschen Bauern einerseits und den Lehren des

Christentums andererseits, Lehren also, die aus einer anderen landschaftlichen, dinglichen und menschlichen Umwelt stammen, als die wesensmäßigen Züge des deutschen Bauerntums. Hier einige Zeugnisse über diese Unstimmigkeit:

Nach Einblicken in das Glaubensleben odenwäldischer Bauern hat ein protestantischer Pfarrer[49]) dargelegt, unter „Sünde" verstehe der Bauer „die groben, ins Auge fallenden Verstöße gegen Recht und gute Sitte." Hierbei ist vor allem zu bedenken, daß nach bäuerlichem Empfinden besonders das als Unrecht oder „Sünde" anzusehen ist, was gegen die Gemeinschaft und gegen die herkömmlichen Anschauungen der Gemeinschaft verstößt. Gertrud Büttinghaus[50]) hat dies so ausgedrückt: „Bäuerliche Ethik wirkt ... anders als christliche Individualethik. Wer sich durch sein Benehmen, seine Art, sein Denken und Tun nicht einordnet in diese durch die Gemeinschaft bedingte Ethik, der macht sich verdächtig und schuldig." — Da bäuerliche Sittlichkeit ebenso Gemeinschaftssittlichkeit ist wie bäuerlicher Glaube Gemeinschaftsglaube, so wird es den christlichen Kirchen immer wieder schwer fallen, beim Bauern ein Verständnis für die Sündigkeit der Einzelseele und die Versündigungen eines Einzelmenschen gegenüber Gott zu erwecken.

Hans v. Lüpke[51]) hat einmal angegeben, was nach seinen Einblicken in thüringisches Bauernleben die Bauern als „Sünde" zu bezeichnen pflegen. Ein Bauer habe immer wieder ausgesprochen, er habe eine Sünde getan, nachdem er gesehen hatte, wie derjenige, an den er einen Acker verkauft hatte, diesen schlecht bewirtschaftete. Sich nur mitschuldig zu wähnen an der Vernachlässigung von Ackerland, bedrückt also den Bauern als eine Sünde. Eine Sünde ist es nach v. Lüpke ferner, mit Speise und Trank achtlos umzugehen, eine besonders große Sünde, mit Brot leichtfertig umzugehen. Sünde sei das Fällen von Obstbäumen, nicht aber z. B. das Fällen alter Linden; Sünde werde nicht empfunden gegenüber Menschen, wohl aber gegenüber „gewissen Dingen", die man als Lebensgrundlagen, als Gotteswerke empfindet. Da so die bäuerlichen Vorstellungen von „Sünde" anders sind als die kirchlichen, sind auch die Vorstellungen von „heiligen", also mit Sünde nicht behafteten Menschen, Dingen oder Handlungen anders. Als heilig

gilt nach v. Lüpke die Bibel und die Formen des Gottesdienstes; als heilig gelten aber auch Menschen, die alle kirchlichen Gebräuche befolgen, mögen sie sonst auch von fragwürdigem Wesen sein.

Joseph Weigert[52]) hat aufgezählt, was den katholischen Bauern Bayerns als Sünde gilt, nämlich Mord, Betrug, Verrat, Meineid, das Verrücken von Grenzsteinen, das Verletzen von Bäumen, das Wegwerfen von Brot, die Pflichtvergessenheiten von Hirten und Sennerinnen, die Sonntagsschändung, die Unterlassung gebotener guter Werke, die Nichteinhaltung von Versprechen, die Verschwendung und das Leuteschinden. Herbert Grabert[53]) führt den Ausspruch eines märkischen Bauern an, auch Jesus habe Sünde getan: er habe, als er Teufel austrieb und diese in eine Herde Säue fahren ließ, einen Bauern um sein Eigentum gebracht. Auch Arbeiten, wie sie Otto Günther[54]) oder Walter Stucke[55]) vorgelegt haben, können einen Einblick vermitteln in das, was der Bauer Recht und Unrecht, was er Schuld oder Sünde nennt.

H. Gebhardt[56]) schließt aus dem Tun und Lassen thüringischer Bauern, daß ihnen als oberstes Glaubens- und Sittengebot eigentlich gelte: „Du sollst für deine Nachkommen sorgen." Otto Günther[57]) hat Bauernhof und Familie als die „Lebensmitte" der Glaubens- und Sittenwelt schlesischer Bauern bezeichnet: Hof und Familie seien das zeitlose Ziel, die Arbeit für Hof und Familie mache einen hohen Wert aus, Beharren und Ordnung bedeuteten weitere höchste Werte des bäuerlichen Lebens; staatliche und kirchliche Satzungen würden so lange anerkannt, wie sie nicht der „Lebensmitte", also dem Gedanken des Hofes und der Familie, widersprächen. Nach Hermann Beck[58]) erscheint dem bayrischen Bauern protestantischen Bekenntnisses die Arbeit „als der einzige Lebenszweck"; Beck hätte hinzufügen müssen: Arbeit für den Bauern-
ls Besitz einer Familie. Ich habe den bäuerlichen „Hofgedan-
meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941, S. 172f., 186, 326) näher zu kennzeichnen versucht und verweise auf diese Ausführungen.

Vom Hofgedanken aus, also vom Gedanken des angestammten Hofes als Familienbesitz, nicht also als Einzelbesitz, und vom Gedanken der sinnvollen Welt- und Lebensordnung aus würden die bäuerliche Fröm-

migkeit und Sittlichkeit werten, wenn sie sich selbst überlassen blieben. Immer wieder versuchen solche bäuerlichen Wertungen sich gegen die christlichen Lehren und Gebote durchzusetzen, immer wieder möchte der Bauer Recht und Unrecht, Schuld oder Sünde, Schuldlosigkeit oder Heiligkeit von seinen höchsten Werten aus bestimmen, und so wird er immer wieder in Widerstreit mit den christlichen Geboten geraten; so wird immer wieder ein tieferes Eindringen des Christentums erschwert oder verhindert werden, und so wird es dem Bauern, besonders dem rechtschaffenen und fleißigen Bauern, immer wieder an dem von der Kirche geforderten „Sündenbewußtsein" fehlen; immer wieder wird eben der rechtschaffene und fleißige Bauer einer Gesinnung verfallen, die von den Geistlichen als „Selbstgerechtigkeit" und „Pharisäertum", wenn nicht als „Verstocktheit" beschrieben werden muß.

### c) Die Befremdung gegenüber dem christlichen Erlösungsgedanken

Aus solchem Mangel an Sündenbewußtsein läßt sich schließen, daß die christliche Lehre von der Erlösung der sündigen Menschheit und der einzelnen Menschen durch den Opfertod des schuldlosen Gottessohnes vom Durchschnittsbauern nicht begriffen wird, daß also dieser Durchschnittsbauer im Grunde gar nicht eigentlich an den Erlöser Jesus glaubt, der ihm, wie viele Dorfgeistliche ausgesprochen haben, ja auch als Gestalt ziemlich fremd bleibt, der hinter Gott, hinter dem bäuerlichen „Herrgott" weit zurücksteht. Nach seinen Erfahrungen innerhalb des schweizerischen Bauerntums hat E. Müller[59]) ausgeführt: „Zu Sündenvergebung, Gnade, Rechtfertigung, Erlösung fehlt eine zwingende Notwendigkeit, und was darüber gesprochen wird, ist nicht ursprüngliches Empfinden, sondern nachgesprochen." E. Müller zeigt auch, die schweizerischen Bauern begriffen und billigten nicht, daß ein wirklicher Sünder, wie sie sich einen solchen vorstellen, von seiner Schuld erlöst und in Gottes Gnade aufgenommen werden soll; dem bäuerlichen Empfinden liege eine angemessene Bestrafung des Sünders viel näher; das bäuerliche

Gerechtigkeitsgefühl verlange vom Jenseits einen Ausgleich von Verdienst und Belohnung, Schuld und Strafe, Glück und Unglück. Ich habe in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941, S. 296ff.) das Rechtsempfinden des deutschen Bauern zu kennzeichnen versucht, ein tiefes Rechtsempfinden, auf das von volkskundlicher Seite auch Eugen Fehrle[60]) wieder hingewiesen hat, und ich habe im gleichen Buche (S. 280, 445 f.) Zeugnisse dafür angeführt, daß der Bauer kein Mitleid kenne mit Menschen, die durch eigene Schuld in Unglück geraten sind. Wenn einen Übeltäter die Strafe trifft, fühlt sich das bäuerliche Rechtsgefühl befriedigt. Christliches Mitleid oder christlicher Beistand sind hier nach bäuerlichem Empfinden nicht angebracht.

Ein älterer Pfarrer in einer protestantischen Gemeinde Anhalts hat nach M. Unbekannt (Frau Witzig-Malo)[61]) einen jüngeren, der für einen schuldig gewordenen Menschen, einen Sünder, Mitgefühl empfand und forderte, auf diese Eigenheit bäuerlichen Wesens aufmerksam gemacht mit den Worten: „Sie verlangen Mitleid in solchem Fall, wo allein ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl vorherrschend ist." — Nach kleinbäuerlichen Verhältnissen im Gebiete des oberen Erzgebirges hat der protestantische Pfarrer Johannes Naumann[62]) geurteilt: „Die Lehren von Gnade und Sündenvergebung sind nicht innerstes Eigentum der Bauern geworden; diesen liegt der Vergeltungsgedanke näher."

Ein Verständnis für Gnade und Erlösung anderer und besonders unordentlicher und bösartiger Menschen verhindert das bäuerliche Rechtsempfinden; ein Verständnis für die eigene Erlösung und für den Erlöser Jesus verhindert der bäuerliche Mangel an Sündenbewußtsein. Vom Bauerntum des fränkischen Aischtals hat Ernst Weeth[63]) ausgesagt, es fehlten diesen Bauern sowohl Sündenbewußtsein wie Erlösungsbedürfnis. Damit ist aber ausgesprochen, was der protestantische Pfarrer Schulze[64]) betont hat, daß von einem „wirklichen Heilsbesitze" beim Durchschnittsbauern nicht die Rede sein kann.

Der christliche Erlösungsgedanke wird auch deshalb den Menschen des Abendlandes und besonders den abendländischen Bauern mehr oder minder fremd bleiben, weil abendländisches und be-

sonders bäuerliches Empfinden sich nicht leicht an die Vorstellung der Erlösung eines Menschen durch Leiden und Tod eines anderen gewöhnen kann, noch weniger aber an die Vorstellung, daß Gott als Schöpfer dieser Welt nur durch den blutigen Opfertod seines eigenen Sohnes, dem als einem Unschuldigen die Sünden aller Menschen auferlegt werden, so versöhnt werden könne, daß er nun den sündigen Menschen seine Gnade zuteil werden läßt. Zwar denken die Durchschnittsbauern über solche Dinge kaum nach und sprechen sich niemals darüber aus, aber die volkstümlichen Anschauungen, besonders die der bäuerlichen Welt, lassen erkennen, daß die Vorstellung der „Fremderlösung" dem abendländischen Gemüt ebenso fremd ist, wie diesem Gemüte die Vorstellung der „Selbsterlösung" nahe liegt. Gertrud Büttinghaus[65]) hat nachgewiesen, es ergebe sich aus den deutschen Volkssagen: „In der christlichen Individualethik ist die Vorbedingung jeder Erlösung Reue und Sinnesänderung; dazu kommt das Moment der Gnade. Wir haben es also mit Fremderlösung zu tun. In den Anschauungen des [bäuerlichen] Volkes ist der Mensch der Erlöser; zum Teil können wir sogar von Selbsterlösung sprechen." — Was hier „Selbsterlösung" genannt wird, wäre vom Empfinden des bäuerlichen Volkes aus anders zu benennen — etwa als „Selbstbewährung" oder „Entsühnung" —; denn das Wort „Erlösung" entstammt einer Gedankenwelt, der die eigentlichen Entsprechungen zu dem angeborenen bäuerlichen Denken des Abendlandes fehlen. Würde man deutsche Bauern oder Bauern aus den Völkern germanischer Sprache über diese Dinge befragen, so erhielte man Antworten, die ungefähr das enthalten, was diese Bauern von ihren Pfarrern entgegengenommen haben. Fände man jedoch Bauern, die über solche Dinge einfach nach ihrem ursprünglichen Empfinden urteilen, so würde man über Schuld und Sühne eines Menschen, kirchlich gesprochen: über Sünde und Erlösung eines Menschen, wahrscheinlich eine Auskunft erhalten, wie sie Goethe in „Wilhelm Meisters Wanderjahren"[66]) erteilt hat: „Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler geraten, sie zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit alles." — An anderer Stelle[67]) hat sich Goethe geäußert: „Die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann,

ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen, durch eigene Kraft erhebt und losmacht." — Auch so würden deutsche Bauern über Schuld und Sühne, Vergehen und Wiedergutmachung denken, wenn sie nach eigenem Empfinden urteilten. Goethe hat im zweiten Teil seines „Faust" das Zusammenwirken zweier Kräfte als eine Vorbedingung zur „Erlösung" angegeben: zuerst das eine „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", dann das andere: „Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen."[68]) Es wird aus dieser Fassung ziemlich deutlich, daß die strebende Bemühung, von der in den beiden vorher angeführten Sätzen Goethes die Rede war und die eine tätige Wiedergutmachung begangenen Unrechts umfaßt, als eine Anweisung zur rechten Lebensführung auch für Goethe, der die Unabänderlichkeit angeborener menschlicher Wesenszüge kannte, mehr bedeutet hat als die „Liebe von oben", obschon gerade Goethe sich der Begnadung durch außergewöhnliche Geistesgaben, einer Schicksalsbegnadung — „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, die Sonne stand zum Gruße der Planeten" — durchaus bewußt war. Wie Günter Schulz[69]) nachgewiesen hat, muß Goethes Denken als ein im Grunde ländliches Denken aufgefaßt werden. Strebende Bemühung und tätige Wiedergutmachung begangenen Unrechts würden auch dem von sich aus urteilenden germanischen Bauern als Hauptbedingung einer Entsühnung oder „Erlösung" erscheinen.

### d) Die Befremdung gegenüber der Gestalt des Erlösers

Wenn aber den Bauern, zumal den tüchtigen, fleißigen und wohlhabenden, der christliche Erlösungsgedanke immer wieder befremdend erschienen ist und erscheinen wird, glauben sie dann wirklich an Jesus als den Erlöser und an die erlösende Macht seines Opfertodes? — Das soll jetzt nach mannigfachen Zeugnissen eingehender erwogen werden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat Elard Hugo Meyer[70]) gefragt: „Ob Christus wohl vielen Bauern wirklich der lebendige Mittelpunkt ihres Glaubens oder gar ihres Lebens ist?" — Die

Frage ist seither öfters gestellt und in verschiedener Weise beantwortet worden. Aus den verschiedenen Antworten geht hervor, daß Jesus für das Glaubensleben vieler Städter viel bedeutet, daß auch nicht-christliche und nicht-kirchliche Städter sich viel mit dieser Gestalt und ihren Lehren beschäftigen, daß der Bauer aber, so ausgesprochen sein Gottglaube werden kann, nur in seltenen Fällen einen eigentlichen Jesusglauben gewinnt. A. Ludwig[71]) hat dargelegt, daß Jesus bei badischen Arbeitern „hohe Wertschätzung" genieße; diese Arbeiter meinten, Jesus stünde heute auf Seiten der Sozialdemokratie. (Das ist die damals übliche Verkennung der auf jenseitige Güter gerichteten Lehren des Neuen Testaments mit den auf diesseitige Gütergemeinschaft zielenden Lehren des Marxismus.) Jedenfalls haben sich viele Städter, ob gebildete oder ungebildete, ob reiche oder arme, ob christliche, kirchliche, unkirchliche oder unchristliche, mit Jesus und seinen Geboten beschäftigt, und für viele Städter ist Jesus zum „lebendigen Mittelpunkt ihres Glaubens und Lebens" (E. H. Meyer) geworden. Demgegenüber hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts Martin Schian[72]) vom schlesischen Bauerntum protestantischen Bekenntnisses behauptet, Jesus spiele in der Frömmigkeit des Landmannes keine Rolle.

Für viele katholischen und protestantischen Bauern wird heute gelten wie zu Zeiten Heydenreichs[73]): wie Jesus zu Gott steht, wird nicht erfaßt und bleibt ungeklärt, so wie Jesus selbst als Gestalt der Glaubenslehre nicht deutlich wird, wenn er auch als eine — immer ein wenig unbegreiflich bleibende — Gestalt der „Biblischen Geschichte" den Bauern vertraut sein mag. Gar die Lehre von der Dreieinigkeit (Vater, Sohn und Heiliger Geist) wird wohl heute wie zu Heydenreichs Zeiten von den Bauern immer wieder im Sinne einer Dreigötterlehre aufgefaßt werden. Doch ist es bei der Scheu des Bauern, sich über seinen Glauben zu äußern, sehr schwierig, über solche Vorstellungen etwas zu erfahren, wenn man sich nicht damit begnügen will, Wiederholungen von mehr oder minder richtig wiedergegebenen Lehren der Geistlichen zu hören. Im Ganzen wird die Gestalt Jesu, so wie die Kirchenlehre sie zeichnet, trotz der Hinwendung Jesu zu den Sündern von den Bauern mit größerer Scheu und auf größeren Abstand betrachtet werden als die dem Bauern verständlichere Gestalt des strengen richterlichen Ordnungsgottes.

Georg Koch[74]) gibt zwar nach seinen Einblicken in hessisches Bauernleben an, der Bauer erfasse in gläubiger Weise den „Sühnetod des Gottessohnes für durchbrochene Ordnung und sein vorbildliches Erleiden leiblicher Not dort, wo schenkende Vaterhand sich versagt." Ich bin jedoch versucht, in einer solchen Darlegung mehr die Vorstellungen zu sehen, die der protestantische Geistliche in Anpassung an bäuerliches Denken aussprechen wird, und zwar zur Gewinnung der Bauern für seinen neutestamentlichen Jesusglauben. Ob deutsche Bauern außerhalb des hier nicht betrachteten Kreises der bewußt christlichen Minderheiten Jesus und seinen Tod so auffassen, wie Koch annimmt? Die meisten Zeugnisse über bäuerliche Glaubensvorstellungen widersprechen Kochs Behauptung. Nach Schilderungen bei J. M. Williams[75]) habe ich den Eindruck, daß Jesus im nordamerikanischen Farmertum neben der Gestalt Gottes selbst weiter in den Vordergrund tritt als im deutschen Bauerntum üblichen Schlages, in dessen Vorstellungen Gott stärker hervortritt, Jesus hingegen als Glaubensgestalt für katholische sowohl wie für protestantische Bauern minder deutlich ist und mehr im Hintergrund bleibt. Es ist sehr fraglich, ob die Lehre vom Opfertode des Gottessohnes von den Bauern so verstanden und geglaubt wird, wie die Kirchen es verlangen. Es ist ferner sehr fraglich, ob die Bauern so an den Erlöser Jesus glauben, wie sie an den gerechten, strafenden und lohnenden Herrgott als den allmächtigen Weltenordner glauben.

Ein Pfarrer, der im Jahre 1900 seine Eindrücke aus dem Bauerntum des Odenwaldes südlich des Neckars mitgeteilt hat[76]), hatte geurteilt: „Eine Frömmigkeit, bei der die Person Christi die Richtung des sittlichen Handelns und die Kraft der religiösen Empfindung vermittelt, wird man so leicht unter unseren Bauern nicht finden." Daß im christlichen Glauben alles auf die Erlösung durch Jesus zu beziehen sei, werde den Bauern mehr oder minder unverständlich bleiben, und die pietistischen Redensarten, die oft Jesus anführen, seien nicht im Geschmack des richtigen Bauern. Wohl werden von den meisten Bauern die Lehren der Kirche über Jesus als wahr hingenommen und in solchem Sinne „geglaubt", d. h. nicht bezweifelt oder gar öffentlich abgelehnt. So gehört nach E. Müller[77]) die Sündenvergebung aus dem Erlösungswerke Christi zur Kirchenlehre, die man nach Anschauung der schweizerischen Bauern glauben muß. E. Müller fügt jedoch dieser Kennzeichnung hin-

zu: „Ob aber dieser Glaube lebt, ist eine andere Frage." — Es gilt für die Bauern aller deutschen Landschaften, was Frau Witzig-Malo, die Frau eines Pfarrers in Biendorf (Anhalt), über die anhaltischen Bauern ausgesagt hat[78]): „Für die Hauptbedeutung der Sendung Christi und für die Größe seines inneren Lebens hat man im allgemeinen kein Verständnis." Der „Glaube" des Durchschnittsbauern an Jesus und seinen Erlösungstod ist von Paul Wurster[79]) nach Einblicken in das Glaubenslebens württembergischer Bauern protestantischen Bekenntnisses gekennzeichnet worden: dieser „Glaube" an den Erlösungstod wirke sich so aus, daß man dessen Verdienst, also die göttliche Gnade und Sündenvergebung in Anspruch nehme, ohne jedoch daraus sittliche Folgerungen zu ziehen. Von einem eigentlichen „Lebendigsein" dieses bäuerlichen Jesusglaubens, wie es E. H. Meyer mit seiner Frage gefordert hatte, wird man also kaum sprechen können. Darum hat E. Kern[80]) von der Kirchlichkeit der Bauern eines Gebirgsdorfes in der Fränkischen Schweiz aussagen müssen, diese Kirchlichkeit lasse „freilich sehr häufig die persönliche Entscheidung des einzelnen für Christus vermissen."

Max Rumpf[81]), der katholische und protestantische Bauernfrömmigkeit wie E. H. Meyer vom Standpunkte der Volkskunde betrachtet hat, kennzeichnet das Verhältnis des Bauern zu Gott als „ein reines Gegenseitigkeitsverhältnis" und führt weiter aus, daß neben diesem bäuerlichen Gottesglauben Jesus „mehr zurücktritt" und der Heilige Geist nicht recht begriffen werde. Diese Behauptung hat Rumpf[82]) später durch eindrucksvolle Belege aus den Mundartwörterbüchern sowohl katholischer wie protestantischer Landschaften erhärten können. Im Rheinlande z. B. fand sich unter „Gott" das Zehnfache, unter „Herrgott" das Fünffache an Belegstoff gegenüber dem, was sich unter „Christus" fand. Volkstümliche Redewendungen, in denen „Jesus" oder „Christus" oder „der Heiland" genannt werden, finden sich in den Mundartwörterbüchern in so geringer Anzahl, daß es nach Rumpf „beinahe einem Versagen gleich kommt." Es ergibt sich auch bei solcher Untersuchung: „Gott, der Herr, steht beherrschend im Mittelpunkt gemeinfrommer Volksreligiosität, nicht Jesus Christus."

Man hat gegenüber Schilderungen von Geistlichen protestantischen und noch mehr gegenüber Schilderungen von Geistlichen katholischen Bekenntnisses öfters den Eindruck, die Darsteller

hätten sich gescheut, die Jesusferne des durchschnittlichen Bauernschlages ganz offen auszusprechen, zumal mit solcher Aussprache immer wieder zugegeben wäre, wie wenig die seelsorgerliche Arbeit bisher gefruchtet hat. Albrecht Jobst[83]) möchte zwar an eine Wirkung der seelsorgerlichen Arbeit glauben, wenn er ausführt, das bäuerliche Volk, und zwar das katholische wie das protestantische, beachte doch neben Gott auch Jesus und verehre ihn. Die Zeugnisse der Pfarrer, die hierüber ausgesagt haben, lauten aber zum größten Teil anders als die von Jobst ausgesprochene Behauptung. Schon der von mir angeführte Satz Martin Schians über schlesische Bauernfrömmigkeit, der mitteilt, daß Jesus im Glaubensleben der Bauern keine Rolle spiele, hätte einen Betrachter wie Jobst bedenklich machen sollen.

Georg Schreiber[84]) hat gegen die Behauptung Rumpfs, Jesus und der Heilige Geist träten im bäuerlichen Glauben hinter Gott mehr zurück, verschiedene Äußerungen katholischer Kirchlichkeit angeführt, die einen Jesusglauben bezeugen sollen: so „die Volksandachten zur Schulterwunde Christi, die volkhafte Erörterung des geheimen Leidens Christi, die starke Stellung der Dreifaltigkeitsbruderschaften, die zerlesenen Andachtszettel bei Lützenberger in Altötting und Burghausen und anderer der Volksfrömmigkeit zugewandten Verleger“, ferner die Inschriften von ländlichen Feldkreuzen, wie z. B. „Gott segne unsere Fluren! Gelobt sei Jesus Christus. 1914“. — Es ist aber sehr zweifelhaft, ob man diese Äußerungen bäuerlicher Kirchlichkeit katholischen Bekenntnisses ohne weiteres als Zeugnisse bäuerlicher Frömmigkeit anführen darf. Vieles von dem, was G. Schreiber nennt, gehört dem ländlichen Herkommen, dem Brauch und der Sitte an; anderes wird dem ohne Prüfung und ohne Zweifel entgegennehmenden Bauernvolke von der Kirche empfehlend angeboten, oder die Bauern werden wie bei der Abfassung von Inschriften auf Feldkreuzen von ihrem Pfarrer beraten; die zerlesenen Andachtszettel sagen weniger über bäuerliche Frömmigkeit aus, mehr hingegen über fromme Gewohnheiten älterer Frauen, unter denen sich immer auch Bäuerinnen befinden. Ich habe schon in der Einleitung ausgeführt, daß alle diese Erscheinungsformen katholischer Kirchlichkeit wie Andachtsbilder,

Bildstöcke, Inschriften, Kreuze, Kerzen, Bittgänge, Wettersegen, Opfergaben, Weihwasser, die Besonderheiten der Wallfahrtsorte, der Festgottesdienste, des volkstümlichen Kirchenschmucks und der frommen Volkskunst und vieler Aberglauben, der sich daran heftet, den eigentlichen Bauernglauben eher verhüllen als enthüllen, daß aus allem diesem mehr Aussagen über kirchlichen Brauch und kirchliche Sitte zu gewinnen sind als über das, was die Bauern eigentlich glauben und was als ein sie bestimmender Glaube sich in ihrer Lebensführung ausdrückt. Auch die Beziehung katholischer Bauern zu Jesus bleibt so fragwürdig, wie Joseph Weigert[85]) es in Bayern beobachtet hat: „Hat der Bauer ein persönliches Verhältnis zum Heiland? Sieht er in ihm seinen Erlöser aus Seelennot, seinen besten Freund? Woher sollte das kommen? Einen Freund gewinnt man durch Verkehr, durch Kennenlernen und Liebgewinnen. Früher haben wohl die Passionsspiele den Erlösungsgedanken lebendig erhalten. Liest der Bauer heute im Evangelium?“ Diese Fragen wird man mit einem Nein beantworten müssen und man wird auch zweifeln müssen, ob je Passionsspiele für die Bauern etwas anderes gewesen seien als Darstellungen der Biblischen Geschichte, die wohl Mitgefühl erregen konnten, die aber nur bei einer Minderheit bäuerlicher Zuschauer den Gedanken der Erlösung und einer Erlösungsbedürftigkeit geweckt haben. Für den Glauben der deutschen Bauern beider christlichen Bekenntnisse gilt mehr oder weniger, was der französische Landpfarrer Joseph Roux[86]) über den Glauben französischer Bauern katholischen Bekenntnisses ausgesagt hat, der Bauer glaube an Gott, alles andere lasse ihn ziemlich unberührt (*Le paysan est déiste: hors de là, il laisse dire et laisse faire*).

Wenn man die Frage so stellt wie E. H. Meyer, ob Jesus der „lebendige Mittelpunkt“ bäuerlichen Glaubens und Lebens ist, so vermag auch die Aufzählung frommer katholischer Bräuche bei G. Schreiber auf diese Frage durchaus nicht eine bejahende Antwort zu geben. Im ganzen gilt vielmehr für den durchschnittlichen Bauernschlag, und zwar auch für den katholischen Bekenntnisses, daß Jesus wie auch der Heilige Geist als Glaubensvorstellungen gegenüber der Vorstellung des gerechten Herrgotts durchaus zurücktreten.

Gustav Frenssen[87]) hat einen Grund angegeben, warum gerade im Bezirke eines überwiegend nordrassischen Bauerntums der Gedanke des Opfer- und Sühnetodes nicht tiefer in die Gemüter eindringen kann: „Das germanische Gewissen mag nicht, daß ein anderer, und gar ein Unschuldiger, für eine Schuld büße, will sie auch nicht vergeben wissen, sondern will dafür „gerade stehen", sie auch beglichen wissen, so oder so, sei es durch eigenes Leid oder durch besseres, tapferes Leben." Ernst Weeth[88]), dessen Darstellung allerdings den Wunsch erkennen läßt, die Bauern im Gebiete des fränkischen Aischtals, eine Bauernschaft protestantischen Bekenntnisses, so wenig christlich wie möglich zu sehen, sagt von diesen Bauern aus, sie ständen „der Gestalt Jesu innerlich fremd gegenüber"; Jesus befremde sie als Dulder und als Erlöser, als Erdulder für eine Schuld, für die er nach bäuerlichem Empfinden nicht verantwortlich gemacht werden dürfe; Jesus liefere sich, ohne sich zu wehren, offensichtlicher Ungerechtigkeit aus, er lehre die verzeihende Liebe, die Duldung von Unrecht, wo dieses nach bäuerlichem Empfinden bekämpft werden muß; alles dies widerstreite dem bäuerlichen Sinn für Recht und Gerechtigkeit; so bleibe der Bauer von Gestalt und Lehre unberührt, er begreife solche Hingabe und Selbstentäußerung nicht und lehne solche Demut ab, wenn er seine Gedanken darüber auch nie mit Worten äußere. Sekten könnten sich bei diesen Bauern nicht verbreiten, weil besonders von ihnen Jesus als demütiger Dulder gelehrt werde. Man wird Weeth zugeben müssen, daß bäuerliche Überlegungen über Jesus und sein Wesen und Wirken etwa so ausfallen würden, wie Weeth vom Bauern des Aischtals annimmt; aber Bauern werden nur sehr selten solche Überlegungen anstellen; sie werden lieber nicht über diese Dinge nachdenken, weil sie nicht gern in Widerspruch zu hergebrachten kirchlichen Lehren geraten und nicht gerne das anzweifeln, was „der Mensch glauben muß".

Bei den deutschen Bauern katholischen Bekenntnisses kann Jesus gegenüber dem gerechten Herrgott auch deshalb zurücktreten, weil hinter diesem Herrgott die „Mutter Gottes", Maria, mehr hervortritt. Vor allem für viele Bäuerinnen und Bauerntöchter ist Jesus im wesentlichen das Jesuskind, ein Kind, dem — wie die westfälische Erzählung „Das Mädchen von Brakel" in den „Kinder- und Haus-

märchen" der Brüder Grimm in scherzhafter Übertreibung ausspricht — gegenüber seiner Mutter die geringere Bedeutung zukommt. Jesus bleibt, auch wenn er als Erwachsener gedacht wird, der Sohn, dessen Leiden und Sterben das Herz seiner Mutter wie ein Schwert durchbohrt. Über die Jungfrau Maria und „Mutter Gottes" möchte ich später bei Erörterung der Besonderheiten des bäuerlichen Katholizismus sprechen.

Man kann die Frage, ob der Durchschnittsbauer an Jesus glaube oder ob er so an Jesus glaube, wie die christliche Lehre es fordert, auch zu beantworten versuchen durch die Erwägung, ob der Durchschnittsbauer an eine Erlösung glaube. Ich habe (S. 98 ff.) nachzuweisen versucht, daß der Durchschnittsbauer sich dem christlichen Erlösungsgedanken wohl von einer bestimmten Seite her zu nähern vermag, daß ihm aber Kern und Gehalt dieses Gedankens ziemlich fremd bleiben, wenn nicht unbegreiflich.

Tritt Jesus beim durchschnittlichen Bauerntum hinter Gott mehr oder minder weit zurück, so tritt diese Gestalt beim pietistischen Bauerntum, also bei einer Minderheit, beherrschend in den Vordergrund und so auch bei vereinzelten Bauernfamilien, auf die der Geist benachbarter pietistischer Gemeinschaften einwirkt. Hier kann Jesus durchaus neben Gott treten, in selteneren Fällen vor Gott. Auf den Pietismus will ich indessen später erst eingehen. Wo Jesus für bäuerlichen Glauben mehr bedeutet, wo er wirklich den Glauben und sogar die Lebensführung einer Bauerngemeinde oder einer Bauernfamilie neben Gott zu bestimmen vermag, da tritt dieser Jesusglaube wohl am meisten „im Gebet und geistlichen Lied" zutage, wie Jakob Schoell[89]) von der „Jesusfrömmigkeit" im süddeutschen Bauerntum berichtet hat.

### e) Die Befremdung gegenüber der Vorstellung vom Heiligen Geist und der Wertschätzung der Armut

Die Vorstellung eines Heiligen Geistes bleibt den meisten Bauern und selbst vielen pietistischen Bauern wie den meisten Städtern sehr undeutlich. Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit — Vater, Sohn und Heiliger Geist — hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wie F. E. A. Heydenreich[90]) be-

zeugt, bei den Bauern eine Vorstellung von drei Göttern hervorgerufen; auch heute wird diese Lehre kaum anders wirken, wenn sie vom bäuerlichen Volke wirklich bedacht und nicht nur wie ein Wunder ungeprüft entgegengenommen wird. Von einem wirksamen „Glauben" an den Heiligen Geist wird man nur bei wenigen Christen in Stadt und Land sprechen können. Über den norddeutschen Bauern hat Paul Gerade[91]) ausgesagt: „Mit dem Heiligen Geist weiß er nichts anzufangen." Auch der ungenannte protestantische Pfarrer, der nach seinen Eindrücken über das Glaubensleben odenwäldischer Bauern berichtet hat[92]), sprach aus, der gemeine Mann wisse mit dem Heiligen Geiste nicht viel anzufangen; viel lebhafter und deutlicher könne dieser sich einen „Bösen Geist" denken, den Teufel oder „Bösen Feind". Viele Volkssagen und allerlei Aberglaube beschäftigt sich mit dem Teufel; an volkstümlichen und bäuerlichen Vorstellungen vom Heiligen Geist findet sich fast nur die von einer weißen Taube und bei Lesern des Neuen Testaments noch die von den „Zungen", in deren Gestalt der Pfingstgeist sich über die erste Christengemeinde herabgelassen habe. Auch Frau Witzig-Malo berichtet als Frau eines anhaltischen Geistlichen[93]), für den Heiligen Geist finde sich im Bauerntum Anhalts kein Verständnis, viel mehr hingegen für den Teufel. Im ganzen wird Max Rumpf[94]) doch nicht zu viel behauptet haben, wenn er darlegte, daß das [bäuerliche] Volk den Heiligen Geist nicht recht begreife. Rumpf[95]) hat seine Behauptung später durch den Nachweis erhärten können, daß volkstümliche Redewendungen, die den Heiligen Geist oder die Dreifaltigkeit anführen, in den Mundartwörterbüchern so wenig vertreten sind, „daß es beinahe einem Versagen gleichkommt."

Selten wird ein Bauer über diese Unstimmigkeit seines Empfindens und der kirchlichen Lehre vom Sühnetod nachdenken; er wird vielmehr meistens die Lehre entgegennehmen und sie ungeprüft lassen; sie wird aber auch nicht zu einem wirksamen Bestandteil seines Glaubens und seiner Lebensführung werden. Die Lehre vom Sühnetod bleibt ein Teil des Wunderbaren, des Wunderbaren fast im Sinne des Unbegriffenen und Unbegreiflichen, das aber manchem Bauern zu einem richtigen Glauben zu gehören scheint.

Unverständlich bleibt dem Bauern die neutestamentliche Wertschätzung der Armut, der Besitzlosigkeit als gottgefälliger Eigenschaften und gottgefälliger Lebensführung. Hiergegen sträubt sich sein Sinn für Besitz im Sinne von Landbesitz und Viehbesitz, der Sinn für Eigentum, den ich[96]) bei Erörterung der Lebenswerte des Bauerntums zu kennzeichnen versucht habe. Georg Koch[97]) hat betont, wie fremd dem (hessischen) Bauern die neutestamentliche Einschätzung der Besitzlosigkeit sei, es bleibe dem Bauern auch unbegreiflich, daß ein Mensch um seines Seelenheils willen Geschwister, Vaterhaus und Acker verlassen solle. Die Befremdung des Bauern gegenüber solchen Geboten der Frömmigkeit erwähnt auch v. d. Gablentz-Mennicke.[98]) Das neutestamentliche Mißtrauen gegenüber dem Reichtum und den Reichen wird auf dem Lande von den wohlhabenden, reichen und mächtigen Bauern gar nicht, von den ärmeren Bauern nur wenig verstanden. Warum auf dem Lande Reichtum nicht so aufreizend wirkt wie in der Stadt und warum eine Beziehung zwischen Tüchtigkeit und Wohlhabenheit in der Stadt kaum, auf dem Lande hingegen sehr leicht eingesehen wird, habe ich (a. a. O. S. 126/27) dargelegt. In den holsteinischen Marschen, wo reiche Bauern wohnen, sagte ein Einheimischer zu einem Pfarrer, der dorthin versetzt werden sollte: „Wenn Sie zu uns kommen wollen, dann predigen Sie nie über das Evangelium vom reichen Mann; das hören die Herren nicht gern.“[99])

Ebenso unverständlich ist dem Bauern das neutestamentliche Gebot, der Mensch solle sich nicht um Nahrung und Kleidung für die kommenden Tage sorgen. Einer solchen Lehre widersetzt sich die überlieferte Vordenklichkeit des Bauern, der stets das Künftige, die nächste Saat und nächste Ernte bedenkt, der sich sorgt, ob er genug Winterfutter für sein Vieh, genug Geld für notwendige Anschaffungen haben wird. So bleibt dem Bauern im Grunde auch das Leben des besitzlosen und familienlosen wandernden Glaubenslehrers, wie Jesus es führt, unverständlich, so nahe ihm die Vorstellungen kommen können, die den Gleichnissen des Neuen Testaments zugrunde liegen, diese Vorstellungen aus der bäuerlichen oder gärtnerischen Welt eines Landstädtchens oder Dorfes.[100]) Da die Kirche dieses Leben des wandernden Glaubens-

lehrers ohne Besitz und Familie als ein heiliges Leben verkündet, wird aber das Befremden der Bauern stets mit einer Scheu vermischt sein, die ihnen ein Nachsinnen über Widersprüche zwischen bäuerlichen Lebenswerten und Lehren der Kirche verbietet.

### f) Der Zweifel an einem Fortleben nach dem Tode

Schon F. E. A. Heydenreich[101]) hat ausgesprochen, der Gedanke der Auferstehung, wie ihn die Kirche lehrt, also der Gedanke eines Fortlebens nach dem Tode und eines Jenseits, bleibe den Bauern ziemlich unklar. Der Gedanke der Auferstehung sei leicht zu erschüttern; die Bauern neigten zu Zweifeln daran, weil sie doch die Leichname Verstorbener verwesen sähen.

Paul Gerade[102]) hat erwähnt, daß norddeutsche Bauern, die der Pfarrer beim Tode eines Angehörigen tröstend auf ein Wiedersehen nach dem Tode hinweist, diesen öfters antworteten: „Ja, wer weiß, ob's so ist? — Man muß es glauben." Aus dem thüringischen Bauerntum hat Hermann Gebhardt[103]) mitgeteilt, der Glaube an eine Unsterblichkeit habe gegen früher zugenommen, die Seligkeit im Himmel bedeute aber für den Bauern wenig, und der Zweifel an einer Auferstehung der Toten stelle sich immer wieder ein; nach Begräbnissen könne man hören: „Wenn's nur auch wahr wäre! Es ist doch noch keiner wiedergekommen" oder „Man wird's ja sehen, ob etwas daran ist." Ein ungenannter badischer Pfarrer[104]) hat im Odenwälder Bauerntum Nachdenken und Zweifel vorgefunden, ob und wie denn eine „Auferstehung des Fleisches" möglich sei. Paul Drews[105]) hat geschrieben, die sächsischen Bauern bezweifelten vielfach ein Fortleben nach dem Tode. Bei den Bauern im Bezirke Potsdam ist nach Julius Boehmer[106]) die Meinung verbreitet, mit dem Tode sei „alles aus", mindestens aber die Anschauung, ein jenseitiges Leben sei ungewiß. Aus einem Gebirgsdorfe der Fränkischen Schweiz berichtet E. Kern[107]), die Bauern äußerten ab und zu Zweifel an der Auferstehung, weil noch nie einer wiedergekommen sei. Im fränkischen Aischtal pflegen die Bauern gegenüber den Vorstellungen von Auferstehung und Jenseits, wie Ernst Weeth[108]) mitteilt, zu äußern: „Es war noch keiner drüben und hat's gesehen; auch der Pfarrer nicht."

Solche Zweifel an Auferstehung und Jenseits werden auch von kirchlichen Bauern und von Bauern, die in allen anderen Dingen christlich-gläubig sind, geäußert oder wenigstens im Stillen bedacht. Ich habe (S. 76ff.) ausgeführt, daß zum Glauben an ein Jenseits beim Durchschnittsbauern drei Vorstellungen beitragen, nämlich die Vorstellung einer Ewigkeit der Sippe, die Vorstellung einer wohlverdienten Ruhe für fleißige Lebensarbeit und die Vorstellung eines gerechten Gerichtes über Gute und Böse. Gegen solche Vorstellungen kämpft aber im bäuerlichen Gemüt immer wieder der Zweifel an einem Fortleben nach dem Tode.

Gustav Frenssen[109]) hat nach seinen Beobachtungen unter den holsteinischen Bauern eine Anzahl von Widersprüchen verzeichnet, die sich zwischen bäuerlichen Wertungen und Kirchenlehren ergeben, wobei er zu kennzeichnen versucht hat, was der Bauer nach seinen Anschauungen in den Lehren des Christentums vermissen müsse. Der holsteinische Bauer, so führt Frenssen aus, findet in den christlichen Glaubenslehren „wenig oder nichts von der natürlichen Freude und der Verteidigung dieses Lebens, ... wenig oder nichts vom Lob der Arbeit, des ernsten Voraussehens und des Sorgens, wenig oder nichts von Gerechtigkeit und Weitherzigkeit gegen Andersgläubige, ... wenig oder nichts vom tapferen Widerstand gegen das Minderwertige und Böse, wenig oder nichts von der Mütterlichkeit des Weibes, wenig oder nichts vom Zutrauen zum Guten im Menschen, wenig oder nichts von der stolzen Möglichkeit und stolzen Freiwilligkeit, ohne Dank und Lohn Gottes zu sein." — Man darf dieser Frenssenschen Darlegung gegenüber bezweifeln, ob auch nur eine nennenswerte Minderheit holsteinischer Bauern über Widersprüche zwischen ihren Anschauungen und den Kirchenlehren so wie Frenssen selbst nachsinnen; aber man wird einräumen müssen, daß halb-bewußte und selten bedachte Einwände der Bauern; und zwar nicht nur der holsteinischen und nicht nur der protestantischen gegen christliche Lehren von Widersprüchen ausgehen, wie sie Frenssen angibt.

## IX. Das Verhältnis der bäuerlichen Sittlichkeit zu den Geboten des Christentums

Wie weit christliche Gebote das tägliche Leben des durchschnittlichen Bauernschlags durchdringen, wie weit also dieser bäuerliche Schlag nicht nur in seinem eigentlichen Glauben, sondern auch in seinem sittlichen Verhalten durch die kirchlichen Lehren bestimmt ist, bedürfte eingehender Untersuchungen in allen deutschen Landschaften. Wie weit ist der durchschnittliche deutsche Bauer nicht nur als gläubiger Mensch, sondern auch in seinen sittlichen Entscheidungen christlich? — Geistliche der beiden christlichen Glaubensbekenntnisse haben schon öfters ausgesagt, daß die bäuerliche Sittlichkeit durch das christliche Bekenntnis der Bauern nur wenig oder gar nicht bestimmt werde. Schon der märkische Dorfpfarrer Raymund Dapp[1]) hat auf den Widerspruch zwischen der Kirchlichkeit der Bauern und deren außerkirchlichem „Leben, Denken, Reden und Tun" verwiesen; beide Lebensbereiche seien von einander getrennt und ohne Beziehung auf einander.

Gotthelf[2]) hat folgende Schilderungen des Verhaltens schweizerischer Bauern gegeben: „Sie hielten die Religion für ein Fürwahrhalten, daß Gott sich geoffenbart habe, ... verbunden mit einem Dienste, den man durch Gebete und Kirchengehen zu verrichten habe. Sie dachten nicht von ferne daran, daß die Religion ihr Benehmen gegen die Nächsten und besonders ihr gegenseitiges zu bestimmen habe. Keines dachte, daß es sich zu bessern, daß es Fehler zu überwinden habe." An anderer Stelle: „In die Predigt kommen sie fleißig am Sonntag und sitzen stattlich da; allein ich habe noch nie gemerkt, daß eine Predigt sie angerührt hätte, außer, wenn sie glauben, ich stichle auf sie." Paul Gerade[3]) spricht von einer „ganz besonderen Sittlichkeit" norddeutscher Bauern, die ohne Beziehung zu deren Kirchenglauben sei; dieser Glaube habe auf die bäuerliche Lebensführung „nicht den geringsten Einfluß". Nach Erfahrungen im Bauerntum der Harzgegenden hat der Superintendent

H. Gallwitz[4]) ausgesprochen, die Predigt bleibe wirkungslos und im Gespräche verschlössen sich die Menschen. Von den thüringischen Bauern und der Einwirkung christlicher Lehren durch die sonntägliche Predigt berichtet Paul Glaue[5]): „Sie gehen nach Hause und bleiben, wie sie gewesen sind."

Die christlichen Sittengebote werden als eine Erbauung für den Sonntag angesehen; außerhalb der Kirche gilt im allgemeinen die herkömmliche Gemeinschaftssittlichkeit, die bei Gelegenheit von christlichen Geboten halbwegs und vorübergehend bestimmt wird. „Bäuerliche Ethik wirkt ... anders als christliche Individualethik."[6]) Außerhalb der Kirche gelten die Regeln der bäuerlichen Gemeinschaftssittlichkeit; in der Kirche werden die Gebote des Christentums entgegengenommen, deren Ziel die Rechtfertigung der Einzelseele ist. Ernst Rolffs[7]) hat dieses Verhalten gegenüber niedersächsischen Bauern protestantischen Bekenntnisses so gekennzeichnet: „Der Sonntag gehört Gott, der Werktag hat seine eigenen Gesetze"; Joseph Weigert[8]) kennzeichnet den gleichen Widerspruch zwischen christlicher Lehre und bäuerlicher Sittlichkeit bei bayrischen Bauern katholischen Bekenntnisses mit den Worten: „Man führt ein Doppelleben; in der Kirche muß man fromm sein — heraußen, da ist's was anderes." Nach Schulze[9]) tritt in der bäuerlichen Frömmigkeit die Einhaltung der kirchlichen Gebräuche in den Vordergrund, die Befolgung christlicher Gebote hingegen zurück; Gebote werden sogar abgelehnt, wenn sie dem Herkommen widersprechen. Ein Bauer aus dem Odenwald hat die Unstimmigkeiten zwischen christlicher Lehre einerseits und bäuerlicher Lebensweise andererseits seinem Pfarrer gegenüber nach Anhören einer Predigt einmal so ausgedrückt: „Herr Pfarrer, was Sie do g'sagt hawwe, war alles recht schö. Wamm'r amol im Himmel sin, werd's a so werre. Awwer uf dere Welt kamm'r nix mit afange."[10])

Alfred Eckert[11]) gibt nach seinen Erfahrungen in Pommern an, das sittliche Empfinden der Bauern werde von deren Glauben nicht beeinflußt; der Glaube als solcher habe über das sittliche Verhalten der Bauern keine Macht; die sittlichen Ermahnungen des Geistlichen in der Predigt könnten wohl in der Kirche die Gemüter erschüttern, blieben aber nachher nicht haften; manchmal lehne der

Bauer auch solche Ermahnungen ab mit dem Einwande, solche Ermahnungen seien nicht „Gottes Wort“ und dieses allein wolle man hören. Was solche Bauern von der Predigt wünschen, ist also eine feierliche Erbauung, die aber gleichsam Feier und Erbauung an sich bleiben und sich nicht auf die Lebensführung außerhalb der Kirche erstrecken. Später hat Eckert[12]) ausgeführt, der pommersche Bauer übernehme aus der Schule „das Technische“, aus der Kirche „das Dogmatische“; beide Geistesmächte aber vermöchten es nicht, zur Gesinnung des Bauern beizutragen. Solche Aussagen der Geistlichen werden anscheinend seltener gedruckt und veröffentlicht, häufiger aber unter vier Augen eingestanden, wenn Geistliche der beiden Glaubensbekenntnisse vertrauten Menschen gegenüber ihre Enttäuschungen aussprechen. Die Sittlichkeit des Durchschnittsbauern ist etwas anderes als die Sittlichkeit der christlichen Gebote. Schon F. E. A. Heydenreich[13]) hat vermerkt, daß „die Moral vieler Landleute die Moral herrschender Sprichwörter ist“, also eine Sittlichkeit der hergebrachten Lebensregeln eines rechtschaffenen bäuerlichen Menschenschlags. Da diese hergebrachten Lebensregeln nicht Regeln für Einzelmenschen neben anderen Einzelmenschen sind, sondern Regeln für ländliche Lebensgemeinschaften und sich als solche tief in das Bewußtsein des einzelnen Bauern einsenken können, wird man auch dem durchschnittlichen Bauernschlage eine tiefere sittliche Besinnung zuschreiben müssen, obschon man zugleich erkennen muß, daß diese Sittengebote nicht gänzlich und wahrscheinlich nicht einmal überwiegend den christlichen Geboten entsprechen. Wie die meisten Bauern „natürlich fromm“ sind, so sind sie auch „natürlich sittlich“; ihrer Frömmigkeit haftet der „gesetzliche“ Zug an, den ich mehrfach erwähnt habe, so daß bäuerliche Frömmigkeit sich nach Ernst Rolffs[14]) gerne als „Gehorsam gegen die kirchliche Sitte“ ausdrückt, bäuerliche Sittlichkeit hingegen nach Rolffs den „Gehorsam gegen ein natürliches Sittengesetz“ darstellt, „das vom Rationalismus betont worden ist.“ Die Sittlichkeit des Bauern ist nicht die des Christentums, sondern, wie ein ostfriesischer Dorfpfarrer sich ausgedrückt hat, eine „Sittlichkeit des anständigen Menschen“.[15]) Nicht nur von Rolffs und nicht nur aus niedersächsischem Gebiete, sondern auch

von Betrachtern anderer deutscher Bauernschläge, wird betont, daß bäuerlicher Frömmigkeit und bäuerlicher Sittlichkeit recht gut ein volkstümliches Sittengebot entspreche wie „Tue recht und scheue niemand!“ und ebenso gut die Mahnung des Liedes „Üb immer Treu und Redlichkeit!“, die im Zeitalter des Rationalismus gerne von den Landgeistlichen ausgesprochen worden sei. Als eine solche „natürliche Frömmigkeit“ und eine aus ihr sich ergebende „natürliche Sittlichkeit“ ländlicher Art schildert Gustav Frenssen[16]) Frömmigkeit und Sittlichkeit seiner Eltern und der niedersächsischen Bauern seiner holsteinischen Heimat. „Es war die niedersächsische, staunende, anbetende, wortarme und lehrlose Verehrung der unnennbaren Macht, welche geheimnisvoll und erhaben das All geschaffen hat und durchwaltet. Die ewige Macht wurde, trotz und entgegen allen Erscheinungen, die auf Sinnlosigkeit, ja Grausamkeit deuten, in ihrem tiefsten Grunde als sinnvoll, heilig und gütig geglaubt. Die Sittlichkeit, die aus diesem Glauben, dieser Frömmigkeit folgte, war, in einem so ungeheuren Wunder, in dem man sich als Lebender mitten darin befindet, einen demütig bangen, tapferen Mut zu wahren, bei allem frischen, frohen und tätigen Umtun und Umtreiben, mitten im natürlichen, sinnlich-seelischen Dasein und dem Menschenstrom, Körper und Geist reinlich zu halten und sich den Mitmenschen als ein redliches und gütiges Herz zu erweisen.“ — Das ist im ganzen mehr die Frömmigkeit und Sittlichkeit eines ziemlich unkirchlichen Bauernschlags überwiegend nordischer Rasse und protestantischer Prägung; aber Annäherungen an diese Frömmigkeit und Sittlichkeit sind auch bei den Bauernschlägen und gerade bei den tüchtigsten und bestbeschaffenen Bauernfamilien des übrigen deutschen Sprachgebiets und bei beiden christlichen Bekenntnissen zu finden, weil eben solche Frömmigkeit und Sittlichkeit mehr oder minder den allgemeinen Zügen bäuerlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit im Bereiche der Völker germanischer Sprache nahekommt. Je mehr nun aber bäuerliche Frömmigkeit im germanischen Bereiche von ausgesprochen christlichen und kirchlichen Lehren bestimmt ist, desto größer wird der Widerspruch werden zwischen dem vom Geistlichen übernommenen Glauben einer Bauerngemeinde oder eines einzelnen Bauern einerseits und dem sittlichen Verhalten dieser

Gemeinde oder dieses Bauern andererseits. Für den Bauern wie für den Städter gilt ja, daß abendländische Menschen leichter christlich glauben können als wirklich christlich handeln. Die Geschichte des Abendlandes und jedes einzelnen abendländischen Volkes zeigt ferner, daß zwischen dem christlichen Glauben dieser Völker und den sittlichen Entscheidungen dieser Völker und auch ihrer gläubigsten Einzelmenschen von jeher ein Widerspruch war, ein Widerspruch, nicht nur in dem Sinne, daß die sittlichen Entscheidungen hinter den Forderungen der christlichen Gebote zurückgeblieben sind, sondern weit mehr in dem Sinne, daß die sittlichen Entscheidungen gerade der ernstesten und sittlich tiefsten und kraftvollsten Abendländer von jeher eine andere Richtung als die der neutestamentlichen Gebote eingeschlagen haben. Wahrscheinlich wird der Widerspruch zwischen kirchlichen Geboten einerseits und eigentlicher Bauernsittlichkeit andererseits bei eingehender Erforschung dieser Beziehungen — an der es eben noch fehlt — sich als erheblicher ergeben als der Widerspruch zwischen kirchlichen Geboten einerseits und städtischer Sittlichkeit andererseits, denn die wirkliche Sittlichkeit der christlich-gläubigen Städter scheint mir in den meisten Fällen mehr ein lässiges oder leichtsinniges Zurückbleiben hinter den Forderungen der christlichen Sittlichkeit zu sein als ein eigentlicher Widerspruch gegen diese Sittlichkeit. Der christliche Städter wird mehr gegen die seinem Glauben entsprechenden Gebote sündigen; der Bauer hingegen wird häufiger Sittengebote einhalten, die im Grunde nicht christlich sind.

F. E. A. Heydenreich[17]) gibt als Kennzeichen der bäuerlichen Sittlichkeit an, der Bauer folge „dem natürlichen Zuge seines Gefühls für Recht und Unrecht" — also weniger kirchlichen Geboten als den seinen Vorfahren und ihm teils angeborenen, teils herkömmlich gewordenen sittlichen Empfindungen, wobei er sich gerne an die leichtfaßlichen Zehn Gebote des Alten Testaments und an alte landläufige Sprichwörter anlehne und ferner sein Verhalten nach der Beobachtung des Verhaltens anderer Menschen ausrichte, vor allem nach der Beobachtung des Verhaltens der Gutsherren, Beamten und Geistlichen. Ähnlich ist auch die sittliche Haltung der heutigen Bauern noch und so in allen deutschen Landschaften,

sowie bei beiden christlichen Bekenntnissen. Hermann Gebhardt[18]) hat als oberstes bäuerliches Sittengebot nach Erfahrungen im Bereiche thüringischen Bauerntums angegeben: „Du sollst für die Nachkommen sorgen." — Dies ist sicherlich kein christliches Gebot oder würde — bei der neutestamentlichen Ablehnung der Sorgen für den kommenden Tag und der Bindungen an die Sippe (vgl. Matthäus 10, 35) — mindestens nicht als oberstes christliches Gebot gelten können. Eine Tafel der bäuerlichen Lebenswerte, die ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941, S. 322ff.) zu kennzeichnen versucht habe, würde eine ganz andere Stufenleiter der sittlichen Werte ergeben als eine Tafel der christlichen Lebenswerte.[19])

Wo aber einem Bauern oder einer Bauerngemeinde etwa einmal ein Widerspruch zwischen dem christlichen Glauben und der bäuerlichen Sittlichkeit nachgewiesen wird, oder wo Bauern einmal von selbst darüber nachdenken, beruhigen sich die durchschnittlichen Bauern bald wieder, weil ein Nachdenken über solche Dinge nicht ihre Sache, sondern Sache des Geistlichen sei. Georg Engelbach[20]) hat diese Beobachtung einmal so ausgedrückt: „Für alles, was religiös, kirchlich und sittlich ist, muß der Pfarrer sorgen. Er muß stellvertretend fromm sein. Man selbst verzichtet dann darauf." Über diese mehr katholische als protestantische Auffassung vom Amte des Geistlichen, die hier aus einer protestantischen Gemeinde berichtet wird, muß später noch einiges gesagt werden. Die Auffassung bezeugt wieder, daß zwischen christlicher Frömmigkeit und bäuerlicher Frömmigkeit wie auch zwischen christlicher Sittlichkeit und bäuerlicher Sittlichkeit merkliche Widersprüche möglich und häufig sind.

Seine andersgeartete Frömmigkeit und Sittlichkeit faßt der Bauer gegenüber der christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit gern als ein Maßhalten auf: das volle Maß komme in diesen Dingen allein dem Geistlichen zu, nicht aber den Bauern, denen gegenüber den kirchlichen Lehren und Geboten eine geminderte Frömmigkeit und Sittlichkeit besser anstehe, denn nicht jeder könne ein Heiliger sein.

Anzengruber[21]) hat diese Auffassung in einer Erzählung treffend geschildert, und zwar an einem Beispiele katholischen Bauern-

lebens. Der Sohn des Sternsteinhofbauern hat aus enttäuschter Liebe Anwandlungen besonderer Frömmigkeit bekommen und besucht nicht nur die üblichen Gottesdienste, sondern auch nachmittags noch den „Segen". Seinem Vater erscheint das als zu viel. Er stellt den Sohn zur Rede: „Laß dir sagen, wenn d' dich kastei'n willst, so hätt ich soweit nix dageg'n; aber das beschauliche Wesen — tu mir d' Freundschaft — leg ab! Der Sternsteinhof is kein Kloster, und es bringt kein Verdienst, sondern nur Schaden, wann du dein' Arbeit so ganz beiseite setz'st." — Menhofers[22]) Franzef erzählt aus seiner Jugend einen Vorfall, der ebenfalls zeigt, daß auch fromme Bauern wie der Vater dieses Erzählers bei ihren Kindern ein Übermaß an Frömmigkeit rügen können, das einem Bauernkinde nicht anstehe. Franzef (Franz Joseph) hatte öfters mit anderen Bauernbuben im Fischteiche des Posthalters Forellen gefischt, als er Bedenken ob der Zulässigkeit oder Sündhaftigkeit solcher Fischfänge bekam und diese beichtete. Der Pfarrer ließ „ein heiliges Donnerwetter" auf das „Bubenköpflein" nieder, sagte, eine solche Sünde könne nicht vergeben werden vor Rückerstattung des gestohlenen Gutes und gab als weitere Buße eine Anzahl Rosenkränze zu beten auf. Darüber geriet Franzef in ein wochenlanges bedrücktes Nachsinnen, so daß dies schließlich dem Vater auffiel. Franzef gesteht dem Vater, was geschehen war. Der atmet erleichtert auf, da er etwas viel Schlimmeres vermutet hatte: „Herrgott weage so am Dreck machst du so saudumma G'schichta!" Er beruhigt den Sohn mit den Worten: „Earschtens isch's Fischfanga überhaupt koi Sünd! Zwoitens ischt ma(n) it so saudumm und beichtat so ebbas. Und drittens weard i mit'm Posthalter scho(n) reda."

Was Georg Koch[23]) als bäuerliche Lebensregel anführt: „Zu wenig und zu viel verderben alle Spiel" — das gilt für bäuerliches Empfinden auch gegenüber kirchlichen Geboten. Diedrich Rodiek[24]) hat gezeigt, daß sowohl ein Zuwenig wie ein Zuviel an sittengemäßen Leistungen der Rüge der bäuerlichen Gemeinschaft verfällt. Ottilie Doll[25]) schreibt, daß ländliche Freier in Bayern bei ihrer Braut „ein gewisses Maß von Religion" zu finden wünschen: „Freilich allzuviel Religion möchte man lieber auch nicht eintun, das könnte einem leicht lästig werden."

Das bäuerliche Maßhalten gegenüber der „Religion", d. h. den Lehren und Geboten der Kirche, bedeutet aber durchaus nicht einen Mangel an Ehrfurcht oder gar sittliche Lässigkeit, bedeutet keineswegs einen Mangel an Frömmigkeit, wenn man nur dieses

Wort so versteht, wie der Bauer es dann versteht, wenn er es einmal in bejahendem und anerkennendem Sinn gebraucht. Ein badischer Pfarrer, der bei den odenwäldischen Bauern genug Mängel an christlicher Gläubigkeit und christlichen Tugenden festgestellt hat, vermerkt doch, der Bauer sei „im allgemeinen ein frommer Mensch", obschon ihm das Wort „fromm" unangenehm sei und für ihn soviel wie „frömmelnd" bedeute.[26]) „Fromm will man nicht sein", bestätigt Paul Wurster[27]), der dabei schwäbische Bauern ins Auge faßt. Der badische Pfarrer erzählt aber auch von einem Bauernsohn, der nicht zu den Sanftesten gehörte, doch aber einer Bauerntochter in das „Poesiealbum" eingeschrieben habe: „Sei fromm und fleißig". — Hier ist nun das Wort „fromm" im bäuerlichen Sinne gemeint und mit bejahender Bedeutung. Welchen Inhalt hier das Wort „fromm" hat, mag aus einer Aussage über die „Religiosität" badischer Bauern hervorgehen, die sich bei A. Ludwig[28]) findet: „Rechtschaffenheit im bürgerlichen Leben und Gottvertrauen in sorgenvollen Tagen sind dem Bauern die Zeichen der Religiosität." Ottilie Doll[29]) hat angegeben, was bayrische Bauernsöhne meinen, wenn sie bei den Bauerntöchtern, um die sie werben, „Religion" zu finden wünschen. Ein im bäuerlichen Sinne „frommes" Bauernmädchen soll die alten Bräuche einhalten, die Kinder ordentlich erziehen, dem Hauswesen in der rechten Weise vorstehen; sie soll die bäuerlichen Tugenden besitzen und von erheblicheren sittlichen Mängeln frei sein. Ein Mensch, der andere betrügt, der lügt und stiehlt, der kalt und selbstisch ist, hat nach dieser bäuerlichen Auffassung „überhaupt keine Religion"; er wird auch bei der Gattenwahl gemieden. So gibt ein rechtes Maß an „Religiosität" dem ländlichen Freier, wie Ottilie Doll schreibt, „eine gewisse Gewähr für die notwendigen sittlichen Tugenden des erwählten Mädchens". Nach solchen Vorstellungen würde sich also der Inhalt des Wortes „Frömmigkeit" bestimmen, wenn der Bauer dieses Wort im bejahenden Sinne gebrauchen und seinen Inhalt anzugeben hätte. Von solchen Vorstellungen aus erklärt sich auch wieder der oft von Bauern ausgesprochene Satz: „Religion muß sein!" Da für den Bauern „Religion" sein muß, muß auch Kirche sein, denn diese mahnt in herkömmlicher Weise zur „Religion"; da Kirche sein muß, muß auch Christentum sein, denn die

Kirche ist herkömmlicherweise eine christliche Kirche, von deren Geboten befolgt wird, was dem Gedanken der sinnvollen Weltordnung und damit auch dem Hofgedanken entspricht. In solcher Weise ist für den Bauern, wie der oben angeführte badische Pfarrer dargelegt hat, Kirche gleich Religion und Religion gleich Christentum.[30]) Darüber hinaus aber ist der deutsche Bauer, wo die zersetzenden Mächte großstädtischen Geistes ihn noch nicht angekränkelt haben, ein „frommer" Mensch, der ehrfürchtig bemüht ist, innerhalb der sinnvollen Ordnung Gottes zu wirken. Doch wird eben diese bäuerliche Frömmigkeit nur zu einem Teil vom Christentum bestärkt, zu einem anderen Teil gehört sie dem wortlosen Eigenleben bäuerlicher Menschen an.

Man könnte hier noch fragen, wie es mit der bäuerlichen Sittlichkeit bestellt sei, wenn diese gemessen wird mit dem Maßstabe, den das sittliche Urteil der Bauern selbst bestimmt. Auch zur Lösung dieser Frage müßten noch manche Einzelheiten bäuerlichen Verhaltens geprüft werden. Im allgemeinen wird man sagen können, daß der nach ländlichen Anschauungen rechtschaffene und tüchtige Teil des Bauerntums aller deutschen Landschaften bestrebt ist, nach den Lebenswerten des Bauerntums wirklich zu leben, die ich in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941, S. 322ff.) aufgezählt habe. Wo innerhalb Deutschlands noch ein ausgesprochen bäuerlich gesinntes Bauerntum zu finden ist, wird es demjenigen Vorbilde mehr oder weniger nahekommen oder mindestens nahezukommen bestrebt sein, das im Bauerntum selbst als Vorbild des wohlgearteten Bauern mehr oder minder bewußt wirksam ist. Die Geistlichen, die einen Widerspruch zwischen dem christlichen Glauben und dessen Geboten einerseits und dem alltäglichen sittlichen Verhalten des Bauern andererseits festgestellt haben, können — mit Ausnahme E. Pfennigdorfs — doch nicht umhin, dieses tatsächliche sittliche Verhalten, wenn es ihnen auch nicht als eigentlich christlich erscheint, mit Achtung zu kennzeichnen.

Schulze[31]) vermerkt, der Bauer wolle zwar Christ sein, er bleibe aber bei „Ansätzen zum rechten christlich-religiösen Grundverhältnis" stehen. Als bäuerliche Tugenden nennt Schulze Fleiß, Ordnungsliebe, eheliche Eintracht, wenn auch oft in gleichgültigem Nebeneinander,

ferner Sparsamkeit, Abzahlen von Schulden, Mildtätigkeit gegenüber Bettlern; als bäuerliche Fehler verzeichnet er das Übervorteilen von Händlern, die Steuerhinterziehung und Beamtenbestechung, die Wiedervergeltung von erlittenem Unrecht und die auch von frommen Bauern als erlaubt angesehenen vorehelichen Beziehungen der Burschen und Mädchen, dieeinander später heiraten wollen.[32]) Paul Gerade[33]), der das Christentum norddeutscher Bauern „nur Schminke" nennt und ausführt, dieses habe auf die bäuerliche Lebensführung „nicht den geringsten Einfluß", sprach doch anerkennend von dem bäuerlichen Fleiß, der Sparsamkeit, der Nüchternheit, dem gesunden Urteil, dem Mutterwitz, der Liebe zu Kindern und der Anteilnahme bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein kurhessischer Pfarrer[34]), der die Mängel des üblichen Bauernchristentums bezeichnet hat, rühmte doch Ehrlichkeit und Gediegenheit, Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft der hessischen Bauern. Als deren Schattenseiten nennt er Mißtrauen, Trotz und Geiz; Rauflust und Branntweintrinken hätten abgenommen. Hermann Beck[35]), der die genannten Mängel wohl kennt, nannte die bayrischen Bauern arbeitsam, mäßig und sparsam und — wenn auch weniger in Stadtnähe, so doch in noch echt bäuerlichen Gebieten — schlicht und einfach. Schmidt-Lopsingen[36]), der ausgeführt hat, die Welt der schwäbischen Bauern im bayrisch-württembergischen Riesgebiet (bei Nördlingen) sei gänzlich verschieden von der christlichen Welt des Pfarrers hebt an diesen Bauern Sparsamkeit, Fleiß, Geduld, Ausdauer und Zähigkeit, das unermüdliche „Hausen" und „Schaffen" als „hervorragende Tugenden" rühmend hervor. Ernst Rolffs[37]), der im sittlichen Verhalten der niedersächsischen Bauern den Gehorsam gegen ein „natürliches Sittengesetz", nicht also gegen die christlichen Gebote erkannt hat, spricht doch mit Achtung von dem niedersächsisch-bäuerlichen Rechtsbewußtsein und Pflichtgefühl; er spricht anerkennend von dem nüchternen Denken dieser Bauern, die ihrer Veranlagung nach nicht zu Begeisterten oder zu Gefühlsmenschen geschaffen seien, denen aber ein in schweigsamer Ehrfurcht geübtes Gottvertrauen eigen sei und die gerade als gläubige Menschen geduldig und zufrieden seien. Wie Justus Möser[38]), so rühmt auch Rolffs die Standhaftigkeit im Unglück, das Sichbeugen unter Notwendigkeiten als eine sittliche Kraft des niedersächsischen Bauern. Alfred Eckert[39]), der schroff betont hat, daß die pommerschen Bauern „das Dogmatische" der Kirchenlehren entgegennähmen, ohne daß dieses ihre Gesinnung bestimme, bezeichnet doch den pommerschen Bauern „im ganzen" mit Anerkennung als einen nüchternen, sparsamen, anspruchslosen und fleißigen Menschen, der auch für

verschiedene Sammlungen, für die Dorfschule und zu anderen Zwecken, verhältnismäßig viel spende; die ländlichen Tagelöhner Pommerns kennzeichnet er „im ganzen" mit ähnlichen Zügen und hebt deren Frömmigkeit, vaterländische Gesinnung und eheliche Treue hervor. Verwerfliche Züge bei Bauern und Tagelöhnern stellten demgegenüber die Ausnahmen dar. Karl Engelhardt[40]), der vom Schwinden des „stramm kirchlichen" Christentums im badischen Kraichgau geschrieben hat, berichtet doch von Anzeichen einer sittlichen Besserung dieser protestantischen Bauernschaft, besonders von einer Hebung der Selbstzucht in der geschlechtlichen Lebensführung; er nennt diese Bauern sparsam, fleißig, mäßig und wohltätig. Joseph Weigert[41]), der bei katholischen Bauern Bayerns allerlei Mängel der kirchlichen Frömmigkeit und der alltäglichen Sittlichkeit feststellen mußte, hebt doch hervor, daß heute weniger Trunksucht, Unmäßigkeit und Rohheit unter diesen Bauern vorkomme als früher. Karl Themel[42]), der davon berichtet hat, daß Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit in norddeutschen, besonders in brandenburgischen Bauerngemeinden, einfach als Sitte zu erklären seien, nennt diese Bauern fleißig, zuverlässig, sparsam und treu und hebt ihren Gerechtigkeitssinn hervor, der in echt bäuerlicher Weise auch zu Härte und Lieblosigkeit werden könne. Heinrich Hoops[43]) spricht von einer Abnahme der Rauflust und der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, von einer Zunahme des Treubruchs gegenüber geschwängerten Mädchen, von Zunahme der Rohheit bei niedersächsischen Bauern, ebenso von anderen sittlichen Mängeln dieser Bauern, hebt aber auch deren Fleiß und Sparsamkeit, deren Familiensinn, Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit hervor und findet in ihrem Wesen einen „heldischen Zug".

Von diesen im ganzen günstigen oder doch nicht ungünstigen Urteilen unterscheiden sich zwei Darstellungen bäuerlichen Verhaltens, die eine vom Ende des 18. Jahrhunderts, die andere aus der Gegenwart: Ch. L. Hahnzog[44]) meinte, die Bauern wähnten schon wahre Christen zu sein, wenn sie sich nur der gröbsten Sünden enthielten, so des Saufens, Hurens, Stehlens und Totschlagens. E. Pfennigsdorf[45]) spricht von Zurückhaltung, ja Verschlossenheit der Bauern, von ihrer Festigkeit und Härte, von ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Abneigung gegen Neuerungen; dann nennt er die Bauern selbstsüchtig, hartherzig, selbstgerecht, geizig; die Gesundheit der Frauen und das Glück der Kinder würden von ihnen dem Hof geopfert, menschliche Beziehungen allein nach Leistung und Gegenleistung gewertet; gegenüber Gott

herrsche bei ihnen das gleiche Gegenseitigkeitsverhältnis von Leistung der Menschen und Gegenleistung Gottes, Pharisäismus kennzeichne das bäuerliche Glaubensleben, und das Verhältnis zur Kirche werde allein durch Sitte und Herkommen bestimmt. Es war eine Aufgabe meines Buches „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941) darzulegen, von welchen Lichtseiten bäuerlicher Veranlagung die angeführten Untugenden die Schattenseiten sind.

Ein überaus günstiges Urteil über die Sittlichkeit französischer Bauern hat der französische Landpfarrer Joseph Roux[40]) mit einem Satze ausgesprochen, der zugleich darlegen soll, daß zwar der Bauer durchaus rechtschaffen sei, daß aber diese Rechtschaffenheit nicht auf christlichem Grunde ruhe. Roux meinte, jeder Bauer könnte zu einem Heiligen werden, wenn er kraft eines übernatürlichen Glaubens das wäre, was er durch Veranlagung wirklich ist, nämlich fleißig, nüchtern, geduldig and gefaßt. *(Tout paysan n'aurait besoin pour devenir un grand saint què d'être par surnature ce qu'il est par nature, laborieux, sobre, patient, résigné.)* Die Sittlichkeit der Bauern ist demnach zwar als solche anzuerkennen, aber nicht als christliche Sittlichkeit zu bezeichnen.

Kennzeichnungen bäuerlichen Verhaltens, ähnlich denen, die oben wiedergegeben worden sind, ergeben sich, nach den einzelnen Landschaften abgewandelt, auch aus anderen Schilderungen katholischer und protestantischer Bauernschaften, so auch aus den Darstellungen älterer und jüngerer Erzähler. Gemessen an seinen eigenen sittlichen Grundsätzen, also bei Vermeidung einer Beurteilung nach eigentlich christlichen Grundsätzen, erscheinen die von städtischem Geiste unversehrt gebliebenen deutschen Bauernschaften mindestens als hinlänglich sittlich und sicherlich von Bedeutung und Wert einer sittlichen Ordnung ernstlich überzeugt. Die Gleichgültigkeit gegenüber Sittengeboten, ja die Leugnung und Verhöhnung sittlicher Ordnungen, die sich im städtischen Leben immer wieder auszubreiten versuchen, sind im Bauerntum höchstens bei einzelnen zu finden, die sogleich als Abwegige auffallen, als solche gemieden werden oder selbst schon im Hintergrunde bleiben.

## X. Katholizismus und Protestantismus bäuerlicher Art

Bisher sind Glauben, Frömmigkeit und Sittlichkeit der deutschen Bauern zwar unter Angabe der betrachteten Landschaft, doch so geschildert worden, daß Gemeinsames erkennbar geworden ist, das mehr oder weniger für alle deutschen Bauernschaften kennzeichnend ist. So ist auch bisher trotz jeweiliger Nennung des katholischen oder des protestantischen Glaubensbekenntnisses mehr das Gemeinsame im Verhalten katholischer und protestantischer Bauernschaften betont worden. Bei Überprüfung der Einzelheiten ergibt sich auch, daß die tatsächliche Frömmigkeit und Sittlichkeit der katholischen Bauern einerseits, der protestantischen andererseits weit weniger von einander verschieden sind als die katholische Glaubenslehre von der protestantischen. Sowohl katholische wie protestantische Bauern des durchschnittlichen Schlages — die bewußt-kirchlichen und betont-katholischen oder betont-protestantischen Minderheiten im deutschen Bauerntum sollen ja hier nicht betrachtet werden — weichen in Frömmigkeit und Sittlichkeit von den beiderseitigen Kirchenlehren in unbewußter Weise ab, und zwar in der Richtung auf eine deutsche Bauernfrömmigkeit und Bauernsittlichkeit mit ungeschriebenen Überzeugungen und Geboten, eine Frömmigkeit und Sittlichkeit, die in wesentlichen Zügen mehr mit Frömmigkeit und Sittlichkeit der Bauernschaften anderer germanischer Länder übereinstimmt als mit der Frömmigkeit und Sittlichkeit städtischer Bevölkerungen des germanischen Sprachgebiets. Es lassen sich zwar kennzeichnende Unterschiede zwischen katholischer und protestantischer Bauernfrömmigkeit angeben, doch wird sich jedem Beurteiler solcher Unterschiede ergeben, daß sich Frömmigkeit und Sittlichkeit katholischer und protestantischer Bauernschaften Deutsch-

lands viel mehr in der Oberfläche und in Äußerlichkeiten unterscheiden als in der Tiefe und im wesentlichen. Die katholischen Bauern sind nicht so katholisch, wie die katholische Lehre es fordert, die protestantischen nicht so protestantisch, wie die protestantische Lehre es fordert. Der Unterschied der beiden Bekenntnisse mag in Äußerlichkeiten auf dem Lande gelegentlich mehr hervortreten, die Stadtbevölkerungen sind in ihrem innerlichen Glaubensleben deutlicher nach Bekenntnissen getrennt.

Ich habe schon angeführt, daß auch dem protestantischen Bauern die „guten Werke", wie sie die katholische Lehre fordert, viel gelten; für alles Bauerntum gilt, was Joseph Weigert[1]) von katholischen Bauern Bayerns sagt: „Wer so viel auf das Sinnfällige gibt, sieht leicht in äußeren Werken der Frömmigkeit ihr Wesen überhaupt." — Ich habe Beispiele anführen müssen, die zeigen, daß der protestantische Geistliche dem protestantischen Bauern weit mehr als ein „Mittler" und „Stellvertreter" nach Art des katholischen Geistlichen erscheine, als die protestantische Lehre zugeben kann. Auf diese Stellung des protestantischen Geistlichen möchte ich später eingehen, wenn ich das Verhalten der Bauern gegenüber ihren Geistlichen zu kennzeichnen versuchen werde. Hier möchte ich in Kürze auf die Züge eingehen, die katholische Bauernfrömmigkeit und protestantische Bauernfrömmigkeit von einander unterscheiden, möchte aber dabei in der Hauptsache so verfahren, daß ich Züge katholischer Bauernfrömmigkeit abhebe von den bisher geschilderten Zügen gemeinsamer (katholisch-protestantischer) deutscher Bauernfrömmigkeit.

Was das katholische Bauerntum Deutschlands wesentlich vom protestantischen unterscheidet, das ist die katholische Marienverehrung, die Verehrung der Heiligen Jungfrau oder der Muttergottes. Besonders im Südosten des deutschen Sprachgebiets, wo in der Jungsteinzeit die mutterrechtlichen Bandkeramiker geherrscht hatten, wo also ein Menschenschlag ureinheimisch gewesen war, der nach seinen Anlagen zum Glauben an eine Muttergottheit neigte[2]), tritt die Marienverehrung hervor, die in diesem Gebiete — wenigstens beim weiblichen Geschlecht — schon ein Marienglaube genannt werden kann. Ob es sich wirklich um einen Glauben handelt, um eine Macht des Gemüts, die das Leben der Bauern so

bestimmt wie der Glaube an einen machtvollen Herrgott, ob also nicht nur für Bäuerinnen und Bauerntöchter, sondern auch für Bauern und Bauernsöhne Maria neben Gott treten kann, ist schwierig zu bestimmen. Zur Kennzeichnung der wirklichen und eigentlichen Marienverehrung oder des wirklichen und eigentlichen Marienglaubens fehlen — so viel ich sehe — die Zeugnisse, besonders die Zeugnisse katholischer Geistlicher. Zwar gibt es genug Darstellungen kirchlicher Gebräuche der Marienverehrung, auch Darstellungen volkstümlicher Marienlegenden und verschiedener abergläubischer Vorstellungen von einer zauberischen Wirksamkeit der Muttergottes. Es ist aber bisher noch nicht untersucht worden, wieviel von den kirchlichen Gebräuchen der Marienverehrung vom bäuerlichen Volke wirklich als ein Glaube erfüllt wird, wieviel davon bloße Entgegennahme kirchlicher Lehren und gottesdienstlicher Anweisungen bleibt.

Wie viel das bäuerliche Volk sich mit der Gestalt der Jungfrau Maria beschäftigt hat, ergibt sich auch aus manchen Benennungen von Örtlichkeiten, Tieren und Pflanzen und sonstigen Naturerscheinungen. Konrad Guenther[3]) hat auf diese Marienverehrung in der Natur hingewiesen. Peter Rosegger[4]) hat die Marienkäferchen, Marienblümchen, Liebfrauenrosen, Muttergottesschühlein und andere nach Maria benannte Naturdinge aufgezählt, auf die Marienlieder und Marienfeiertage seiner steiermärkischen Heimat als Zeugnisse bäuerlicher Marienverehrung aufmerksam gemacht; er hat gezeigt, wie das bäuerliche Volk sich Maria, „Unsere liebe Frau", bald als Braut, bald als Mutter, bald als Schäferin, bald als Himmelskönigin vorstellt und wie er selbst nach volkstümlichen Legenden sie in seiner Kindheit erblickt habe, so beim Schafhüten in den Wolken, so im Vollmonde: „Ich kann wohl sagen, sie ist mir meine zweite Mutter gewesen." In ähnlicher Weise hat Rosa Fischer[5]) die Marienverehrung der steiermärkischen Bauern geschildert.

Rosegger hat geschildert, wie Maria vom steiermärkischen Bauernvolk in Not angerufen wird, in Krankheit oder bei Feuersbrunst, und wie Maria auf solche Weise in der bäuerlichen Vorstellung neben Gott treten kann: „An Gott selber getrauen sich die Leute nicht so heran; er ist der Beleidigte, er ist streng und er

ist der Richter; Maria jedoch ist die Liebreiche und Hilfreiche. Mancher mag ihr in seiner Einfalt auch weibliche Schwächen zudenken, durch die ihr beizukommen ist.“ — So kann für große Teile der katholischen Bevölkerung in Stadt und Land Maria vor Jesus treten. Die weicheren Empfindungen der Fürbitte und Vergebung, des Mitleids und der Teilnahme, die für bäuerliches Empfinden einen Mann unmännlich erscheinen lassen und die, wie besonders E. Weeth (vgl. S. 107) betont hat, den Bauern an Jesus befremden, lassen bei Maria mehr Nachsicht mit menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten erhoffen als bei dem gerechten und unnachsichtigen Herrgott. So kann Maria eben als Weib für die katholische Bevölkerung eine Stelle ausfüllen und ein Amt ausüben, die für die protestantische Bevölkerung und besonders die bäuerliche von Jesus als einem Manne nicht richtig ausgefüllt und ausgeübt werden können. Rosegger schreibt: „Nach der Vorstellung unseres Volkes lebt Maria mit Gott in größter Vertraulichkeit“; er erzählt von einem Berghirten, der auf eine Frage nach der Bedeutung Marias seinem Pfarrer geantwortet habe: „Unsere liebe Frau? Na, das ist halt dem lieben Gott sein Weib.“ Das Bauernvolk der Ostmark versucht nach Rosegger immer wieder Maria, die „schmerzhafte Mutter“, zu einer Göttin der Schönheit und Freude umzudichten, so daß die Kirche solchen Neigungen immer wieder entgegentreten müsse. Bei Übertritten zum Protestantismus behalten nach Rosegger die Übertretenden öfters die Marienverehrung bei oder geben sie nur ungern auf.

Dem bäuerlichen Empfinden kommen gerade bestimmte Formen des katholischen Gottesdienstes entgegen, während innerhalb des Protestantismus eine oft geschilderte Nüchternheit oder Kahlheit, ein Mangel an Feierlichkeit oder auch Gepränge, eine solche Anpassung an das bäuerliche Empfinden verhindern oder erschweren. Die Feiern des katholischen Kirchenjahres entsprechen mehr ländlichem als städtischem Wesen. B. M. Steinmetz[9]) gibt eine Übersicht über das katholische Kirchenjahr, welches das Landleben umfasse „wie eine goldene Fassung den Edelstein“. Gegenüber dem Zerfall ländlicher Feste, die heute in manchen Dörfern in der Hauptsache aus Wirtshausbesuch und städtischen Tänzen zu bestehen scheinen, wird man zögern, das katho-

ische Kirchenjahr für alle katholischen Bauernschaften Deutschlands mit so schönen Worten zu kennzeichnen wie Steinmetz; man wird dennoch nicht verkennen, wie reichliche Möglichkeiten der katholischen Kirche eben durch dieses Kirchenjahr gegeben sind, gerade bäuerliches Leben durch Feiern zu heben. Diese Möglichkeiten in ihrer Reichhaltigkeit läßt auch eine solche eingehende Schilderung des Kirchenjahres erkennen, wie sie Menhofers Franzef[7]) in acht Abschnitten seines Buches gegeben hat. August Bäunard[8]) erwähnt einen „Naturglauben mit Anrufungen, Beschwörungen, Versprechungen und Opfern", der, weit in den Aberglauben hineinreichend, in katholischen Landgebieten dem „Lehrgebäude der Kirche" gegenüberstehe. Ein solcher „Naturglaube", dessen Entfaltung im Protestantismus stärker gehemmt ist, vermag sich im katholischen Kirchenjahre unter und in den kirchlichen Formen auszubreiten. Joseph Weigert[9]) schildert diese Segnungen des neugebauten Hauses, Räucherungen des Hauses am Dreikönigstage mit Anschreiben der drei Namen, Lichtmeß mit Weihe der Wachsstöcke, Erneuerung der Herdflamme durch geweihtes Feuer am Karsamstag, Kräuterweihe an Mariä Himmelfahrt, erwähnt die Grußformeln, die Sitten des Weihwassergebrauchs bei Ein- und Ausgang — Sitten und Anschauungen, die, des christlichen Gewandes enthüllt, sich zum großen Teil als indogermanischer Bauernbrauch aus jungsteinzeitlich-bronzezeitlicher Vergangenheit erklären lassen. Weigert[10]) schildert die kirchlichen Segnungen der Saat, der eingebrachten Ernte, des Bauernhauses, der Ställe, der Haustiere, der Bienen, der Weinberge, Bäume, Brunnen und Quellen, den Wettersegen, die Bittgänge, den Ernteabschluß mit gemeinschaftlichem Gebet auf dem Felde und andere Bräuche des Kirchenjahres, in denen die katholische Kirche manches Gut indogermanischer und germanischer Bauernfrömmigkeit bewahrt hat, das von der protestantischen Kirche aufgegeben worden ist. Die deutsche Bauernfrömmigkeit wird von sich aus immer wieder solchen Bräuchen des katholischen Kirchenjahres entgegenkommen und sich in eben diesen Feiern besonders erbaut und in ihrem bäuerlichen Lebensgrunde bestärkt fühlen. Daß manche Formen des katholischen Gottesdienstes gerade dem bäuerlichen Sinne für Gemeinschaft entgegenkommen, habe ich schon mehrfach

erwähnt. Dahin zählen nach Schweighofer auch Bittgänge und Wallfahrten und nach Viktor v. Geramb auch das leiernde Beten in Gemeinschaft (vgl. S. 31 und 167).

Dem bäuerlichen Empfinden kommen die festen, jahrhundertealten Formen des katholischen Gottesdienstes, besonders auch der Messe, entgegen. Der Bauer schätzt im Gottesdienste den ehrwürdigen, heiligen und unveränderlichen Brauch, den Ritus. Über den Ritualismus aller bäuerlichen Frömmigkeit habe ich (S. 56f.) schon gesprochen. Zweifellos bietet die katholische Kirche dem Bauern mehr Ritus als die protestantische; aber auch in der protestantischen Kirche wird das Bauerntum möglichst viel Ritus bewahren oder einführen wollen. Hermann Gebhardt hat in Thüringen unter protestantischen Bauern die Liebe zu den festen Formen des Gottesdienstes beobachtet: der Bauer schätze die festen gottesdienstlichen Formen, an die er sich halten könne; ein Sinn für „Handlung" im Gottesdienst falle auf, die Vorliebe für bestimmte Bräuche des Gehens, Stehens, Sitzens und Umherwandelns im Kirchenraume, geordnet nach Geschlechtern, Altersstufen und Verwandtschaften. Daher wird auch, wie Gebhardt[12]) ausführt, die Abendmahlsfeier von den thüringischen Bauern nicht so sehr als das erlebt, was sie nach der Kirchenlehre bedeutet, sondern als eine Sitte, als eine feste Ordnung im gottesdienstlichen Brauch; die Abendmahlsgäste suchten dabei im allgemeinen nicht mehr als die Bewahrung der Sitte. Dazu kommt der schon erwähnte bäuerliche Sinn für Feierlichkeit. Darum wirkt im katholischen Gottesdienste die lateinische Sprache auf das bäuerliche Gemüt nicht etwa störend, wie städtische Protestanten meinen, sondern erbauend. Menhofers Franzef[13]) schildert dies nach seinen Jugendeindrücken: „Nach der Messe verbrachte der Pfarrer in feierlicher Prozession das Allerheiligste in die Sakristei zur Aufbewahrung. Dazu sang er in lateinischer Sprache, die ich damals noch nicht verstand, die mir aber gerade deshalb um so feierlicher klang."

Für das Kirchenlied hat indessen die bäuerliche Bevölkerung der Steiermark die lateinische Sprache abgelehnt und war über deren Einführung, wie Rosa Fischer[14]) mitteilt, bestürzt und entrüstet.

Der bäuerlichen Gläubigkeit mögen auch einzelne der katholischen Eigenheiten entgegenkommen, die besonders reich noch in den abendländischen Gebieten erhalten sind und wie sie etwa Viktor v. Geramb[15]) anführt, die Bildkästen und Marterln, die Krippen, die Skapuliere, die Wallfahrtsandenken, mit denen sich nach v. Geramb allerlei vorchristliche Vorstellungen vermischen, die heute zum Aberglauben geworden sind. Im ganzen wird man in manchen dieser Gebräuche und Gegenstände Erscheinungen erblicken dürfen, die sich in solcher Reichhaltigkeit mehr aus dem Einschlage der dinarischen Rasse, einer nach farbiger Anschaulichkeit und nach gottesdienstlichen Schauspielen verlangenden Rasse, erklären als aus Regungen einer allgemeinen deutschen Bauernfrömmigkeit katholischer Prägung. Ein Vergleich solcher Erscheinungen mit dem Bauernglauben der katholischen Gebiete Westfalens, eines der Rasse nach hauptsächlich nordisch-fälischen Landes, würde erkennen lassen, welche Sonderzüge den allgemeindeutschen Bauerntum katholischen Bekenntnisses zukommen.

Wenn „heilig" für das Landvolk nach Friedrich Pfister[16]) so viel bedeutet, wie „krafterfüllt", also zu „magischer" Wirkung tauglich, so wird eine solche Auffassung des „Heiligen" sich eher innerhalb der katholischen Kirche entfalten können als innerhalb der protestantischen. Nach Pfister bedeutet für die Lehren der christlichen Kirchen das Gebet eine Hinwendung zu Gott, der um Erhörung gebeten wird; für das „Volk" besitze das Gebet selbst eine magische „Kraft"; die Kirche lehre, der „Böse Feind" scheue das Heilige; das „Volk" glaube an eine übelabwehrende (apotropäische) Kraft der „heiligen" Dinge wie Weihwasser, Amulette, geweihte Kreuze usw. Es leuchtet ein, daß solche Vorstellungen, zu denen das Landvolk sicherlich neigt, durch den Protestantismus stärker eingedämmt werden als durch den Katholizismus.

Ähnliches gilt für die Gottesvorstellung bzw. die Göttervorstellung der Bauern. Pfister[17]) hat dargelegt, daß weder der Atheismus, noch der Monotheismus, noch der Pantheismus „volkstümlich" seien; volkstümlich seien „orendistische" und polytheistische Neigungen.

Dabei hat Pfister die Glaubensvorstellungen aller Stämme und Völker der Erde bedacht. Als Monotheismus bezeichnet Pfister den Glauben

an einen persönlichen Gott, als Polytheismus den Glauben an viele persönliche Götter, als Pantheismus den Glauben an einen unpersönlichen Gott. Monotheismus liege zwar den Semiten nahe, sei aber auch bei ihnen nicht durchgeführt; in den übrigen Stämmen und Völkern der Erde neige „das Volk" jeweils am ehesten zum „Orendismus", zum Glauben an viele unpersönliche Götter. Die Bezeichnung „Orendismus" ist von einem irokesischen Worte *orenda* abgeleitet, das als Vorstellung dem *mana* der Südseevölker und dem *tondi* der Battak in Niederländisch-Indien gleichkomme. Orendismus ist ein „Mächteglaube", wie Pfister sich auch ausdrückt. Im deutsehen „Volksglauben", der also doch in der Hauptsache der Glaube des Bauerntums ist, läßt sich nach Pfister sowohl Orendismus wie Polytheismus nachweisen. Sowohl orendistische wie polytheistische Vorstellungen im deutschen Volksglauben entstammen einerseits vorchristlichen Glaubensformen, andererseits christlichen Lehren, die vom Volke orendistisch oder polytheistisch ausgelegt worden sind.

Zu orendistischer oder polytheistischer Auslegung eignen sich aber, wie auch Pfister ausführt, katholische Glaubensvorstellungen besser als protestantische. Auch solchen Neigungen der bäuerlichen Seele kommt der Katholizismus mehr entgegen als der Protestantismus. Pfister erwähnt als Beispiel hierfür die Verehrung der Heiligen innerhalb der katholischen Kirche, die vom Volke, das hier keinen Unterschied macht, zu einer Anbetung ausgestaltet worden sei. Die Heiligen sind so zu den Göttern eines volkstümlichen Polytheismus geworden. Schon F. E. A. Heydenreich[18]) hat nachgewiesen, daß im Bauerntum die christliche Vorstellung von einer Dreieinigkeit (Dreifaltigkeit) sich in die Vorstellung von drei Göttern umwandle. Vielleicht entspricht ein reiner Eingottglaube (Monotheismus) überhaupt mehr einem begrifflichen als einem anschaulichen Denken.

Wenn Dichter wie Goethe oder Hölderlin in ihren Dichtungen „die Götter" verehren, so darf dies wahrscheinlich nicht nur als eine der Bildungswelt entstammende „klassische" Übernahme hellenisch-römischer Glaubensvorstellungen aufgefaßt werden, sondern wird auch aus dem seelischen Bedürfnis, aus der frommen Gesinnung eines starken anschaulichen Denkens erklärt werden müssen; als begrifflich denkende Menschen würden solche „Polytheisten" meistens zugeben, daß sie unter den „Göttern" im Grunde nur verschiedene Auswirkungen eines

Gottes verständen. Goethe hat diese Vielfältigkeit seiner Gottes- oder Göttervorstellung in einem Briefe an Jacobi vom 6. Januar 1813 selbst erläutert.

Bäuerliches Wesen wird immer mehr zum Anschaulichen als zum Begrifflichen neigen, was sich auch aus dem Wortschatze bäuerlicher Mundarten leicht belegen ließe. Damit aber ist wieder ausgesagt, daß Bauerntum immer wieder versuchen wird, aus einem reinen Eingottglauben einen Götter- oder auch einen Mächteglauben zu bilden. So hat der katholische Marienglaube im deutschen Bauerntum dazu gedient, vorchristliche und zum Teil vorindogermanische Vorstellungen von einer Himmelsgöttin oder Mondgöttin oder Muttergöttin zu erhalten, die wohl zum größten Teil in mutterrechtlichen Gesittungen des südlichen und südöstlichen Europas und in Gesittungen Vorderasiens in der Jungsteinzeit ausgebildet worden sind. Auch solchen Regungen, die auf ehemals mutterrechtlichem Boden wie also im Süden und noch mehr im Südosten des deutschen Sprachgebiets sich stärker als im übrigen Deutschland erhalten mußten, kommt der Katholizismus eher entgegen als der Protestantismus, so wie der Katholizismus auch den rauschartigen (ekstatischen) und männerbündischen Regungen derjenigen Bevölkerungen mehr entgegenkommt, deren Vorfahren zum Teil jungsteinzeitlichen mutterrechtlichen Bevölkerungen des südlichen und südöstlichen Europas entstammen.

Fast nur bei katholischen Bevölkerungen findet sich die Neigung zu einer scherzhaften Betrachtung „heiliger" Dinge. Zu solcher Betrachtung eignen sich im Katholizismus die verschiedenen halbgöttlichen Nebengestalten der Apostel, der Heiligen und Seligen mit ihren Sonderzügen, die sie zu Sondergöttern für bestimmte Berufe oder Anliegen machen. Solche Gestalten treten im Protestantismus zurück. Die „Kinder und Hausmärchen" der Brüder Grimm zeigen wie viele Sagen und Märchen, Legenden und Schwänke des Mittelalters und in katholischen Gebieten auch der späteren Jahrhunderte die scherzhafte Auffassung „heiliger" Gestalten durch das bäuerliche Volk und die Bürger in den spätmittelalterlichen Städten. Die dinarische Rasse neigt anscheinend besonders zu einer solchen Betrachtung, wie landläufige bäuerliche Scherze und Redensarten im bayerisch-ostmärkischen Gebiete

zeigen können. Peter Roseggers Erzählungen enthalten manche Beispiele hierfür. Eine scherzhafte Betrachtung des Heiligen und Kirchlichen läßt sich zwar auch im katholischen Teile Westfalens erkennen, wo von einem Einschlag dinarischer Rasse nicht gesprochen werden kann. Die westfälische Schalkhaftigkeit, im wesentlichen durch fälische und nordische Rasse bedingt, bemächtigt sich aber der bezeichneten halbgöttlichen Gestalten nicht in der derben, bildkräftigen oder saftigen Weise der bäuerlichen Bevölkerungen der deutschen Alpengebiete; der Scherz ist in Westfalen feiner und öfters auch durch einen Anflug schlechten Gewissens gedämpft. Aber die Neigung zur scherzhaften Betrachtung gewisser Außenbezirke des Heiligen und Kirchlichen ist doch zu erkennen — eine Neigung, die sich anscheinend im protestantischen Teil Westfalens ebensowenig durchzusetzen vermag wie in anderen Landschaften protestantischen Bekenntnisses. Man wird diese Neigung als etwas Ursprüngliches, als Fortwirkung einer germanischen und indogermanischen Möglichkeit der Betrachtung des Göttlichen ansehen dürfen, als Fortwirkung eines gewissen Freimuts adelsbäuerlicher Indogermanen, die das Göttliche gelegentlich einmal mit heiteren Augen erblicken konnten. Dies mag wenigstens für einen Teil der landläufigen Scherze katholischer Bauernschaften zutreffen.

Ein anderer Teil dieser bäuerlichen Scherze mit dem Heiligen mag sich aus dem Gefühl einer gewissen Unstimmigkeit zwischen den Lehren der Kirche und der eigentlichen Bauernfrömmigkeit ergeben. In Anzengrubers Erzählung „Der Sternsteinhof" (1884)[19] wird ein traurig aussehendes Bauernmädchen von spöttischen Altersgenossen ihrer Umgebung eine „schmerzhafte Muttergottes" genannt, in Zusammenstellung mit einem kümmerlich beschaffenen Dörfler ergäbe sich — so geht der Spott weiter — ein „Karfreitagsbild", wenn man nämlich diesen Kümmerlichen der Traurigen „quer über'n Schoß leget". — Auch Kennzeichnungen kränklich oder schwach aussehender Menschen mit Redensarten wie „Der sieht aus wie's Leiden Christi" wird man in katholischen Gebieten viel häufiger hören als in protestantischen. — In solchen und ähnlichen Äußerungen wird weniger der bezeichnete Freimut gelegentlicher heiterer Betrachtung des Hei-

ligen zu suchen sein als ein Anzeichen der Unstimmigkeit zwischen kirchlichen Vorstellungen, die eine Versenkung in das Schmerzhafte fordern, und dem bäuerlichen Gemüt, das sich vom Schmerzhaften immer wieder abwenden und der derben Gesundheit zustreben möchte.

Was sonst den Katholizismus als volkstümliche Gottesdienstform vom Protestantismus unterscheidet — so die Verehrung von Reliquien, die Vorstellungen von Sonderheiligen für bestimmte Gelegenheiten und Anliegen, der Glaube an Schutzengel, die Opfer und Gelübde, der Gebrauch von Weihwasser und Rosenkränzen, die besondere Stellung des Priesters und andere Züge[20]) gehört für das Empfinden des Durchschnittsbauern mehr zum Äußerlichen und Unwesentlichen. Wo gar von Bauern selbst Unterschiede in den Lehren der beiden Bekenntnisse bedacht und betont werden, da darf man fast immer auf den Einfluß eines Geistlichen, meistens eines sich ereifernden Geistlichen, schließen. Die katholischen Bauern sind nicht so katholisch, die protestantischen nicht so protestantisch, wie es die Lehren der beiden Bekenntnisse fordern. Einerseits bedeuten die Lehren der katholischen Kirche, welche diese vom Protestantismus unterscheiden, für den katholischen Durchschnittsbauern nicht so viel, wie die katholische Kirche wünschen muß; andererseits würden eben diese Lehren den protestantischen Durchschnittsbauern auch nicht abschrecken, denn eben dieser Durchschnittsbauer, ob er nun katholisch oder protestantisch sei, nimmt in der S. 68 beschriebenen Weise auch minder einleuchtende kirchliche Lehrsätze ohne Widerspruch von seinem Geistlichen entgegen, solange diese Lehrsätze im bäuerlichen Alltag unbeachtet bleiben können. Im bäuerlichen Alltag herrscht der schon gekennzeichnete Gedanke der göttlichen Weltordnung und der Gedanke des Hofes als Familienbesitz.

Die Unterschiede zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen werden weder von katholischen noch von protestantischen Bauern bedacht, wenn nicht Geistliche sie dazu anleiten; ich werde noch anzuführen haben, daß diese Unterschiede den Durchschnittsbauern beider Bekenntnisse gar nicht eigentlich verständlich sind. Im Verhalten des bäuerlichen Alltags sind die Verschiedenheiten des Bekenntnisses kaum bemerkbar; sie sind auch weder im kirch-

lichen Verhalten noch im eigentlichen Glaubensleben so erheblich, wie es nach den beiderseitigen Lehrsätzen erscheinen könnte. Erhebliche Unterschiede des alltäglichen Verhaltens katholischer und protestantischer Bauernschaften von etwa gleicher Artung wird derjenige auch nicht erwarten, der erkannt hat, daß dieses alltägliche Verhalten viel mehr durch die ererbte Artung der Menschen bestimmt wird als durch das, was diesen Menschen gelehrt worden ist.

Es wird öfters angenommen, der Protestantismus unterscheide sich auch dadurch vom Katholizismus, daß die Protestanten mehr, die Katholiken weniger in der Bibel lesen, daß den Katholiken oder wenigstens der Mehrzahl der Katholiken die Bibel ziemlich unbekannt sei. Ein solcher Unterschied trifft aber für das deutsche Bauerntum nicht zu: auch den protestantischen Gemeinden ist die Bibel wenig bekannt; Bibelkenntnis und Bibellesen sind nur in pietistischen Gemeinden üblich oder häufiger. Kirchliche Berichte aus allen deutschen Gauen erwähnen oder beklagen den bäuerlichen Mangel an Bibelkenntnis.

Hermann Gebhardt[21]) hat aus Thüringen mitgeteilt: „Eigentliche Bibelleser sind unsere Bauern meist nicht." Aus Schlesien hat Martin Schian[22]) berichtet, die Bibel werde zwar als Hausrat in Ehren gehalten, auch als Geschenk gebraucht und in der Schule gelesen, aber Erbauungs- oder Lesebuch für den einzelnen Bauern sei sie nicht mehr. Maurer[23]) urteilt über die Geltung der Bibel beim hessischen Bauern: „Die Bibel ist bei ihm gar nicht die Lebensmacht, wie man vielfach annimmt." Karl Hesselbacher[24]) spricht gegenüber dem badischen Bauerntum des Odenwald- und Neckargebiets aus, die Bibel sei für die Mehrzahl „ein Buch mit sieben Siegeln". Wilhelm Schubring[25]) hat aus dem Bauerntum Thüringens mitgeteilt, die Bibel bedeute den Menschen wenig; mehr gelesen werde das Gesangbuch und das „Starckenbuch".

Das „Starckenbuch" ist nicht nur in Thüringen verbreitet, für das Gebhardt[26]) schon dessen Beliebtheit vermerkt hatte, sondern im protestantischen Bauerntum aller deutschen Landschaften — so wenigstens bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts, zum Teil aber auch heute noch.

Das „Starckenbuch" ist ein von dem aus Hildesheim stammenden protestantischen Prediger und Konsistorialrat zu Frankfurt a. M.

Joh. Fr. Starcke (1680—1756) verfaßtes Gebetbuch: „Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen", das im Jahre 1728 zum erstenmal erschienen ist, später und bis zur Gegenwart in Neubearbeitungen immer wieder verlegt worden ist. Es verbreitete sich im Zeitalter des Pietismus, in dessen Geiste es verfaßt ist; eine gewisse niedersächsische Nüchternheit, die das „Starckenbuch" vom sonstigen Pietismus abhebt, hat es gerade für bäuerliches Empfinden anziehend gemacht.[27]) Ein Pfarrer[28]) hat im Jahre 1900 nach seinen Eindrücken im Bauerntum des Odenwalds südlich des Neckars mitgeteilt, daß die Bibelkenntnis „bei der weitaus größten Menge unserer Bauern erstaunlich gering" sei, daß aber immer noch das Starckenbuch bei den Bauern gelesen werde. Das gleiche gilt für das hessische Bauerntum im Gebiete des Vogelsbergs vom Beginn des 20. Jahrhunderts, wie Otto Schulte[29]) berichtet hat; das gleiche für das kurhessische Bauerntum[30]) und für das ganze badische Bauerntum im gleichen Zeitabschnitt, wie A. Ludwig[31]) bezeugt hat. Auch in Niedersachsen war um 1917, wie Ernst Rolffs[32]) berichtet, das Starckenbuch noch verbreitet.

Im protestantischen Bauerntum wird auch das Gesangbuch häufiger als die Bibel gelesen, wenigstens von den Frauen und von alten Männern. Die Erzählungen des Schweizer Pfarrers Albert Bitzius, der sich als Schriftsteller Jeremias Gotthelf nannte, zeigen für das Bauerntum um die Mitte des 19. Jahrhunderts, daß Bibel und Gesangbuch als eine Sache der Schulzeit einerseits und des Greisenalters andererseits angesehen wurden.[33]) Im Laufe des 19. Jahrhunderts trat die Bibel immer mehr zurück. So berichtet wenigstens Martin Schian[34]) aus Schlesien: das Bibellesen sei auch bei den Alten seltener geworden, während ältere Gebetsbücher und das Gesangbuch noch häufiger benützt würden. Aus Baden hat A. Ludwig[35]) mitgeteilt, das Gesangbuch werde „fleißig benutzt", doch fast nur von Frauen.

So ist also Bibelkenntnis auch im protestantischen Bauerntum Deutschlands nicht viel mehr verbreitet als im katholischen. Paul Drews[36]) berichtet aus Sachsen, es lebten von den Bauern nur wenige in der Bibel und diese seien Pietisten; Ernst Rolffs[37]) berichtet aus Niedersachsen, Bibelleser fänden sich nur in pietistischen Gemeinden. Das Bibellesen der Bauern, und zwar sowohl der pietistischen wie noch mehr der Durchschnittsbauern, hat aber seinen Grund oft darin oder wird dadurch gefördert, daß Bibellesen

als ein Verdienst gegenüber Gott angesehen wird, als ein „gutes Werk", das sich im Diesseits oder wenigstens im Jenseits lohnen werde. So hat E. Müller[38]) aus der Schweiz berichtet, so Frau Witzig-Malo[39]) aus Anhalt, so Gustav Hagemann[40]) aus dem pietistischen Bauerntum in Nordravensberg, wo besonders das Lesen der ganzen Bibel als Verdienst gilt. Frau Witzig-Malo fügt ihrer Darstellung anhaltischer Bauernfrömmigkeit hinzu, das Alte Testament sei den Bibellesern verständlicher; dessen Menschen seien für die Bauern besser zu begreifen. Der Bauer, dem Bibellesen als Verdienst und als ein Mittel zur Erlangung göttlichen Wohlwollens gilt, unterzieht sich einer Verrichtung, die ihm an sich nicht nahe liegt und eben dieses Handeln gegen seine Neigung und das Lesen unter Überwindung seines andersgerichteten Wesens und Willens erscheint ihm als eine Leistung, auf die Gott mit einer Gegenleistung zu antworten habe.

Die einzelnen Bücher des Alten und Neuen Testaments werden von den bibellesenden Bauern verschieden gewertet. Im allgemeinen wird das Alte Testament vorgezogen, wenigstens von dem älteren Geschlecht, das heute nach und nach ausstirbt. Hermann Gebhardt[41]) nannte das Buch Jesus Sirach den von thüringischen Bauern am meisten gelesenen Teil der Bibel. Er führt dabei aus, daß ein Teil dieser Bauern Jesus Sirach mit Jesus Christus verwechselt hätten. Diese Verwechslung wird bis zum heutigen Tage immer wieder vorkommen und zum Ansehen des Buches Jesus Sirach beitragen. Die Beliebtheit dieses Buches ist den Beobachtern in nahezu allen Landschaften des deutschen Bauerntums aufgefallen. Ein ungenannter kurhessischer Pfarrer[42]) bezeugt, daß bei den Bauern seines Gebietes unter den Büchern der Bibel die Psalmen, Jesus Sirach und die Sprüche Salomos am beliebtesten seien. Jakob Schoell[43]) hat in Süddeutschland beobachtet, was auch aus anderen Landschaften mitgeteilt wird, daß Jesus Sirach heute im Bauerntum nicht mehr so verbreitet sei wie früher. Das Zurücktreten dieses alttestamentlichen Buches wird aber in der Hauptsache daraus zu erklären sein, daß das Bibellesen in den letzten Jahrzehnten überhaupt abgenommen hat. Der Inhalt und der sittliche Gehalt des Buches Jesus Sirach werden ihre Anziehung auf das bäuerliche Gemüt nie verlieren. Auch die Sonder-

ausgabe dieses Buches, die der katholische Theologe Edmund Kalt (1925) herausgegeben hat, wird wahrscheinlich von katholischen Bauern verhältnismäßig häufiger gelesen als von katholischen Städtern.

In dem Buche Jesus Sirach tritt das hebräische Wanderhirtentum (Nomadentum) ganz zurück; Ackerbau, Winzertum und Gartenbau treten in der Bildersprache des Buches in den Vordergrund: das Pflügen, Säen und Worfeln, die Arbeiten des Winzers. Der Ackerbau wird gerühmt, er sei von Gott selbst angeordnet (VIII, 16). Aus dem Buche spricht die Lebensweisheit eines Alten und Erfahrenen: ich habe in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ [44]) gezeigt, wie viel in allem bäuerlichen Leben Alter, Erfahrung und Bewährung bedeuten, daß Bauerntum immer zu Ältestenherrschaft, *gerontokratia*, neige. Es spricht aus Jesus Sirach ferner ein allgemeines Mißtrauen gegen die Schlechtigkeit der Menschen (XI, 31), wiederum eine Empfindung, der sich der Bauer gerne hingibt. Dem Bauerntum ist ein gewisser „ältlicher“ Zug eigen, auf den ich in dem eben genannten Buche verwiesen habe. Jesus Sirach rät selbst dazu, auf den Rat der klugen Alten zu hören (VI, 35; VIII, 7, 9—12) und mahnt zur Vorsicht selbst gegenüber Freunden (VI, 11) und Nachbarn (IX, 21), ja gegenüber Hausgenossen und den eigenen Kindern (XXXII, 26), zu besonderer Vorsicht in Vermögensfragen (XXXII, 20, 21) und gegenüber der Stadt und dem städtischen Pöbel (IX, 7 und XXV, 6).

Der Gott des Buches Jesus Sirach ist ein mächtiger und gerechter Herr (I, 8), der Gutes und Böses vergilt (XII, 7), zugleich ein Schicksalsgott (XXXIII, 13, 14), wie ihn das Bauerntum gerne sieht. Die Verehrung Gottes sichert den Menschen durch Gottes Gegenleistungen ein Wohlergehen (I, 2, 19), wie auch Mildtätigkeit den Menschen Gottes Gunst sichert (III, 34) und ebenso die Ehrfurcht vor den Eltern und Vorfahren (III, 7—9, 13, 15). Das Aushalten in Schicksalsschlägen gilt dem Buche Jesus Sirach als hohe Tugend, Vordenklichkeit und Vorsorge werden besonders empfohlen (XVIII, 25; XXII, 24), Faulheit gilt als besonders verwerflich (XXII, 1, 2). Der Mensch soll nicht schwatzhaft sein, keine unnötigen Worte machen (VII, 15), sondern aufmerksam zuhören (X, 8), vor allem, wenn Erfahrene und Alte sprechen (VI, 35); besonderes Lob verdient die verständige und schweigsame Frau (XXVI, 17); jeder Mensch soll sich an seine Wohlstandschicht halten, reich zu reich und arm zu arm (XIII, 2, 22—24); in Familie und Nachbarschaft soll Eintracht herr-

schen (XXV, 2); die Klage um Verstorbene soll sittengemäß eingehalten werden, aber nicht darüber hinaus, nicht heftiger und nicht länger als üblich (XXXVIII, 17, 18); das Vieh soll gut gehalten werden (VII, 24).

Alles dies liest der Bauer gerne; es entspricht den herkömmlichen Anschauungen einheimischer Art. Gerne wird er auch lesen, daß alle Menschen schuldig seien (VIII, 6), denn eben dies spricht er aus, wenn Geistliche ihn an eigene Sünden erinnern wollen (vgl. S. 91 ff.). Ein frommer Bauer wird sich entgegen allgemein bäuerlicher Auffassung sogar die Mahnung zu Herzen nehmen, daß man Abgaben und Zehnten mit heiterem Sinne entrichten soll (XXXV, 11). Jeder Bauer wird gerne lesen, daß man diejenigen erst prüfen müsse, denen man Wohltaten erweisen will (XII, 1). Der Inhalt des Buches Jesus Sirach erklärt in den meisten Einzelheiten die Beliebtheit des Buches bei jenem älteren Bauerntum, dem Bibellesen noch Gewohnheit war.

Für die Bauern selbst besteht zwischen katholischen und protestantischen Dörfern nicht ein Gegensatz, sondern nur die schon früher beschriebene Beziehungslosigkeit. In katholisch-protestantisch gemischten Dörfern sind die Beziehungen zwischen glaubensverschiedenen Familien lockerer und oberflächlicher als die zwischen glaubensgleichen Familien. Dabei ist im glaubensgemischten Dorfe im allgemeinen der Zusammenhalt zwischen den katholischen Familien enger als der zwischen den protestantischen; immer neigt der Protestantismus mehr zu einzeltümlichem Verhalten, der Katholizismus mehr zum gruppenbetonenden Verhalten, während das rein dörfliche, also außerkirchliche Gemeinschaftsgefühl bei unversehrtem bäuerlichem Empfinden in katholischen Landgemeinden gleich groß ist wie in protestantischen. Das gruppenbetonende Verhalten, der engere Zusammenhalt der Katholiken untereinander, ist J. M. Williams[45]) auch im nordamerikanischen Farmertum aufgefallen: die katholischen Farmer gehorchten ihren Priestern mehr als die protestantischen; in katholischen Gemeinden entstünden weniger Spaltungen in Glaubensfragen, der Zusammenhalt sei vor allem im Wirtschaftlichen enger; man kaufe nur bei katholischen Kaufleuten. Gegenüber solchen Neigungen zur Absonderung, für die auch aus Deutschland Beispiele angeführt werden können, muß wiederum mehr an den Einfluß eifriger Geistlicher gedacht werden, als daß solche

Neigungen aus der ursprünglichen Gesinnung katholischer Bauerngemeinden erklärt werden dürften.

An den Einfluß der Geistlichen muß gedacht werden, wenn in der Westeifel, wie Goergen[46]) mitteilt, die katholischen Bauern meinen: „Wer nicht Katholik ist, ist Heide." Goergen fügt jedoch hinzu, daß die gleichen Bauern, wenn sie erst achtbare Protestanten kennengelernt haben, auszusagen pflegten, der Herrgott habe eben mancherlei Schafe, schwarze und weiße. Nach Willy Gierlichs[47]) fanden früher, wie Chroniken berichten, im Hunsrück ernste Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten statt, manchmal heftige Kämpfe; heute seien diese Hunsrückbauern auf beiden Seiten „wesentlich duldsamer" Aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts wird aus einem Gebiete des Vogelsbergs von Spannungen zwischen den katholischen und den protestantischen Bauern berichtet, ja von gegenseitiger Verachtung. Der Bericht[48]) läßt allerdings erkennen, daß es sich hier auf der katholischen Seite um ein herabgekommenes Bauerntum handelt, dessen Straftaten die Gerichte beschäftigten. So mag der Glaubensabneigung die Abneigung ordentlichen gegen unordentliches Bauerntum zu Grunde gelegen haben. Aus dem Odenwald teilt der gleiche Bericht mit, dort vertrügen sich katholische Bauern mit protestantischen „ohne besondere Achtung". Von einer Gegnerschaft gegen Rom hat W. Hoffmann[49]) aus der Pfalz berichtet, einer Gegnerschaft, die dort aus geschichtlichen Gründen erklärbar sei. Redensarten, die gegenseitigen Spott oder gegenseitige Abneigung der beiden Bekenntnisse gegeneinander ausdrücken, hat Max Rumpf[50]) aus Mundartwörterbüchern zusammengestellt, dabei aber auch die verbreitete Redewendung verzeichnet, die Anhänger der beiden Bekenntnisse hätten „doch alle einen Gott". In Baden kann man die Redewendung hören: „Wir kommen doch alle in einen Himmel." Rosa Fischer[51]) gibt Beispiele dafür, daß die katholischen Bauern der Steiermark kaum eine Vorstellung vom protestantischen Bekenntnis haben und daher den Protestanten mancherlei unsinnigen Aberglauben zutrauen, daß aber die gleichen Bauern die katholische Lehre von dem allein-seligmachenden Glauben nicht begreifen oder ablehnen. Sie frügen, warum denn Nicht-Katholiken nicht selig werden sollten: „Sie können nichts dafür, daß sie in einem anderen

Glauben aufgewachsen sind." Die Unduldsamkeit der Kirche gegen Andersgläubige wird nach Rosa Fischer von diesen Bauern verurteilt.

Wo zwischen glaubensverschiedenen Dörfern gegenseitige Abneigung herrscht, muß aber auch immer bedacht werden, daß diese aus anderen Ursachen entstanden sein kann und sich dann erst in gegenseitige Glaubensablehnung verkleidet haben mag. Dasselbe gilt für die gegenseitige Abneigung glaubensverschiedener Familien in glaubensgemischten Dörfern. Viele Äußerungen einer angeblichen gegenseitigen Abneigung aus Glaubensgründen, wie sie zwischen zwei Dörfern bestehen soll, sind nichts anderes als die üblichen gegenseitigen Dorfneckereien, in denen das Bauerntum sich ebenso erfinderisch wie beharrlich zeigen kann. Eine echte gegenseitige Ablehnung aus Bekenntnisgründen würde eine ausreichende Einsicht in die Unterschiede zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen voraussetzen; eine solche Einsicht ist aber bei Bauern ganz selten.

Die Unterschiede der beiderseitigen Kirchenlehren sind in Wirklichkeit weder den katholischen noch den protestantischen Bauern recht begreiflich und werden von ihnen kaum bedacht, wo nicht Geistliche diese Unterschiede vor ihrer Gemeinde wiederholt betonen. Aus dem protestantischen Bauerntum Schlesiens hat Martin Schian[52]) mitgeteilt, es fehle oft an der Erkenntnis der Unterschiede zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen. Als alleinige Unterschiede würden von Bauern wie Städtern in Schlesien gegenüber dem Katholizismus die Ohrenbeichte und die Ehelosigkeit der Geistlichen angeführt, und im übrigen höre man von den Gläubigen beider Bekenntnisse den Satz: „Wir haben doch alle einen Gott"; in Schlesien besuchten manche Katholiken die protestantischen Gottesdienste, seltener Protestanten die katholischen. Albrecht Jobst[53]) berichtet bei einem Überblick über volkstümliche Anschauungen innerhalb des ganzen deutschen Sprachgebiets, die Unterschiede zwischen den beiden Bekenntnissen würden in einigen Äußerlichkeiten gesehen; den Protestanten erschienen als solche den Katholizismus kennzeichnende Äußerlichkeiten die Ohrenbeichte, die Ehelosigkeit der Geistlichen, Mönche und Nonnen, die Marienverehrung und das Papsttum; der Katholi-

zismus gelte als strenger, der Protestantismus als lassiger; in manchen Häusern könne man Marienbilder neben Lutherbildern finden. Ein protestantischer Geistlicher teilt aus dem Odenwald mit[54]), ein Bauer habe sich befremdet geäußert über die katholische Lehre von der Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi; er meinte: „Das glaub' ich nicht; ich hab's einmal nicht gesehen." — Hier äußert sich die im Bauerntum immer wieder gegen die Kirchenlehren ankämpfende Neigung, eigentlich nur das zu glauben, was man selbst gesehen hat (vgl. S. 32). Zu einer Ablehnung des anderen Bekenntnisses wegen befremdender Lehren steigert sich die Betrachtung des Durchschnittsbauern über bestehende Unterschiede nicht. Der gleiche odenwäldische Pfarrer erzählt, daß eine protestantische Bäuerin, die in glaubensverschiedener Ehe lebte, lobend über ihren Mann geäußert habe: „Er läßt mich bei meiner Lehr'." Im ganzen gelte zwischen katholischen und protestantischen Odenwaldbauern: „Du gehst in deine Kirche, ich geh' in meine Kirche. Es kann niemand dafür, was für eine Religion er hat." — Badische Bauern protestantischen Bekenntnisses lehnen nach A. Ludwig[55]) katholisierende Neigungen einzelner Pfarrer oder das, was sie für solche halten, ab, weil sie den Katholizismus als rückständig empfinden; in der Pfalz können nach Ludwig Gegensätze zwischen katholisch und protestantisch betont werden oder zu Tage treten, während im Markgräflerlande (Südbaden) sich ein Unwille gegen alle Zwiste zwischen den Bekenntnissen äußert. „Im Schwarzwald beteiligen sich manche Protestanten infolge eines Gelübdes an der Fronleichnamsprozession im benachbarten Wallfahrtsort."

Wo Geistliche nicht die Unterschiede betonen, herrscht in den bäuerlichen Gemeinden und zwischen zwei bäuerlichen Gemeinden meistens gegenseitige Duldung. Wo gegenseitiger Zwist herrscht, mag er sich ab und zu in bekenntnismäßigen Formen äußern, wo doch in Wirklichkeit das gegenseitige Bekenntnis nicht Ursache und Anlaß zum Zwist gewesen ist. Die Regel ist gegenseitige Duldung oder spannungslose Beziehungslosigkeit.

Ein Beispiel des üblichen bäuerlichen Verhaltens, wie man es auch für die meisten anderen Landschaften annehmen darf, hat Erich Schreiber[56]) gegeben, der die Verhältnisse eines Dorfes im Gebiete

der thüringischen Rhön beschrieben hat: „Von einschneidender Bedeutung ist die katholische Glaubensinsel innerhalb unseres Gebietes nicht, denn ihrem Sitten- und Brauchtum nach unterscheidet sie nichts. Die bestehenden Unterschiede äußern sich nur in Feiertagen, die von den beiden Konfessionen getrennt gehalten werden. Gemeinsame Feste, die auf dem Denken und Fühlen der Dorfgemeinschaft beruhen, haben deshalb nicht an Bedeutung verloren. Es ist auch hervorzuheben, daß Religionsstreitigkeiten längst vergessen sind. ... Das räumliche Zusammensein von Angehörigen beider Konfessionen hat das allgemein-christliche Gedankengut vor die Verschiedenheiten des Glaubens treten lassen. „Es hat halt jeder sin Glowe (Glauben)", sagt der Rhöner und begründet in dieser einfachen Formulierung die glaubensmäßige Toleranz dem Andersgläubigen gegenüber. An den Festen nimmt die Bevölkerung gegenseitig Anteil, und es gilt durchaus nicht als anstößig, wenn ein Evangelischer im Chore bei einer katholischen Feier mitsingt. Auch gilt die Mitwirkung eines Katholiken bei einem evangelischen Fest höchstens bei fanatisch eingestellten Gläubigen als entwürdigend. Auch die Geistlichkeit in diesen Orten wird geachtet und dem „Herrn Pfarr" wird alle Hochachtung erwiesen, ob es sich nun um einen katholischen oder um einen evangelischen Geistlichen handelt."

Im wesentlichen ihrer bäuerlichen Frömmigkeit stehen katholische und protestantische Bauern in Deutschland einander viel näher, als sie bei Betrachtung ihrer beiderseitigen Kirchenlehren vermuten würden. Max Rumpf[57]) teilt eine bäuerliche Dichtung mit, die 1792 in Dinkelsbühl, also in einem überwiegend katholischen Gebiet, erschienen ist: „Des sterbenden Bauern letzte Lehren an seinen Sohn." Was darin als Anschauungen bäuerlichen Glaubens und bäuerlicher Frömmigkeit gegeben wird, könnte, da hier eben ein Teil des Wesentlichen eines allgemein-deutschen Bauernglaubens ausgesprochen worden ist, ebenso aus bäuerlich-katholischer Gesinnung wie aus bäuerlich-protestantischer Gesinnung entstammen.

„Mein Kind, verehre Gott! Er gibt der Saat den Regen,
den Feldern fette Frucht, den Häusern reichen Segen.
Gehst du dann in die Kirch, bring einen reichen Geist,
der sich nicht schuldig weiß, der seinen Schöpfer preist!
Dem Bauern dient das Feld, der Bauer muß Gott dienen,
wenn je die Hauswirtschaft, wenn Hab und Gut soll grünen."

Man wird Ernst Heywang[58]) recht geben müssen, der nach Beobachtungen im Elsaß ausgesprochen hat, die „lebensreligiösen Vorstellungen“ katholischer und protestantischer Bauern seien „gar nicht verschieden“ von einander.

Daß theologische Richtungen dem Bauern durchschnittlicher Art ziemlich gleichgültig sind, daß dieser Bauer im allgemeinen aber eher zur Strenggläubigkeit (Orthodoxie) neigt als zu einer „freieren“ Auffassung und Auslegung christlicher Lehren, ist schon (S. 33, 76) erörtert worden. Dort ist auch dargelegt worden, daß die Bauern es nicht als ihre Sache, sondern als die des zu solchem Zwecke „studierten“ Geistlichen ansehen, Schwierigkeiten des Glaubens zu meistern und Fragen der Auslegung zu lösen, zumal für viele Bauern, wie ebenfalls schon ausgeführt worden ist, Glauben kaum mehr bedeutet als ein Hinnehmen der Kirchenlehren und einen Anschluß an das Herkommen. Mit Recht hat Georg Koch[59]) mystische Auffassungen des Christentums unbäuerlich genannt; Mystik liege dem Bauern nicht, da sie zweckfrei, irrational sei, da sie sich nicht, wie immer bäuerliche Glaubensvorstellungen, auf nüchterne Zweckmäßigkeit richte. Auch P. Seeler[60]) bestätigt, die bäuerliche Frömmigkeit sei „ethisch gerichtet und gar nicht oder wenig mystisch“; Luthers Frömmigkeit sei eine bäuerliche Frömmigkeit gewesen. Umgekehrt konnte mit Recht von Friedrich Niebergall[61]) vermerkt werden, daß der Rationalismus (des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts) die Bauern wegen seiner Nüchternheit und wegen seiner Vorliebe für das Alte Testament angezogen habe. Daß den Bauern am Alten Testament außer den Berichten und Dichtungen, die auf ein vorhebräisches Bauerntum Kanaans zurückgehen, vor allem die harten und unerbittlichen Züge der Gottesvorstellung gegenüber der neutestamentlichen Vorstellung des liebenden Gottes anziehen, ist (S. 59ff.) auch schon betrachtet worden. Richtungen der Theologie aber, die in Auseinandersetzung mit anderen Richtungen solche und andere Fragen des christlichen Bekenntnisses und der christlichen Lebensführung erörtern, Richtungen, die in der Stadt die Gemüter und Gewissen jahrelang erregen können, werden vom durchschnittlichen Bauernschlage nicht beachtet oder nur als nutzlose Störungen angesehen. Die Bauern des durchschnittlichen

Schlages stellen eben den „festen und sicheren Stamm" der Kirchengemeinden, wie P. Riedlin[62]) sich ausgedrückt hat, nämlich, wie wiederum Riedlin sagt, die „Kirchenchristen" mit Festhalten am Hergebrachten. Das gilt mehr oder weniger für alle deutschen Landschaften und für beide christlichen Bekenntnisse.[63]) Diese Kirchenchristen sehen aber nach Riedlin (S. 89) nicht ein, daß sie seelisch an sich zu arbeiten hätten; so gerieten sie in gedankenlose Gewohnheit.

## XI. Bäuerliche Gruppen und Einzelmenschen mit bewußt christlichem Glaubensleben

Den Kirchenchristen, der Mehrheit der Bauerngemeinden, hat Riedlin andere Gruppen gegenübergestellt, die zusammen die Minderheit ausmachen. Die Aufzählung dieser Gruppen kann überleiten von der Betrachtung des durchschnittlichen Bauernschlags und seines Glaubens und seiner Frömmigkeit zur Betrachtung derjenigen Bauerngruppen, deren Glauben und Frömmigkeit mehr einem eigenen Nachsinnen oder eigenen Glaubenserlebnissen entspringt als der bloßen Hinnahme oder dem bloßen Herkommen. Damit nähert sich die Darstellung schon der Betrachtung derjenigen bäuerlichen Gruppen, die eine bewußte christliche Frömmigkeit pflegen und danach streben, die Gebote des Neuen Testaments ernstlich in ihrem Leben zu verwirklichen. J.M. Williams[1]) hat unter den Farmern Nordamerikas auch eine Mehrheit gefunden, die alles Überlieferte als richtig und heilbringend hinnehme, und eine Minderheit, die sich über Glaubensfragen eigene Gedanken mache.

Als die zusammen eine Minderheit ergebenden Gruppen innerhalb der Kirchengemeinden, die eine bewußte eigene Frömmigkeit pflegen oder erstreben, zählt Riedlin[2]) nach seinen Erfahrungen im protestantischen Ostfriedland die folgenden auf:

1. Die Bekehrungschristen — Menschen, die das Christentum als etwas Neues, als das Ganz-Andere empfinden, als einen Bruch mit dem Bisherigen in ihrem Leben, die durch irgendein äußeres oder inneres Ereignis oder Erlebnis eine „Bekehrung" erfahren haben. Kurt Steiger[3]) rechnet den Schlag des Frommen, den ein „Erlebnis" bekehrt hat, zu dem „enthusiastischen Typ" oder „Gemeinschaftstyp", und man wird Steiger zugeben müssen, daß solche „Bekehrten" oder „Erweckten" sich meistens zu engeren Gruppen

innerhalb der Kirche oder gelegentlich auch schon halb außerhalb der Kirche zusammenschließen werden. Solche Neigungen zu einem engeren Zusammenschluß derer, die sich als die eigentlichen Frommen erscheinen oder die von den anderen, besonders den „Kirchenchristen", so angesehen werden, können sich innerhalb des Protestantismus mehr auswirken als innerhalb des Katholizismus. Aber der Schlag der bekehrten Frommen findet sich auch in verschiedenen katholischen Kongregationen und in sonstigen Verbänden innerhalb der katholischen Kirche. Ein Erweckungs- und Bekehrungschristentum scheint mir außerhalb Deutschlands in bäuerlichen Bevölkerungen häufiger zu sein in den der Rasse nach minder-nordischen Gebieten Skandinaviens[4]) und dann anscheinend in manchen ländlichen Gebieten Nordamerikas, auch dort anscheinend eher bei minder-nordischen als bei stark vorwiegend nordischen Farmergruppen. N. L. Sims[5]) berichtet von solchen Erweckungschristen unter den nordamerikanischen Farmern, von Gruppen, zu deren Frömmigkeit Ausbrüche des Erwecktseins gehören, erregte Gefühle und Schreien; gelegentlich führe solche Erweckungsfrömmigkeit unter den Farmern zu „geistlichen Verwandtschaften", die in Freie Liebe ausarten und zu Lastern verschiedener Art. Über die Schranken der strenggläubigen (orthodoxen) Auffassung des Christentums führen aber solche Erweckungen nach Sims nicht hinaus. Paul Wurster[6]) erwähnt die als „frömmer" bekannten Bauern in einzelnen Gemeinden des württembergischen Schwarzwalds, die viel in der Bibel und in Erbauungsbüchern lesen, fromme Träume und Lichterscheinungen haben, die in frommen Versammlungen sich einem Überschwang der Stimmungen hingeben, einem Überschwang, dem aber die sittliche Haltung des Alltags nicht entspreche. Hermann Eris Busse hat in seinem Roman „Bauernadel", der ein getreues Bild des Bauerntums in einem Teile des Schwarzwalds gibt, Angehörige einer bäuerlichen Sekte geschildert, bei denen wie bei den eben erwähnten nordamerikanischen Farmern fromme Erregungen und geschlechtliche Erregungen in einander übergehen können. Carl Krieger[7]) schildert die ländlichen „Gemeinschaftsleute" des badischen Kraichgaus als Menschen, die danach ringen, nach den Geboten der Bergpredigt zu leben, die überall Offenbarungen Gottes

sehen, die in einen Taumel der Gnade verfallen können, der sich bis zum „Zungenreden" steigert und die in jedem Vergnügen der anderen Menschen die Sünde lauernd finden. Menschen solcher Art sammeln sich auf dem Lande in christlichen „Gemeinschaften" oder auch in verschiedenen Sekten. Fehlen die erregten Stimmungen, die Ausbrüche, so sind es Gruppen von „Stillen im Lande", die ihre eigene Frömmigkeit pflegen wollen, die sich mühen, alle christlichen Gebote ernst zu nehmen, von denen manche aber auch in freimütiger oder stiller Weise die Glaubensüberzeugungen der andersdenkenden Menschen achten.[8]) Solche Erscheinungen eines bäuerlichen Pietismus will ich später für sich behandeln. Ähnlich veranlagt scheinen die „wirklichen Christen" *(real christians)* zu sein, von denen es nach J. M. Williams[9]) in jeder ländlichen Gemeinde Nordamerikas einige gibt. Williams schildert solche erregten Christen unter den Farmern, die „aus dem Geiste" zu handeln bestrebt seien, meistens ungewöhnlich selbstlose, geduldige und mutige Menschen, die gerne zu Kranken und Betrübten gerufen und die von den „Kirchenchristen" ihrer Umgebung als „wirkliche Christen" anerkannt und gerühmt werden; bei den Quäkern finde man viele von diesem Schlage der „Frommen" Manchmal sei solche Frömmigkeit zu erklären aus der Überwindung und Verdrängung heftiger Triebe, manchmal auch aus der Entsagung, etwa der Entsagung sehr fleißiger Hausfrauen, deren Tätigkeit nicht anerkannt wird und die sich nun daran halten, daß Gott alles wisse, und sich so in die Überzeugung ihres Wertes vor Gott entsagend versenken. Ähnliche Veranlagungen und ähnliche Gründe besonders betonter Einzelfrömmigkeit und besonders gepflegter Gruppenfrömmigkeit im engeren Kreise lassen sich auch bei deutschen Bauern und Bäuerinnen erkennen. Daß manche bäuerlichen „Kirchenchristen" die „Frommen" im Dorfe ablehnen, sie als Heuchler ansehen oder gar als „fromme Luder", daß die „Frommen" manchem bäuerlichen „Kirchenchristen" als eine unangenehme Mahnung zu einem tieferen Christentum erscheinen oder daß man im Dorfe bei den „Frommen" verborgen gebliebene Sünden argwöhnt, die durch besondere Frömmigkeit abgebüßt werden sollen, habe ich schon (S. 24, 95, 120) erwähnt.[10]) Auch das Frommsein soll eben nach bäuerlicher Auffassung mit Maß be

trieben werden (vgl. S. 119), und auch aus diesem Grunde bilden „pietistische Bauern" ebenso wie „aufgeklärte" oder gar glaubenslose Bauern nach Friedrich Niebergall[11]) die Ausnahmen. P. Riedlin[12]) erwähnt bei Betrachtung der „Bekehrungschristen", daß viele von diesen, da sie sich einmal für „bekehrt" ansehen, nun für andere Glaubensvorstellungen nicht mehr zugänglich seien und daß bei ihnen daher ein weiteres „Christwerden" nicht mehr möglich sei. Ich vermute, daß ein solcher Abschluß des Bekehrungsvorganges mehr für die der Rasse nach überwiegend nordische Bauernbevölkerung Ostfrieslands kennzeichnend ist als für die minder-nordischen Bauernschläge anderer deutscher Gebiete.

Unter den eine Minderheit bildenden ländlichen Gruppen Ostfrieslands, die nach besonderer Frömmigkeit streben, unterscheidet Riedlin ferner

2. die „Genußchristen" — Menschen, die überall Anregungen für ihr Glaubensleben suchen, die von der Kirche zu einer Sekte, von einer Sekte zur Kirche hinüber wechseln, überall für ihr unbefriedigtes Gefühl Befriedigung suchend, Menschen, die Riedlin auch „Gefühlschristen" nennen möchte;

3. die „seufzenden Christen" — ängstliche und verzagte Menschen, die von einem Sündengefühl gequält werden, aber nicht wissen, ob die Stärke dieses Gefühls zur Gnade ausreicht, meist Menschen mit einem gedrückten, unfreien oder knechtischen Wesen.

Diese beiden Gruppen, die so oder in ähnlicher Weise zusammengefaßt, sich innerhalb städtischer und ländlicher Kirchengemeinden und Sekten auch in anderen deutschen Landschaften finden lassen, scheinen mir aber eher für kleinere und mittlere Städte bezeichnend zu sein als für bäuerliche Bevölkerungen. Wo ländliche Menschen so veranlagt sind, daß man sie zu einer dieser beiden Gruppen rechnen kann, werden sie sich am ehesten christlichen „Gemeinschaften" oder Sekten anschließen.

Von solchen Gruppen aus können als weitere Ausnahmen gegenüber dem sonst üblichen „Kirchenchristentum" der bäuerlichen Bevölkerungen beider christlicher Bekenntnisse die Gemeinden betrachtet werden, die nahezu geschlossen pietistisch sind oder nahezu geschlossen ein ernstes Christentum bei sich verwirklichen wollen.

Bäuerlicher Pietismus ist besonders in Württemberg ver

breitet; es ist aber vielleicht zu viel gesagt, wenn Albrecht Jobst[13]) ausführt, der Pietismus sei außerhalb Württembergs nicht volkstümlich. Pietistische Bauerngemeinden finden sich auch in Schlesien, und zwar nach Martin Schian[14]) im Striegauischen und im Waldenburgischen, ferner im Wuppertal, in Ravensberg (Provinz Hannover) und in der Lüneburger Heide.[15]) In Württemberg tritt nach Paul Wurster[16]) der Pietismus am stärksten hervor im Gebiete der Oberämter Herrenberg, Böblingen und Leonberg, aber auch im Remstal, auf den Fildern und im Oberamt Tübingen. Wurster[17]) hat „das pietistische Gemeinschaftswesen im Land" eingehend beschrieben. Man lehnt in den Gemeinschaften der bäuerlichen Pietisten Württembergs „die Welt" ab, geht nicht auf den Tanzboden oder ins Wirtshaus; manche Pietisten rauchen nicht. Die meisten leben einfach, fleißig und sparsam, werden also in diesen bäuerlichen Tugenden durch ihren Pietismus bestärkt; ihre Kinderzucht ist meist streng. In solchen Bauerngemeinden findet sich selbst in denjenigen Familien, welche nicht in die pietistische „Stunde" gehen, mehr Sinn für Gnade, Bekehrung und Suchen nach der christlichen Seligkeit und dementsprechend, wie Wurster (S. 255) sagt, „weniger Bauernreligion". Den Bauernglauben findet Wurster (S. 252) am reinsten ausgeprägt auf der Schwäbischen Alb im Gebiete von Ulm, in einem Gebiete, das von jeher vom Pietismus frei geblieben sei. Dieser „Bauernglaube" ist das, was ich hier als den Glauben des Durchschnittsbauern zu erfassen suche. Nach Eindrücken im Bauerntum des Odenwaldes hat um 1900 ein badischer Pfarrer[18]) die dortigen Pietisten, eine an Zahl sehr geringe Gruppe, als Menschen geschildert, die in Staat und Kirche „die Welt" sahen, in ihrer Gemeinschaft hingegen die „Gläubigen", die sich „im Herrn" erkennen; die bäuerlichen Glaubensvorstellungen seien von diesem Pietismus nicht berührt worden. Die odenwäldischen Pietisten sind später von einem anderen Geistlichen[19]) gekennzeichnet worden als Menschen, die wähnten, die Bibel richtiger auszulegen als die Pfarrer der Landeskirche und frömmer zu sein als andere Menschen, die daher die Pfarrer schroff beurteilten. Vom üblichen Bauernschlage wurden diese Pietisten „Mucker" genannt; den Bauern waren vor allem die öffentlichen Sündenbekenntnisse dieser Pietisten widerwärtig.

Die von Wurster aus Württemberg mitgeteilten Kennzeichen pietistischer Frömmigkeit und Lebensweise finden sich mehr oder weniger auch bei den pietistischen Bauern anderer deutscher Landschaften. Den Gemeinschaftskreisen aller deutschen Landschaften ist, wie auch Albrecht Jobst[20]) anführt, die Neigung eigen, an der Kirche und ihren Lehren und gottesdienstlichen Gebräuchen dieses und jenes, meistens sogar viel Tadelnswertes zu finden. Man schließt sich als die Frommen oder Frömmeren nicht nur gegen die Weltlichgesinnten, sondern auch gegen die Kirche und die Kirchlichen ab. In der pietistischen Frömmigkeit bedeutet Jesus viel mehr oder etwas ganz anderes als im Glauben der Durchschnittsbauern. Bei den Pietisten „tritt Christus an die Stelle Gottes", wie Ernst Rolffs[21]) sich ausgedrückt hat. Hier findet sich wirklich der Jesusglaube, der dem üblichen Bauernglauben fehlt; hier finden sich auch die pietistischen Redewendungen, die Jesus oft und gerne anführen, Redewendungen, die nach Aussage eines badischen Geistlichen[22]) „nicht im Geschmack der richtigen Bauern" sind. Pietistische Gemeinschaften bestehen auf dem Lande auch fast nur aus ärmeren Bauern oder kleinbürgerlichen Dörflern, d. h. auf dem Lande ansässigen Nichtbauern, die als Handwerker oder untere Beamte unter den Bauern wohnen. Aus den kleinbäuerlichen Verhältnissen des oberen Erzgebirges hat Johannes Naumann[23]) mitgeteilt, Neigungen zu einem Gemeinschaftschristentum bestünden nur bei den ärmeren Bauern; bei ihnen kämen auch pietistische „Erweckungen" vor: „Der eigentliche Bauer ist eine aufrechte Gestalt; er paßt nicht hinein in das fromme Zusammensitzen der kleinen Leute." Aus dem Bauerntum des Hunsrücks wird berichtet, zu den Pietisten gingen gerne schwermütig veranlagte oder kränkliche Menschen, aber auch solche, die nach Ansicht der Bauern „Dreck am Stecken" haben und aus deren bedrücktem Verhalten die Bauern des üblichen Schlags gerne auf früher begangene schwere Verfehlungen schließen. Auch die Pietisten des Odenwalds gehören nach dem oben an zweiter Stelle angeführten Bericht überwiegend zu den untersten Schichten der ländlichen Bevölkerung und manche von ihnen hatten früher ein schlechtes Leben geführt und sich später bekehrt. Wer zu den „Frommen" geht, muß nach Anschauung der Durchschnittsbauern dazu irgend-

einen beschämenden Beweggrund haben. „Fromm" kann für manchen Bauern nicht nur soviel bedeuten wie „frömmelnd" und „heuchlerisch", sondern auch soviel wie „anrüchig" und „schuldbeladen", mindestens soviel wie „abwegig". Auch das von Lindner[24]) angeführte mecklenburgische Sprichwort: „Gode Pietisten, fule Christen" drückt das übliche bäuerliche Mißtrauen gegenüber den „Frommen" aus.

E. Müller[25]) hat nach Schweizer Verhältnissen einmal ausgeführt, was allgemein für die Bevölkerungen Mittel- und Nordwesteuropas gilt: der Pietismus könne „seiner Natur nach nie das Christentum größerer Massen werden". Im deutschen Bauerntum werden im allgemeinen pietistische Gruppen immer nur kleine Minderheiten innerhalb bäuerlicher Bevölkerungen ausmachen, Minderheiten, die überwiegend den minder wohlhabenden bäuerlichen Schichten angehören. Ganze Dörfer mit überwiegend pietistischer bäuerlicher Bevölkerung werden selten sein.

Gustav Hagemann[26]) hat solche Gemeinden aus dem Bezirke Nordravensberg in der preußischen Provinz Hannover beschrieben. Dieser bäuerliche Bezirk hat sich durch seine verinnerlichte christliche Frömmigkeit schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aus seiner bäuerlichen Umgebung abgehoben. Hier lassen sich nach Hagemann (S. 31, 38, 43, 119) die Züge eines gewissenhaften ländlichen Bibelchristentums, eines tiefinnerlichen Gebetslebens und — wenigstens in den unteren Schichten des Bauerntums — Züge einer innigen Verbundenheit mit dem „lieben Heiland" finden, ferner eine entschiedene Abkehr von allem „Weltlichen" und eine besonders betonte freudige Jenseitserwartung; hier finden sich tiefes Sündenbewußtsein und Sehnsucht nach Rechtfertigung. Das heitere Leben der benachbarten hannoverschen Bauernschaften erscheint den Nordravensbergern als Sünde; ein Wirtshausleben wie sonst in vielen Bauerngemeinden gibt es hier nicht. Unter den biblischen Büchern ist das Buch Hiob hier sehr beliebt.

Kennzeichnend bäuerlich ist aber auch in diesen pietistischen Gemeinden der Unterschied, daß die alteingesessenen wohlhabenden Familien hauptsächlich einen strengen Herrgott verehren und daß erst im Kleinbauerntum sich die Vorstellung eines

väterlich liebenden Gottes einstellt und dazu mit größerer Deutlichkeit die Vorstellung des liebenden Gottessohnes Jesus. „In den Häusern der unteren Schicht spielt im ganzen der Name Jesus eine viel größere Rolle", so berichtet Hagemann (S. 37/38) aus diesen betont gläubigen und kirchlichen Landgemeinden protestantischen Bekenntnisses.

Gegenüber den von Hagemann beschriebenen Zügen ergibt sich sogleich das Ungewöhnliche einer solchen pietistischen Frömmigkeit bäuerlicher Menschen, ergibt sich sogleich, wie weit der „durchschnittliche" deutsche Bauer beider christlichen Bekenntnisse von solchem eigentlichen Christentum entfernt ist. In diesen pietistischen Gemeinden herrscht im Gegensatz zum üblichen bäuerlichen Christentum ein „christozentrisches" Christentum: Jesus, der im üblichen Bauernchristentum hinter dem strengen Weltenordner, Wettergotte und Richtergotte zurücktritt, tritt hier als Heilandsgestalt hervor, und die frommen Vorstellungen kreisen um ihn Zwar bleibt noch der für bäuerliche Anschauungen bezeichnende Unterschied, daß in der wohlhabenden Oberschicht die an Jesus anknüpfenden Heilstatsachen nach Hagemann „mehr lehrhaft" bleiben, während in der bäuerlichen Unterschicht „der Name Jesus eine viel größere Rolle" spielt und mit Jesus eine „innige Lebensgemeinschaft" gepflegt wird. Aber der Unterschied gegenüber der Gottes- und Jesusvorstellung des üblichen Bauernschlages, über die ich (S. 58 und 87) berichtet habe, ist unverkennbar.

Hier dürfen wirklich solche Glaubensvorstellungen gesucht werden, wie sie Georg Koch[27]) dem hessischen protestantischen Bauerntum allgemeiner zuschreiben will; hier wird „der Sühnetod des Gottessohnes für durchbrochene Ordnung und sein vorbildliches Erleiden leiblicher Not, wo schenkende Vaterhand sich versagt", von bäuerlichen Gruppen ernstlich bedacht und tiefer erlebt. Für alles übrige Bauerntum, ausgenommen dessen vereinzelte „Fromme", werden diese von Koch beschriebenen Vorstellungen nicht zum festen Bestand des Glaubens gehören. „Sühnetod" und „schenkende Vaterhand" werden für das übliche Bauerntum immer zu jenen undeutlichen Grenzvorstellungen gehören, wo die bloße Hinnahme kirchlicher Lehren den Vorstellungen einer angeborenen bäuerlichen Gläubigkeit begegnet. Gustav Frenssen[28])

hat eine Kennzeichnung des eigentlichen Christen zu geben versucht: „Ein Christ ist nur der, welcher bekennt, daß Gott eines Tags, vor 1900 Jahren, auf Golgatha, einer Anhöhe im Nordwesten einer Stadt, die Jerusalem heißt, am Kreuz gehangen und der ‚in täglicher Reue und Buße', wie Martin Luther sagt, bekennt, daß es um seiner und aller anderen Menschen täglicher und großer Sünden willen nötig gewesen ist." — Es ist fraglich, ob eine solche Bestimmung des Begriffes „Christ" von den Theologen der verschiedenen kirchlichen Richtungen angenommen werden kann; aber innerhalb der „frommen" Gruppen des Bauerntums, also bei diesen Minderheiten der ländlichen Bevölkerung, wird man solche Christen wirklich finden. Man wird sie nicht ausschließlich dort finden, sondern in verhältnismäßig noch kleineren Minderheiten auch in den Städten, obschon selbst in den „frömmeren" Kreisen der Städte immer die Neigung bestehen wird, die geschichtlichen Heilstatsachen des Christentums ihrer reinen Geschichtlichkeit zu entkleiden und mehr sinnbildlich zu begreifen.

Mögen indessen zwischen den Auffassungen der „wirklichen Christen" in der Stadt einerseits, auf dem Lande andererseits, immer noch bestimmte Unterschiede bleiben, so zeigt sich doch sogleich, daß solches „wirkliches" Christentum — und zwar auch das wirkliche Christentum katholischer Prägung — nicht mehr eigentlich bäuerliche Züge trägt, sondern daß es einem wirklichen Christentum städtischer Menschen ähnelt oder gleicht. Im üblichen „Kirchenchristentum", in den Glaubensvorstellungen, die als die des durchschnittlichen deutschen Bauernschlages in diesem Buche gekennzeichnet worden sind, kann sich deutsches und germanisches bäuerliches Wesen besser entfalten als in einem wirklich gewissenhaften Christentum, das die Glaubensgebote ernst nimmt und in einer täglich erneuerten Jenseitserwartung lebt. Zwar sind auch dem Nordravensberger Christentum noch bäuerliche Züge eigen, so die von Hagemann erwähnte und anscheinend nicht nur für das übrige Bauerntum, sondern besonders auch für das nordamerikanische Farmertum [29]) bezeichnende Auffassung, daß ein wirtschaftliches Gedeihen des Hofes, besonders aber das Gedeihen des Viehs, als eine besondere Segnung und Gnade Gottes anzusehen sei, so auch die Überzeugung, daß alles, was im Dies-

seits unbelohnt oder unbestraft geblieben ist, im Jenseits vergolten werde. Auch mag es sein, daß dieses pietistische Christentum zur Bewahrung der alten bäuerlichen Sitte des gemeinsamen Mahles mit gleicher Kost für Bauern, Bäuerin und Gesinde beigetragen hat. Die wesentlichen Züge dieses pietistischen Christentums der Bauern Nordravensbergs sind aber den Zügen eines pietistischen Christentums städtischer Glaubensgemeinschaften ähnlich oder gleich. Das Kennzeichnend-Bäuerliche ist also besser in dem üblichen Halbchristentum deutscher Bauern zu erkennen als in dem Vollchristentum solcher Bauerngemeinden, die eine besonders verinnerlichte christliche Frömmigkeit pflegen. Vollchristentum wird in Land und Stadt etwa die gleichen Züge zeigen, gerade weil die christlichen Gebote, die gleichermaßen von Land und Stadt hinweg auf ein Jenseits gerichtet sind, wirklich ernst genommen werden und dann auch, weil im ganzen das Christentum — schon nach seiner Herkunft aus den Städten des hellenistisch-römischen Gesittungskreises — eher städtischem als ländlichem Empfinden entspricht.

Aus den Städten kamen die Bekehrer hinaus zu den Landleuten, den *pagani*, die draußen im Gau *(pagus)* wohnten oder den Heiden, die draußen in der Heide wohnten. J. G. Thompson[30]) schreibt: „Tatsächlich ist das Christentum seit seinem Beginn in der Hauptsache ein städtisches Erzeugnis gewesen"; dafür bringt Thompson eine Reihe von Belegen. Auch N. Carpenter[31]) führt aus, Glaubensbewegungen seien, auch wenn ihre Stifter auf dem Lande gelebt hätten, immer von den Städten ausgegangen zu den *pagani*, den Heiden (frz. *payens* „Heiden" vom lateinischen *pagani* „Landbewohner" abgeleitet). Daß dies für die meisten Glaubensbewegungen zutrifft, erklärt sich auch daraus, daß das Bauerntum am liebsten dem Herkommen folgt, die Städter hingegen eine „geistige Neugier" *(rational curiosity)*, die nach H. B. Woolston[32]) immer Vorbedingung und Vorstufe zum Wachstum geistiger Bewegungen gewesen ist. Dies habe ich im Abschnitt über die menschliche Umwelt des Städters in meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl., 1941, S. 111 ff.) betrachtet. Auf die Herkunft der christlichen Glaubensvorstellungen aus einem städtischen Vorstellungskreise hat wohl zuerst Max Weber[33]) aufmerksam gemacht: er hat dargelegt, die frühchristliche Frömmigkeit sei städtische Frömmigkeit und sei dies bis ins Mittelalter geblieben. Städtischem Denken habe

das Christentum entsprochen sowohl als „ethische Erlösungsreligion“ wie als „persönliche Frömmigkeit“. Auch J. Schwietering[34]) weist darauf hin, daß im Mittelalter die Stadt als der Sitz der Frömmigkeit gegolten habe, nicht das Land; der Bauer habe damals als ein „Christ niederer Ordnung“ gegolten; das Bild des frommen Bauern sei erst im Zeitalter der Aufklärung entstanden, als die Städter von der alten Gläubigkeit abzufallen begonnen hatten.

Ist für Jesus, wie vor allem seine Gleichnisse zeigen, ein mehr bäuerlicher, am ehesten vielleicht ein gärtnerischer Vorstellungskreis bezeichnend, so setzt sich schon durch Paulus ein ausgesprochen städtischer Vorstellungskreis durch und überwiegt nun in den für die Gestaltung des kirchlichen Christentums so wichtigen Jahrhunderten der an sich schon ausgesprochen städtischen Geisteswelt der hellenistisch-römischen Spätzeit. So wird es verständlich, warum eben ein ernsteres Christentum, besonders ein Christentum, das dem Neuen Testament mehr folgen will als dem Alten, dem eigentlich bäuerlichen Wesen weniger Raum gibt als das übliche „Kirchenchristentum“ der Mehrheit des Landvolkes. So wird auch von hier aus wiederum verständlich, warum dem Landvolk von vielen Geistlichen eine mehr „alttestamentliche“ als „neutestamentliche“ Gesinnung zugeschrieben wird: schätzt das Alte Testament wahrscheinlich doch das Wanderhirtentum der ursprünglichen Hebräer am höchsten, so hat es doch so viel aus der Glaubenswelt der vorhebräischen bäuerlichen Bevölkerungen Kanaans aufgenommen, daß die Bauern im Alten Testament auch eine Hochschätzung ihrer bäuerlichen Welt finden können, vor allem etwa im Buche Ruth. Zwar erscheint Abel, der Hirte, als ein gottgefälliger Mensch und Kain, der Bauer, als der von Gott verfluchte Brudermörder; aber eben von diesem verdammten Menschen wird nach seiner Verbannung eine Stadt erbaut, und in vielen Darstellungen des Alten Testaments, nicht nur in der Schilderung der Städte Sodom und Gomorrha, erscheinen die Städte als fluchwürdige Wohnsitze. Schon die Nachkommen Noahs werden davor gewarnt, eine Stadt zu bauen.[35])

Je innerlicher ein betont neutestamentliches Christentum erfaßt wird, desto weniger wird es der Vorstellungswelt des deutschen Bauern angepaßt sein; je mehr sich ein solches mit Ernst er-

griffenes Christentum auf jenseitige Glaubenswerte bezieht, desto weniger Bezug wird es sowohl auf die alltäglichen Vorstellungen der Städter wie auf die der Bauern haben. Darum können also kennzeichnend-bäuerliche Züge des Glaubens, der Frömmigkeit und Sittlichkeit viel eher beim „durchschnittlichen“ Bauern und in „durchschnittlichen“ Bauerngemeinden — also am Beispiel verschiedener Ausprägungen eines Halbchristentums, das sich aber als Christentum erscheint — erfaßt werden als bei Bauern oder Bauerngemeinden, die ein bewußtes und ganzes Christentum pflegen. Man wird vielleicht schon ganz allgemein sagen können, was Georg Koch[36]) nach Beispielen aus Hessen ausgeführt hat, daß ein vom Ordnungsgedanken durchdrungener Glaube bäuerlich sei, ein nach Innerlichkeit strebender Glaube städtisch; man wird weiter vermuten dürfen, daß ein Ordnungsglaube allgemein einem Bauerntum germanischer Prägung, ein verinnerlichter Glaube hingegen Minderheiten städtischer Bevölkerungen angemessen sei. Man wird Gustav Mahr[37]) recht geben müssen, daß solche Erscheinungen wie „Persönliche Religion“ oder „Lebendiger Glaube“ oder „Herzenschristentum“, die er richtig als Forderungen des den Einzelmenschen betonenden (individualistischen) 19. Jahrhunderts bezeichnet, unbäuerlich, daß sie städtisch seien. Insofern könnte man ländliche Gemeinden, die ein bewußtes, ganzes und verinnerlichtes Christentum pflegen, vielleicht schon als „minder bäuerlich“ bezeichnen, wird aber bei solchen Erwägungen nicht übersehen dürfen, daß in echten Bauerngemeinden auch ein bewußtes, verinnerlichtes Christentum doch wieder manches von der „Unpersönlichkeit“ an sich hat, die W. H. Riehl und andere — jedoch nicht mit voller Berechtigung[38]) — als Kennzeichen bäuerlichen Seelenlebens angesehen haben. Die pietistische Frömmigkeit einzelner Bauerngemeinden ist keineswegs der pietistischen Einzelfrömmigkeit mancher Städter gleich, sondern sie bleibt immer die Frömmigkeit einer pietistischen Dorfgemeinschaft. Auch Glaube und Frömmigkeit des „erweckten“ oder „bekehrten“ Bauern sind viel mehr ein Gefundenhaben als ein Suchen, während für den gläubigen und frommen Regungen zugänglichen Städter nach P. Seeler[39]) bezeichnend ist, daß ihn ein ‚Suchen und Fragen“ zu Glauben und Kirchenbesuch führe.

# XII. Der bäuerliche Aberglaube im Verhältnis zum Kirchenglauben

Eine Darstellung des Glaubens und der Frömmigkeit des deutschen Bauern muß auch wenigstens mit einigen Bemerkungen auf den Aberglauben eingehen, denn eben beim Bauern sind Kirchenglauben und Aberglauben oft eng zu einem Glauben verbunden, der eine Bestandteil und Ergänzung des anderen. Ich habe früher schon (S. 23) vermerkt, daß für bäuerliche Anschauungen ein „ungläubiger" Mensch nicht nur derjenige ist, der nicht glauben will, was die Kirche lehrt, sondern auch derjenige, der verschiedenerlei landläufigen Aberglauben für sich ablehnt. Menhofers Franzef[1]) erzählt von dem Aberglauben seines Heimatdorfes, das wähnte, die Betstunden, in denen der Geistliche um Sonnenschein und Trockenheit bitten sollte, seien unwirksam, wenn der Geistliche dabei ein grünes Meßgewand anzog statt eines roten. Ein grünes Meßgewand bedeutete Regen für die kommende Woche. Der Pfarrer lehnte es ab, auf die Bitte des Kirchenpflegers um Gebrauch des roten Gewandes einzugehen, da er Aberglauben nicht unterstützen wolle. Hierdurch schwand das Vertrauen zum Pfarrer und man klagte im Dorf: „Ischt dös a Kreuz! Euser (unser) Pfarrer glaubt sell nix meah." — Auf Zeugnisse über bäuerlichen Aberglauben aus dem Umkreis des für dieses Buch verwendeten Schrifttums habe ich schon im III. Abschnitt (S. 23) verwiesen. Ch. L. Hahnzog[2]) hat Beispiele bäuerlichen Aberglaubens vom Ende des 18. Jahrhunderts angegeben. Von dem, was er über abergläubische Vorstellungen von Hexerei und Zauberei, von Erscheinungen des Teufels und der Gespenster, über Vorzeichen der Zukunft, über die Abwehr von Krankheiten, über Aberglauben, der sich mit dem Hauswesen und dem Ackerbau, mit Geburt, Hochzeit und Tod verknüpft, in seinen Predigten mit-

geteilt hat, lebt auch heute noch manches im bäuerlichen Volke. Den Aberglauben in dem von mir betrachteten Zeitabschnitt zwischen 1880 und 1930 hat Adolf Wuttke[3]) behandelt, während Albert Freybe[4]) das Verhältnis dieses Aberglaubens zum Christentum betrachtet hat. Lehrreiche Zeugnisse über Aberglauben der Gegenwart hat Franz Hempler[5]) im Weichsellande gesammelt. Willy Gierlichs[6]) hat Beispiele bäuerlichen Aberglaubens aus den katholischen und den protestantischen Gebieten des Hunsrücks verzeichnet, dabei aber ausgesprochen, der Aberglaube schwinde in der Gegenwart immer mehr. Beispiele für allerlei Aberglauben hessischer Bauern finden sich bei Werner Boette[7]).

Daß bäuerlicher Kirchenglaube und bäuerlicher Aberglaube meistens mit einander verwoben sind, wird auch aus dem protestantischen Bauerntum Deutschlands berichtet. Geistliche, die den Aberglauben allzu eifrig bekämpfen, gefährden damit auch den Kirchenglauben. Das hat Rudolf Herrmann[8]) als protestantischer Geistlicher in Thüringen beobachtet, und Johann Friedrich Dietz[9]) teilt nach Erfahrungen in Württemberg mit, daß beim Landvolke der Aberglaube schwinde, wo Glaube und Kirchlichkeit schwinden. Für die Stadt ist eher kennzeichnend, daß Kirchenglaube und Aberglaube einander ausschließen. Das hat auch Karl Grahle[10]) erkannt, der nach Erfahrungen in der Bauernschaft des Calenbergischen und Hildesheimischen ausführt, beim Städter führe Aberglaube von Gott hinweg, beim Bauern zu Gott hin; wenigstens früher sei dies auf dem Lande so gewesen, heute schwinde der bäuerliche Aberglaube, nicht jedoch der bäuerliche Gottesglaube.

Auf die abergläubischen Vorstellungen will ich nicht im einzelnen eingehen, zumal sie von Landschaft zu Landschaft verschieden sind. Wer den deutschen Aberglauben, städtischen und ländlichen, als solchen übersehen möchte, der ist auf das umfassende „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" hinzuweisen. Thüringischen Bauernglauben hat Marte Renate Fischer kennen gelernt, die, als umherziehendes Kräuterweib verkleidet und bei Beherrschung verschiedener thüringischer Mundarten, das Vertrauen der Bäuerinnen erwarb, so daß diese ihr sogar ihre abergläubischen Vorstellungen mitteilten. Besonders in der Erzählung „Die aus dem

Drachenhause" hat sie thüringischen Aberglauben geschildert. Im ganzen wird es sich bei bäuerlichem Aberglauben, so weit er sich in abergläubischen Handlungen der bäuerlichen Bevölkerungen ausdrückt, um einen „Naturglauben mit Anrufungen, Beschwörungen, Besprechungen und Opfern" handeln, wie ihn August Bäunard[11]) dem „Lehrgebäude der Kirche", in diesem Falle der katholischen Kirche, gegenübergestellt sieht. Wenn Friedrich Niebergall[12]) meint: „Das ganze alte Heidentum spukt noch in Haus und Hof des Bauern umher", oder wenn Ernst Heywang[13]) meint, es lebten im elsässischen Bauerntum noch „ganze Vorstellungsreihen" des germanischen Heidentums in Sitten, Gebräuchen, Feiern und Festen, so möchte ich dies, ehe nicht eingehendere Untersuchungen einen Nachweis dafür gebracht haben, bezweifeln oder wenigstens einschränken. Auch eine Aussage, die Johannes Naumann[14]) nach Erfahrungen im Kleinbauerntum des oberen Erzgebirges gemacht hat: „Der Bauer hat ein gutes Gedächtnis; in ihm leben noch die religiösen Erinnerungen alter Heidenzeit" — auch diese Aussage möchte ich nicht unbezweifelt übernehmen, wenn unter diesen „religiösen Erinnerungen" bestimmte Vorstellungen mit deutlichen Umrissen zu verstehen sind, wenn also darunter nicht nur allerlei altes Brauchtum zu verstehen ist, das dem Bauern als christliches Brauchtum erscheint, oder wenn darunter mehr zu verstehen ist als die Auswirkungen angeborener seelischer Triebkräfte, wie sie sich in den Vorstellungen von der sinnvollen Weltordnung und vom Herrgott als Weltenordner kundgeben — in Vorstellungen, deren „heidnischen" Ursprung aber die Bauern nicht kennen. Auch im Aberglauben vermute ich nicht viele Nachwirkungen der germanischen Glaubenswelt. Mir erscheint vieles im deutschen Aberglauben wie im Aberglauben der anderen Völker germanischer Sprache gegenüber dem Germanentum und Indogermanentum als gleichsam zu „abergläubisch"; vieles davon wird auf magischen und animistischen Glauben indogermanisierter Unterschichten der Völker indogermanischer und germanischer Sprache zurückgehen, so besonders im Südosten des deutschen Sprachgebiets. Eigentlich germanische Glaubensvorstellungen machen wahrscheinlich nur einen geringen Teil der abergläubischen Vorstellungen des deutschen Landvolkes aus. Die vom

Christentum umgedeuteten germanischen Glaubensvorstellungen möchte ich eher in allerhand Sitten und Gebräuchen bei kirchlichen und weltlichen Feiern, bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen suchen, die nicht eigentlich Aberglauben darstellen und daher von der Kirche auch meistens als harmlos geduldet werden. Was sonst an abergläubischen Vorstellungen auf frühere Glaubensformen der Naturbeseelung, der Verehrung von „Mächten" *(orenda, mana)* oder der Vergöttlichung von Naturkräften zurückzuführen ist, wird zum größeren Teil auf vorindogermanische und vorgermanische Vorstellungen deuten, zum geringeren Teil auf indogermanische und germanische. Entscheidende Untersuchungen über die Wurzeln und Schichten des deutschen Aberglaubens fehlen noch.

Rudolf Herrmann [15]) möchte nach Einblicken in thüringische Bauernfrömmigkeit drei Schichten des Glaubens bzw. Aberglaubens der bäuerlichen Bevölkerung annehmen: 1. eine unterste Schicht vorgermanischen Glaubens, der jetzt Aberglauben geworden sei und Vorstellungen der Furcht bewirke, 2. eine Schicht der germanischen Götter- und Sagenwelt, aus der sich noch heute sittliche Zielsetzungen ergeben, und 3. die christliche Schicht, die sich über die zweite Schicht gelagert habe, die erste Schicht dabei aber bestehen lasse, so daß auch Gestalten der christlichen Schicht in die unterste Schicht absinken können. Wegen der Verwobenheit der Vorstellungen aus allen drei Schichten findet Herrmann, wie ich schon mitgeteilt habe, das Ankämpfen der Geistlichen gegen den Aberglauben so gefährlich, da mit den unteren beiden Schichten auch die obere Schicht, die christliche, wanken werde. Dieser Warnung Herrmanns widerspricht Karl Grahle [16]), der nach seinen Erfahrungen innerhalb des calenbergischen und hildesheimischen Bauerntums ausführt, bis in das Zeitalter des Rationalismus habe der Aberglaube, z. B. der Glaube an den Teufel, den Kirchenglauben gefördert, der Aberglaube des Bauern habe zu Gott hin, nicht wie beim Städter von Gott weg geführt; seit etwa 100 Jahren vollziehe sich aber bei den niedersächsischen Bauern um Calenberg und Hildesheim eine Wandlung: der Aberglaube stützte nicht wie früher den Glauben, sondern der Glaube den Aberglauben; dieser Aberglaube selbst beginne aber zu schwinden,

während der Gottesglaube bleibe. Vom Schwinden des Aberglaubens bei den katholischen Bauern der Westeifel schreibt Matthias Zender[17]), um 1850 sei der Hexen- und Gespensterglaube geschwunden und ebenso das Gesundbeten; heute glaubten daran noch einige, die aber den Spott darüber fürchten; in einzelnen Ortschaften glaube man noch an die Wiederkehr von Toten. Reste früher verbreiteteren Aberglaubens bei niedersächsischen Bauern schildert Harald Hüner.[18]) Daß der Aberglauben bei der Jugend schwinde, daß diese über abergläubische Vorstellungen schon lächle, berichtet J. F. Dietz[19]) aus dem württembergischen Bauerntum. Josef Müller[20]) teilt aus dem katholischen Bauerntum des mainfränkischen Gebiets mit, die Bauern seien um 1840 noch sehr abergläubisch gewesen, um 1900 nur noch wenig, heute unter der Jugend überhaupt nicht mehr.

Mag auch vieler Aberglaube, der sich auf außerchristliche Vorstellungen und Dinge bezieht, nach und nach schwinden und besonders der naturwissenschaftlich besser belehrten Jugend überlebt oder lächerlich erscheinen, so wird bäuerlicher Aberglaube oder was die Kirche als solchen bezeichnen muß, doch immer wieder an manchen christlichen Vorstellungen und kirchlichen Gebräuchen haften bleiben. Der Besuch des Gottesdienstes oder das Gebet werden dem Bauern immer nicht allein als verdienstlich erscheinen, sondern der Bauer wird immer von der gewissenhaften Verrichtung solcher kirchlicher Pflichten eine Gegenleistung Gottes erwarten, so wie das in diesen Darlegungen schon ausgeführt worden ist (vgl. S. 58, 74). Der Bauer wird sich immer seine Gedanken über fromme Leistungen der Menschen und entsprechende Gegenleistungen Gottes machen. J. M. Williams[21]) erwähnt Überlegungen der nordamerikanischen Farmer, wie sie in ganz gleicher Weise auch für deutsche Bauern kennzeichnend sind: Ist ein unkirchlicher Mann wohlhabend, so läßt Gott seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, oder aber der Teufel hat ihn in Wohlstand versetzt, um ihn zu verderben. Bei einem kirchlichen Manne sind Gedeihen und Wohlstand Anzeichen, daß „Gott mit ihm" ist. Kommt ein kirchlicher Farmer mit seinem Hof, seinen Äckern und Haustieren nicht vorwärts, so entsagt er vor der unerforschlichen Vorsehung oder er

rechnet später, wenn es ihm besser geht, nach, daß es für ihn damals gar nicht gut gewesen wäre, im Wohlstand zu leben; Gott habe es besser gewußt. Die Geistlichen lehren nach Williams ganz im Sinne dieses bäuerlichen Denkens, daß Unglück oft zum geistigen Segen werde und daß es nicht immer gut sei, wenn die Menschen erhielten, was sie von Gott erbitten. Von solchen bäuerlichen Vorstellungen aus bis zu einer „magischen" Auffassung von Gottesdienst und Gebet ist es nicht weit; also kann hier schon ein „Aberglaube" einschleichen, den die Kirche mißbilligen wird.

Nach Otto Schulte[22]) begreift der deutsche Bauer des Vogelsbergs nicht, daß Leiden zu einem Segen werden könne, und es erscheint einem durchaus fraglich, ob der durchschnittliche Schlag des nordamerikanischen Farmers dies wirklich begreife, ob diese Lehre seines Geistlichen ihm nicht im Grunde doch nur eine Verlegenheitserklärung bleiben wird. Nach Schulte ist der Vogelsberger Bauer so davon überzeugt, daß Gott das Gute belohne und das Schlechte bestrafe, daß er gegenüber dem Mißgeschick eines Menschen nach den Versündigungen forscht, für die dieser Mensch durch Leiden zu büßen habe. Ein solches Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen dem Schicksalsgott und dem Menschengeschick, für das ich (S. 54ff.) mehrere Beispiele angeführt habe, wird immer wieder zu einer „magischen" Auffassung der von der Kirche gebotenen Verrichtungen führen. Die nordamerikanischen Farmer heiligen den Sonntag, sie enthalten sich der Sonntagsarbeit zum Zwecke der Gewinnung göttlichen Wohlwollens, das sich vor allem in günstigem Wetter ausdrücken soll. So berichtet N. L. Sims[23]), der in dieser Auffassung den „magischen Geist" *(magical mind)* des Bauerntums sich ausdrücken sieht. So hat nach Auffassung der Vogelsberger Bauern, wie Otto Schulte[24]) darlegt, des Pfarrers Gebet „über den Kranken" heilende Kraft, und ebenso überträgt das Abendmahl, das ein Kranker nimmt, auf diesen heilende Kraft. Die katholischen Bauern im Eifelgebiet glauben, wie Matthias Zender[25]) bezeugt, daß ihr Pfarrer durch sein Gebet eine Macht ausüben, z. B. einen Waldbrand löschen könne. So glauben alpenländische Bauern katholischen Bekenntnisses an die Macht der Wettersegen oder des Wetterläutens. Hessische Bauern abergläubischer Art vernehmen nach Maurer[26]) Stimmen,

aus denen sie auf die Gegenwart des Heiligen Geistes oder des Heilands oder des Teufels schließen.

Norddeutsche Bauern sehen nach Paul Gerade[27]) das Abendmahl als Heilmittel gegen Krankheiten an. Franz[28]) berichtet von Beobachtungen übet die „magische" Auffassung des Abendmahls nach seinen Erfahrungen unter den Bauern des Hunsrücks: das Abendmahl soll bei einer sich hinziehenden Krankheit die Entscheidung bringen, ob der Kranke genesen oder sterben wird; es soll von Schmerzen befreien; es soll einen „Freipaß" zum Himmel abgeben; oft werde aus solchen Gründen das Abendmahl einem Kranken von dessen Angehörigen geradezu aufgenötigt. Nach Karl Goergen[29]) glauben auch die katholischen Bauern der Westeifel an eine heilende Wirkung der Sterbesakramente. Man nimmt also die Sterbesakramente oder das Abendmahl, um gesund zu werden. Otto Schulte[30]) erzählt von einem oberhessischen Bauern, der den Pfarrer zu seiner kranken Frau gerufen hatte und nach Erteilung des Abendmahls an die Frau aussprach: „Jetzt haben wir all die Doktors gehabt; nun haben wir auch das noch versucht." Den gleichen Zug erwähnt M. Unbekannt (Frau Witzig-Malo)[31]) aus dem Bauerntum Anhalts: Eine kranke Bäuerin sagte zu einem Pfarrer: „Mannichmoal nachtens is mich abber so schlimm, daß ich schon immer habbe wollen 's liebe heilige Abendmahl nehmen; se soan ja immer: Helft's nischt, so schad's o nischt." Werner Boette[32]) erzählt aus dem hessischen Bauernleben von einer Kranken, die ihrem Pfarrer anvertraute, sie habe das „heilig Abendmahl" nun schon zum drittenmal in schwerer Krankheit genommen. Zweimal habe es geholfen, jetzt, nach dem dritten Mal, erhoffe sie davon wieder Genesung. Nach Otto Schulte[33]) schreiben die oberhessischen Bauern der Taufe die Kraft zu, Kinderkrankheiten zu heilen; die rheinhessischen Bauern glauben, wie W. Hoffmann[34]) beobachtet hat, an eine heilende und heilige Macht der Taufe und des Abendmahls. Das Abendmahl soll aber auch einen sündigen Menschen rein waschen, so daß ihm nachher niemand mehr etwas vorzuwerfen hat, soll also so wirken, wie nach volkstümlicher Auffassung vieler Katholiken die Beichte wirkt. So berichtet der Superintendent H. Gallwitz[35]), Bauern im Gebiete des Harzes gingen zum Abendmahl, wenn von ihnen bekannt geworden sei,

daß sie unrecht gehandelt hatten, und zwar mit der Absicht, auf solche Weise von Schuld losgesprochen zu werden und ihren Ruf vor der Dorfgemeinde wiederherzustellen. Auf entsprechende Vorstellungen von der reinigenden Macht der Beichte weist ein Sprichwort katholischer Bauern Württembergs hin, das Georg Schmückle[36]) mitgeteilt hat: „Frech wia a Bauer, der beicht hot." — In allen anderen Fällen sind Beichte und Kommunion bei den katholischen Bauern durchschnittlichen Schlages und das Abendmahl bei den protestantischen Bauern durchschnittlichen Schlages sittengemäße Handlungen der herkömmlichen Kirchlichkeit, so also auch der Empfang der Sterbesakramente und des Abendmahls auf dem Krankenlager. So wird nach E. Kern[37]) im Gebiete der Fränkischen Schweiz von den Bauern großer Wert gelegt auf das Abendmahl vor dem Sterben und auf die Einsegnung der Verstorbenen durch den Pfarrer.

Man muß, wie E. Müller[38]) nach Beispielen aus dem protestantischen Bauerntum der Schweiz gezeigt hat, beim Bauern zwei Arten des Gebets unterscheiden: 1. das regelmäßige Hersagen von Gemeinschaftsgebeten, das nach E. Müller „kultischen Charakter" hat, also der gottesdienstlichen Sitte angehört und das eine Ehrung der angerufenen Gottheit bedeutet, 2. das Gebet als bestimmte Bitte eines einzelnen, der davon einen bestimmten Erfolg erwartet. Man bittet Gott oder — im Falle katholischen Bekenntnisses — die Muttergottes oder einen Heiligen um Hilfe in eigener Angelegenheit oder gelegentlich auch in fremder. Solche Gebete um Hilfe scheinen nicht selten zu sein.[39]) Kranke bitten um Genesung oder Mütter kranker Kinder um Genesung ihrer Kinder. Peter Rosegger[40]) berichtet aus der Steiermark vom Gebet einer alten Magd für die armen Seelen im Fegfeuer, vom Gebete derjenigen, die nicht leicht einschlafen und vom Beten eine einschläfernde Wirkung erwarten, vom Gebet eines Holzknechts, der damit Gespenster beschwören will, an die er glaubt, vom Gebet eines Hirten, der damit Krankheiten abwehren will, die seinem Vieh angehext worden sind, und endlich auch vom Gebet eines Dorfschusters, daß doch der andere Schuster im Dorfe sterben möge. An gleicher Stelle (S. 33) wendet sich Rosegger gegen das leiernde Gemeinschaftsgebet der katholischen Bauern, das man in

einiger Entfernung von den Bauernhöfen als ein „gleichmäßiges, einschläferndes Summen" hören könne, das in „lallendem, verschliffenem" Ton vorgetragen werde; man leiere das Gebet mehrmals ab und mache dann über dem Gesicht ein Kreuzzeichen, alles als eine gedankenlose Gewohnheit. Die Sprache des Gebets sei nicht etwa Mundart, sondern ein „unsagbar verdorbener Jargon". Bei dieser Schilderung übersieht Rosegger doch, daß der Inhalt des Gebets dem bäuerlichen Gemeinschaftsgeiste nicht soviel bedeutet wie die herkömmliche Gemeinschaftshandlung selbst.

Wie Gemeinschaftsgebete bis zur Unkenntlichkeit und Sinnlosigkeit zerbetet werden können, mag ein Gebet katholischer Bauern des Egerlandes anzeigen, das Paul Drews [41]) mitgeteilt hat: „Herr Gott, himmlischer Vater, gebenedeit seien uns alle Speisen, Dank für die große Güte, empfangenen Werke, gib uns Gnad und Gedeihen, deine himmlisch geschiedenen Werke durch Jesum Christum, unseren Herrn, Amen." — Dieses Gebet hatte ursprünglich, als es von der Kirche den Bauern geboten worden war, folgenden von A. S. Stonner [42]) verzeichneten Wortlaut: „Herr Gott, himmlischer Vater, gebenedeit seien diese Speisen, die wir von deiner großen Güte empfangen werden. Gib uns Gnade und Gedeihen dazu, daß wir alles dir zum Lobe und zu unserer Wohlfahrt gebrauchen mögen, auch von deiner Liebe nimmermehr geschieden werden durch Jesum Christum, unseren Herrn, Amen." — Die Verdienstlichkeit des Betens, durch das man sich Gottes Belohnung zuziehen kann, bedeutet in solchen Fällen mehr als die Gebetsformel. Solche Umdeutungen der christlichen Sakramente scheinen innerhalb der katholischen Kirche leichter und häufiger zu sein als innerhalb der protestantischen. Das katholische Heiligenwesen läßt vielen Aberglauben zu und viele fromme Regungen, die halb Kirchenglauben, halb Aberglauben sind. Karl Goergen [43]) und Matthias Zender [44]) haben dargelegt, daß die katholischen Bauern der Westeifel für besondere Anliegen je einen besonderen Heiligen als Mittler zwischen Gott und sich selbst haben.

Daß für den Bauern eine gottesdienstliche Handlung, der Empfang der Sakramente, das Gebet, eine fromme Gabe und manches andere so leicht zu einer bloßen „Verrichtung" werden, daß auch für den protestantischen Bauern die „guten Werke" eine so große

Bedeutung erlangen (vgl. S. 55), daß also für ihn die innere Gesinnung weniger ausmacht als die äußerliche Handlung, erklärt sich zum großen Teil wieder aus dem der Anschaulichkeit zugewandten, dem Begriff abgewandten Wesen des Bauern. „Wer so viel auf das Sinnfällige gibt, sieht leicht in den äußeren Werken der Frömmigkeit ihr Wesen überhaupt", so hat Joseph Weigert[45]) dies ausgedrückt nach seinen Einblicken in Glauben und Frömmigkeit katholischer Bauern in bayerischen Landschaften. Der Katholizismus gibt mehr solcher „Werke der Frömmigkeit", sinnfällige Leistungen zu. Von seinem Vater erzählt Menhofers Franzef[46]): „Er ging am Gründonnerstag zur Männerkommunion und mindestens noch am Skapulierfeste und an Allerheiligen zu den Sakramenten, kniete fromm und andächtig jeden Sonn- und Feiertag in seinem angestammten Kirchenstuhle, trug bei Prozessionen den Himmel, und als er später Bürgermeister geworden war, da ging er am Fronleichnamstage mit der großen Kerze direkt hinter dem Allerheiligsten." — Das Haften am Sinnfälligen wird immer wieder die „magische", zum Abergläubischen neigende Denkweise der Bauern bestärken. Darum wird der Bauernglaube für die streng kirchliche Auffassung nie frei von Aberglauben sein. Ferner werden manche Regungen einer Bauernfrömmigkeit, die sich innerhalb der christlichen Glaubensvorstellungen nicht entfalten können, denen dadurch aber ein Wachstum in das helle Licht einer geläuterten Gläubigkeit hinein verwehrt wird, sich nunmehr wie bleiche Triebe einer vom Licht abgesperrten Pflanze im Dunkel des Aberglaubens ausbreiten. Die in diesen Ausführungen nachgewiesenen Widersprüche zwischen den christlichen Lehren und den zeitlosen angeborenen Zügen einer deutschen Bauernfrömmigkeit werden immer wieder die Bewahrung und Entstehung solcher Vorstellungen fördern, die von den Kirchen als „Aberglauben" bekämpft werden müssen.

## XIII. Die Stellung der Bauern zu Kirche und Geistlichkeit

Es bleibt im Zusammenhange dieser Darlegungen noch zu unter suchen, welche Stellung der durchschnittliche Schlag des deutschen Bauern zu Kirche und Geistlichkeit einnimmt. Im folgenden soll also wieder der „durchschnittliche" Schlag mehr betrachtet werden als die Minderheiten der bewußt und streng christlichen Bauern und Bauerngemeinden, zumal auch hier wieder Kennzeichnend-Bäuerliches oder Nicht-Städtisches eher am Verhalten des üblichen Schlages als am Verhalten der erwähnten Minderheiten erfaßt werden kann.

Wie für den Bauern Obrigkeit „sein muß", so muß auch die Kirche als Einrichtung sein. Die Kirche ist, wie ich im IV. und V. Abschnitt ausgeführt habe, ein Bestandteil der Sitte des Landvolkes. Darum soll auch ein ordentlicher Bauernhof jeden Sonntag in der Kirche vertreten sein. So halten es auch die schweizerischen Bauern bei Jeremias Gotthelf[1]). Nach Diedrich Rodiek[2]) ist es auch im oldenburgischen, niedersächsischen und friesischen Bauerntum Sitte, daß von einem Hofe, das Gesinde eingerechnet, eines am Sonntage den Kirchgang übernimmt und daß auf alle Fälle an kirchlicher Taufe, Konfirmation und Trauung festgehalten wird. Die Kirche ist und bleibt für bäuerliches Empfinden eine Notwendigkeit — „eine, wenn vielfach auch rein äußerliche Notwendigkeit, wie Willy Gierlichs[3]) sich nach Beobachtungen im katholischen und protestantischen Bauerntum des Hunsrücks ausdrückt. Dabei hat aber Gierlichs übersehen, daß gerade für viele katholische Bauerngemeinden die Kirche auch eine „innerliche" Notwendigkeit ist, denn gerade vielen katholischen Bauern erscheint die Kirche als eine Einrichtung, auf die man — vor allem durch die Beichte — Verantwortung abwälzen kann.[4]) Auch man-

chem protestantischen Bauern erscheint die Kirche in ähnlicher Weise als Übernehmerin der Versündigungen ihrer Gläubigen.

Die nordamerikanischen Farmer betonen nach J. M. Williams[5]) auch die erzieherische und staatserhaltende Wirkung der Kirche: die Kirche erzöge zur Selbstbeherrschung und zur Einordnung in das Gemeinschaftsleben der Dörfer und Städte und des Staates; auch trügen die Kirchen, besonders die katholische, dazu bei, die Massen zu bändigen *(to keep the masses down)*. Solche Erwägungen werden wohl gelegentlich — aber vermutlich nicht so häufig wie in Nordamerika — von deutschen Bauern ausgesprochen. Der deutsche Bauer wird an der Kirche und dem Kirchgang seiner Gemeinde mehr das Sittentümliche, das Brauchtum und die Pflege der Dorfgemeinschaft betonen. So empfinden dies die Bauern bei Jeremias Gotthelf: der Kirchgang ist für sie, wie Helene Barthel[6]) es an Beispielen darlegt, eine liebgewordene Abwechslung, die Gelegenheit zur gegenseitigen Begegnung des ganzen Dorfes, die Gelegenheit also zum Austausch von Neuigkeiten, zur Besprechung von Händeln und Prozessen, von Krankheitsfällen und Kiltgängen, für Mädchen und Frauen die Gelegenheit zum gegenseitigen Vorführen neuer Kleider. Wo die einzelnen Höfe einer Landgemeinde weit auseinander liegen, ist der Kirchgang oft die einzige Gelegenheit zur Zusammenkunft der Dorfgenossen, so daß sich von je her und überall in der Geschichte des Bauerntums um die Dorfkirche Märkte gebildet haben oder im Anschluß an den Gottesdienst Beratungen und Gerichtsverhandlungen der Landgemeinden oder eines Bezirks von Landgemeinden abgehalten worden sind. So ist Kirchgang ein Teil der bäuerlichen Gemeinschaftspflege — daher sprach man früher in Nordamerika auf dem Lande nicht von *going to church*, sondern von *going to meeting*[7]), und zumal bei katholischen Kirchenfesten oder Wallfahrten kann man beobachten, daß Bauern und Bauernsöhne wohl dem Gottesdienst fernbleiben können, aber doch den Festplatz besuchen, wo dieser abgehalten wird. Mancher Tausch und Kauf wird da besprochen, manche Verabredung unter Verwandten und Nachbarn getroffen und manche Beziehung zwischen ledigen Bauernsöhnen und Bauerntöchtern eingeleitet oder gefördert.

Aber auch die Kirche als gottesdienstliche Einrichtung „muß sein", da die Einhaltung ihrer Gebräuche in der früher betrachteten Weise die Gunst und Gnade Gottes sichert. Gottesdienst als eine magische Verrichtung des Geistlichen soll jeden Sonntag abgehalten werden, auch wenn die geringe Zahl der Besucher die Lässigkeit der Kirchgemeinde erkennen läßt. Mindestens gehört die Kirche zum Herkömmlichen und soll schon deshalb als Einrichtung erhalten bleiben. Man tadelt daher an der Kirche gelegentlich einzelne Äußerlichkeiten oder Nebensachen, niemals aber die ganze Einrichtung. Die steiermärkischen Bauern, die nach Rosa Fischer[8]) der katholischen Kirche Geldgier vorwerfen, die es rügen, daß Totenmessen nur für Wohlhabende, nicht für Arme abgehalten werden, bleiben trotzdem ihrer angestammten Kirche treu.

Wenn die Kirche zur Erhaltung und Stärkung der Gemeinschaft eines Dorfes viel beigetragen hat und heute noch vieles oder wenigstens manches beiträgt, so erklärt sich dies auch daraus, daß früher Kirche — und zwar als Einrichtung und als Gebäude genommen — und Geistlicher den geistigen Mittelpunkt des Dorfes ausgemacht haben. Das hat D. Sanderson[9]) besonders für Nordamerika betont. Oft haben ja Geistliche eine auswandernde Landgemeinde auf der Suche nach Siedlungsland angeführt; so zeigt es vor allem die Geschichte der Vereinigten Staaten und in ihr gerade die Geschichte deutscher Zuwanderer. Um die gemeinschaftlich erbaute Kirche und unter Anleitung des Geistlichen entstanden viele bäuerliche Neusiedlungen. In Nordamerika haben nach Sanderson[10]) die vielen Sekten, in welche der Protestantismus zerfallen ist, Dorfgemeinschaften solcher Art später gefährdet oder aufgelöst; in den Vereinigten Staaten, noch mehr aber in Kanada, nimmt jedoch heute die Neigung zum ländlichen Zusammenschluß um eine führende Kirche zu. Aus Württemberg berichtet Johann Friedrich Dietz[11]), daß man als Ursache eines besonders starken Gemeinschaftsgefühls bäuerlicher Gemeinden meistens die Kirche bzw. den Geistlichen erkennen könne. Ländliche Feste, die Pflege von Lied und Bild und vieler Feierlichkeit, beruhten vielfach auf der Kirche. Die Kirche sei auch die einzige Einrichtung gewesen, die sich um die schulentlassene Jugend gekümmert habe. Heute

drängen in Württemberg Sekten in die Dörfer ein und gefährdeten das früher lebhafte Gemeinschaftsgefühl. N. L. Sims[12]) berichtet aus Nordamerika, die Kirche habe früher für den Farmer nur den Sinn gehabt, seine Seele vor Verdammnis zu retten. Dies stehe heute an zweiter Stelle, während andere Leistungen der Kirche, soziale Hilfstätigkeit, Hebung des ländlichen Lebens, Schulung, Gesundheitspflege, Erholung, Bewahrung und Wiederherstellung des Friedens mit Nachbarn und anderes an erste Stelle getreten seien. In ähnlicher Weise hat sich die Bedeutung der Kirche auch für manche Bauernschaften in Deutschland gewandelt, nur daß viele der erwähnten Bestrebungen in Deutschland mehr vom Staate als von der Kirche übernommen worden sind.

Heute und in manchen Landschaften schon seit manchen Jahrzehnten klagen kirchliche Berichte über die Abnahme des Kirchenbesuchs auf dem Lande. Friedrich Paulsen[13]) erwähnt das Schwinden der Kirchlichkeit in seiner holsteinischen Heimat. Nach Gustav Frenssen[14]) hat in Holstein das Schwinden der Kirchlichkeit schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts begonnen. In anderen Landschaften und besonders in katholischen Gebieten hat der Kirchenbesuch erst in den letzten Jahrzehnten abgenommen, hier früher, dort später. A. W. Hayes[15]) erwähnt das Schwinden der Kirchlichkeit bei den nordamerikanischen Farmern; viele ländliche Kirchen stünden leer; nach Untersuchungen in 197 Bezirken *(counties)* besuchten ein Fünftel der Landbewohner regelmäßig die Kirche. Diese Abnahme der Kirchlichkeit darf nicht allein als Anzeichen eines Schwindens von Glauben und Frömmigkeit angesehen werden, und die früher ausgebreitete Kirchlichkeit darf nicht allein als Anzeichen betonter Christlichkeit gewertet werden; es muß vielmehr bedacht werden, daß früher die Kirche nicht nur fast allein Mittelpunkt des ländlichen Gemeinschaftslebens war, sondern auch die einzige geistige Anregung des bäuerlichen Landes bedeutete. A. Vulliod[16]) hat darauf aufmerksam gemacht, daß nach den Erzählungen Roseggers, eines besonders guten Kenners bäuerlichen Wesens, die „Religion“ dem ostalpenländischen Bauern „geistiges Leben und Erholung“ sei. In seiner Erzählung „Das ewige Licht“ (1929, S. 64) schreibt Rosegger: „Was anderen etwa der Lehrsaal, der Konzertsaal,

das Theater, die Bildergalerie, das Museum ist, das ist den Leuten in Torwald die Kirche." — Das gleiche bestätigt Friedrich Paulsen (a. a. O.) für das holsteinische Bauerntum seiner Jugendjahre, womit Paulsen zugleich die Abnahme der Kirchlichkeit in den Jahrzehnten seither erklären will: in seiner Heimat habe der Kirchenbesuch abgenommen, weil einmal ein Prediger sehr langweilig, ein andermal als Mensch unerträglich war; dann aber habe die Kirchlichkeit vor allem auch deshalb abnehmen müssen, weil heute Reisen, Vergnügungen, Bücher und Zeitungen dem Bauern Unterbrechungen seines Alltags bieten, wo früher Kirchenbesuch die einzige Abwechslung und geistige Anregung war. Paulsen schließt, man dürfe sich darüber nicht täuschen, „daß es auch damals nicht das persönliche religiöse Bedürfnis war, das die große Masse Sonntags in die Kirche führte". — Joseph Weigert[17]) bestätigt solche Beobachtungen für das katholische Bauerntum bayerischer Landschaften; früher sei die Kirche auch für diese Bauern die einzige „Stätte geistiger Anregung" gewesen.

Was so für die Kirche gilt, das gilt ebenso für das Pfarrhaus früherer Zeiten, in abgelegenen Gebieten auch noch für das gegenwärtige Pfarrhaus. Es war früher der Mittelpunkt geistigen Lebens auf dem Lande. Heute wirken auch Lehrer, Ärzte, Tierärzte, Beamte und aufs Land übergesiedelte städtische Gebildete im Ruhestandsalter auf das geistige Leben des Landes ein und oft in einem minder kirchlichen oder unkirchlichen Sinne. Marie Martin[18]) hat das frühere protestantische Pfarrhaus und dessen Einfluß auf das Dorf nach ihren Jugenderinnerungen und nach Eindrücken aus dem nordhessischen Bauerntum geschildert: „Das Pfarrhaus ist die lebendige Verbindungsbrücke zwischen dem hellen Geistesleben der gebildeten Oberschicht und einem tief verborgen aus den Urquellen des dunklen Gefühls aufströmenden Volksleben." — Man muß ferner bedenken, daß erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Pfarrhäuser als Gebäude besonderer Bauart entstanden sind, daß vorher die Pfarrer meistens in Bauernhäusern wohnten und selbst noch Ackerbau trieben, wie heute noch manche protestantische Pfarrfrauen Gartenbau, Obstbau, Hühnerzucht usw. treiben. Solche Lebensweise hat Geistliche und Bauern einander näher gerückt; mancher Geistliche ist dabei „verbauert". Auch aus solchen Wand-

lungen erklärt es sich, wenn heute für das Bauerntum Kirche und Geistlichkeit nicht mehr die einzigen geistigen Anregungen oder Förderungen bedeuten.

C. Cl. Taylor[19]) berichtet aus dem nordamerikanischen Farmertum, daß der eigentliche Inhalt der durch Schule und Kirche dargebotenen Gedanken, gar die durch Schule und Kirche als Fragen aufgeworfenen Gedanken, die Farmer wenig beschäftigen; dafür hätten nach ihrer Auffassung der Lehrer und der Pfarrer selbst zu sorgen. Daß der deutsche Bauer ähnlich denkt, habe ich schon mehrfach ausgeführt (vgl. S. 32, 72). Ein Unterschied zwischen dem nordamerikanischen protestantischen Farmertum und dem deutschen protestantischen Bauerntum scheint nur der zu sein, daß in Nordamerika nach N. L. Sims[20]) das Land entschiedener protestantisch ist als die Stadt, daß das Land im Gottesdienste die Predigt betont, die gottesdienstlichen Bräuche (Kultus), die Aufzüge, Liturgie, feierlichen Handlungen ablehnt. Diese Betonung des Protestantischen, des Nicht-katholischen, der in manchen deutschen Gebieten eher „katholische" Neigungen des protestantischen Bauerntums (vgl. S. 128, 135) gegenüberzustellen wären, mag in den Vereinigten Staaten auch dadurch gefördert sein, daß dort — durch die nicht aufs Land, sondern in die Städte dringende Neueinwanderung aus Völkern romanischer und slawischer Sprache — das Land überwiegend protestantisch, die Städte überwiegend katholisch sind und daß so der Land-Stadt-Gegensatz zugleich auch als Glaubensgegensatz empfunden werden kann, der dann beim Farmer einen desto entschiedeneren Protestantismus bewirkt. Dazu kommt, daß „*No popery*" in der nordamerikanischen Geschichte von jeher einen wirksamen Aufruf bedeutet hat.

Als Vertreter der Kirche sieht der Bauer den Ortsgeistlichen. Über die kennzeichnend bäuerlichen Beziehungen zum Geistlichen und die kennzeichnend bäuerliche Auffassung vom Amte des Geistlichen sollen hier einige Bemerkungen folgen. Im allgemeinen, jedenfalls in der Mehrzahl der Fälle, werden Bauerngemeinden dazu neigen, ihren Geistlichen wenigstens vor Ortsfremden zu loben. Carl Büchsel[21]) erzählt aus dem norddeutschen protestantischen Bauerntum: „So wie die Leute stolz darauf sind, daß sie einen schönen Turm oder schöne Glocken haben, so rüh-

men sie auch gern ihren Pastor, daß er kräftig predige, daß er gelehrt sei, daß er keinen Menschen scheue, daß er Zucht und Ordnung halte und namentlich auf die jungen Leute ein wachsames Auge habe.“ — Ein solches Lob des Geistlichen, besonders das Lob vor Ortsfremden, schließt aber nicht aus, daß die gleiche Bauerngemeinde sich bei Gelegenheit ihrem Pfarrer widersetze. Hermann Gebhardt[22]) erwähnt, daß die thüringischen Bauern manchmal dies oder jenes vom Pfarrer zu erzwingen versuchen mit der Drohung: „Sonst gehen wir nicht mehr in die Kirche.“ Daß der Besuch des Gottesdienstes von manchen Bauern als eine Aufmerksamkeit gegenüber dem Pfarrer angesehen wird, oder daß ein Bauernhof den Hausbesuch, den ein Pfarrer abgestattet hat, am nächsten Sonntag durch einen als Gegenbesuch angesehenen Kirchgang erwidert, habe ich früher (S. 32/33) nach Gerade und Themel schon erwähnt.[23]) Die Beziehung zur Kirche wird also für viele Bauern mitbestimmt durch die Empfindung eines Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen dem Pfarrer und der Familie dieser Bauern.

J.M. Williams[24]) berichtet aus dem nordamerikanischen Farmertum, daß die Besuche eines Geistlichen in einem Hause nach ländlicher Auffassung dieses Haus als ehrbar erkennen lassen und daß die Farmer unwillig werden, wenn ein Geistlicher Familien besucht, die sittliche Mängel zeigen. So denken auch die kirchlicheren Bauernfamilien in Deutschland. Sie werden mit ihrem Geistlichen in der Regel gerne übereinstimmen, so wie J. M. Williams[25]) von den nordamerikanischen Farmern berichtet, die es schmerzlich empfänden, wenn sie in einer Sache anders dächten als ihr Geistlicher, z. B. im 19. Jahrhundert darunter gelitten hätten, wenn der Geistliche gegen Negersklaverei gepredigt habe, die den Farmern als rechtmäßig erschien. Was J.M. Williams[26]) über den Farmer aussagt, er achte auf alle Fälle das Amt des Geistlichen, wenn er auch den Geistlichen selbst in Einzelfällen ablehne; er werde seinen Kindern nicht erlauben, etwas gegen den Geistlichen zu sagen — das gilt durchaus auch für das deutsche Bauerntum, mindestens für alle achtbaren deutschen Bauernfamilien. Was Hermann Gebhardt[27]) aus dem thüringischen Bauerntum mitteilt, entschiedene Feinde des geistlichen Standes seien selten; wo

solche vorkämen, seien es meistens verkommene oder verbildete Bauern, denen die Geistlichen „Pfaffen“ oder „Schwarze“ oder „schwarze Gendarmen“ seien — das gilt mehr oder weniger für das ganze deutsche Bauerntum. Gebhardt[28]) hat in Thüringen auch wahrgenommen, daß man bei Bauern, die den Pfarrer nicht grüßen und trotzig an ihm vorübergehen, auf ein schlechtes Gewissen schließen dürfe.

Am nächsten wird derjenige Geistliche den Bauern kommen, der — bei sicherer Einhaltung eines auch vom Bauern geforderten Abstandes, wie er dem Amte nach bäuerlicher Auffassung zukommt — selbst etwas Bäuerliches hat und halb-bäuerlich lebt. Das war bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts die Regel, und so schildert Goethe[29]) den vorbildlichen protestantischen Landpfarrer, der zugleich „Vater, Hausvater, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeinde“ war. Noch Jeremias Gotthelf hat solche Pfarrer geschildert: Männer, die für ihre Bauern „Autoritätspersonen“ sind, Verwalter des Glaubens, Hüter der Frömmigkeit und der ländlichen Sitte, die einerseits den durch ihr Amt und ihre Würde bedingten Abstand bewahren, die aber die Achtung ihrer Bauern auch dadurch erwerben, daß sie sich beim Kauf einer Kuh nicht betrügen lassen und überhaupt vom bäuerlichen Leben etwas verstehen.[30])

Auch der beliebte Geistliche wird von den Bauern selten zu einer Aussprache über Fragen des Glaubens oder der Lebensführung aufgesucht. Das habe ich schon früher erwähnt (vgl. S. 3). Hierbei wirkt nach Gebhardt[31]), der diesen Zug bei den thüringischen Bauern protestantischen Bekenntnisses beobachtet hat, von früher her noch nach, daß der Pfarrer als eine Art „Beamter für gute Sitten“, eine von außen ins Dorf gesandte „Obrigkeit“, angesehen und darum gemieden werden kann. Bäuerinnen und noch mehr heranwachsende junge Bauernmädchen mögen wohl die Scheu vor „geistlichen“ Aussprachen eher überwinden. Für viele Bauern genügt es, daß der Pfarrer da ist und die gottesdienstlichen Pflichten ernst erfüllt. „Er muß stellvertretend fromm sein; man selbst verzichtet dann darauf“ — diese Kennzeichnung habe ich schon nach Karl Themel[32]) angeführt. Der Pfarrer soll ein ernstes christliches Leben führen, um der Gemeinde so die Gnade Gottes, Regen,

Sonnenschein, Gesundheit des Viehs, gute Ernten usw. zu sichern. Die thüringischen Bauern wollten nach Gebhardt[33]) ihren Geistlichen nicht im Wirtshaus oder Tanzsaal, auf der Kegelbahn oder einem Vergnügungsplatz sehen. Bei den Bauern der Fränkischen Schweiz war, wie E. Kern[34]) mitteilt, das allgemeine Urteil, daß „regelmäßiger Wirtshausbesuch sich mit dem Amt eines Seelsorgers nicht verträgt." Der bei den nordamerikanischen Farmern des Staates Neuyork gegen Ende des 19. Jahrhunderts angesehene und beliebte Geistliche war ein aufrechter Mann von offener, eindeutiger Rede, in Worten und Handlungen gediegen, dem Weltlichen abgewandt, nicht nur Anhänger des Mäßigkeitsgedankens, sondern gänzlich alkohollos, der würdig auftrat, im schwarzen Anzug, mit ernstem Gesichtsausdruck, der sich kaufmännischer Geschäfte enthielt, auch keine Aktien besaß und der jede Einzelheit der kirchlichen Lehre handfest glaubte. So schildert J. M. Williams[35]) diese Gestalt und fügt hinzu, daß auf der Erfüllung solcher Wesenszüge und Überzeugungen der Wert des Geistlichen für die ländliche Gemeinde, seine geistliche Leistungsfähigkeit, beruht habe; nur ein solcher Pfarrer war nach ländlicher Auffassung „mit der Vorsehung verbunden". Später, so schreibt J. M. Williams, hätten die Anforderungen sich gemildert: die Geistlichen sollten wohlgekleidet sein, in ihrem Wesen entgegenkommend, sollten viel lesen, sollten Reisen machen, um vieles zu sehen und sollten auch in Predigten unterhaltsam sein; sie sollten zwar selbst nicht Karten spielen oder tanzen, aber sie sollten gegen Kartenspieler und Tänzer auch nicht zu streng sein, sich überhaupt an das Theologische halten und sich weniger um das Weltliche kümmern. Ähnliche Wandlungen der ländlichen Anschauungen von Wesen und Wirksamkeit der Geistlichen ließen sich aus dem vergangenen halben Jahrhundert auch für Deutschland angeben. Auf alle Fälle aber wird das Verhalten des Geistlichen strenger, oft viel strenger beurteilt als das seiner Gemeindeangehörigen. „Der sittliche Maßstab, den man an den Geistlichen legt, ist wider Erwarten (wenn man an die bäuerliche Sittlichkeit denkt) hoch. Ihm gegenüber weiß man ganz genau, was die christliche Sittlichkeit verlangt, und überspannt womöglich noch die Forderungen." So wird aus dem protestantischen Bauerntum Hessens berichtet.[36])

Joseph Weigert[37]) führt an, daß die katholischen Bauern Bayerns von ihrem Pfarrer ein gesitteteres Verhalten fordern als von sich selbst: „Ein Kooperator im Gebirg hat mit den Holzknechten in ihrer Art und Weise derb und grob geredet. Da hat einer gesagt: ‚Wozu hat denn der studiert?'"

Daß der Pfarrer „erbaulich" oder „theologisch" predigen solle und dabei „Weltliches" nicht berühren soll, zumal er so unangenehme Mahnungen einflechten könnte, wird aus Deutschland wie aus Nordamerika berichtet. Um 1800 wurde in Deutschland vom Pfarrer noch erwartet, daß er in der Predigt die Sünder „abkanzeln" solle. So schildert es F. E. A. Heydenreich[38]). Bei der Predigt werde der Redner mehr beachtet als die Rede; man wünsche, daß der Geistliche „dreist, laut und memoriter" spreche, keinesfalls schüchtern, leise und zögernd; der Inhalt der Predigt solle rührend-erbaulich sein, bekannte Sprüche sollen angeführt und die Sünder abgekanzelt werden. Schon bei Jeremias Gotthelf wird aber die Empfindlichkeit der (schweizerischen) Bauern geschildert, die unwillig werden, wenn der Pfarrer in der Predigt auf Einzelheiten des menschlichen Verhaltens seiner Gemeindeangehörigen eingeht.[39]) Ab und zu verraten Bauern dem Dorfpfarrer durch später geäußerten Unwillen über eine vom Pfarrer früher gehaltene Predigt irgendeine wunde Stelle ihres Gewissens, die dem Pfarrer unbekannt war und auf die er in der Predigt gar nicht hatte anspielen können. Seit Gotthelfs Zeiten ist diese Empfindlichkeit eher gewachsen; sehr leicht fühlen sich Bauern und Bäuerinnen durch irgendeine Wendung der Predigt getroffen, die sie ganz zu Unrecht auf sich beziehen. Nach Paul Gerade[40]) finden die norddeutschen Bauern in Predigten leicht Anspielungen und bleiben der Kirche fern, wenn sie wähnen, sie seien gemeint gewesen. Ein Mitglied eines Gemeinderats verließ die Sitzung, als ihm der Pfarrer vor den Ältesten die Unrichtigkeit einer seiner Behauptungen nachgewiesen hatte, kam dann aber auch nie mehr in die Kirche. Aus einem Gebirgsdorf der Fränkischen Schweiz hat E. Kern[41]) berichtet, Bauern gingen oft monatelang nicht mehr in die Kirche, wenn sie den Eindruck gewonnen hatten, eine Predigtstelle sei gerade auf sie zugeschnitten gewesen; die gleichen Bauern ließen sich aber in einer Aussprache unter vier Augen viel sagen. Wenn jedoch

Bauern oder Bäuerinnen wähnen, eine Predigtwendung habe auf das Verhalten anderer Menschen angespielt, so nehmen sie dies nach den Regeln allgemein-menschlichen Seelenlebens mit schadenfroher Genugtuung hin. M. Unbekannt (Frau Witzig-Malo)[42]) teilt die Bemerkung einer anhaltischen Bäuerin mit: „De Mebiussen hat's abber heite orndlich vun 'e Pfarrer jekritt; das paßte janz uf die." Aus dem Gebiete um Alsleben a. d. Saale berichtet Wilhelm Schubring[43]), die Aufnahme einer Predigt werde bei den Bauern überhaupt immer dadurch gestört, daß diese überall Anspielungen vermuten.

Nach verbreiteter bäuerlicher Redewendung soll die sonntägliche Predigt „kurz und gut" sein — so schreibt E. Kern[44]), der dabei an die Bauern eines Gebirgsdorfes der Fränkischen Schweiz denkt. Paul Gerade[45]) führt ein Sprichwort der norddeutschen Bauern an: „Eine kurze Predigt und eine lange Bratwurst; dabei kann's der Mensch Winter und Sommer aushalten." Kurz soll die Predigt sein, weil sie sonst die Bauerngemeinde anstrengt und ermüdet. Den Bauern fällt es an sich schon schwer, sich beim Gottesdienste des „Kirchenschlafs" zu erwehren.

Seit Hermann Gebhardt[46]) haben schon viele Dorfpfarrer auf den Kirchenschlaf hingewiesen — teils als Feststellung, teils als Rüge und Vorwurf. Gebhardt fand den Kirchenschlaf verzeihlich: „Namentlich im Sommer — und da wird doch am meisten geschlafen — arbeiten sich die Leute an den Werkeltagen todmüde; die dumpfe Kirchenluft, das Stillsitzen, die ungewohnte geistige Anstrengung beim Hören, das und noch manches andere, etwa unsere Stimme, unser Vortrag und vor allem der Inhalt und die Länge unserer Predigt, lullt sie ein." — Gebhardt erzählt von einer Bäuerin, die vor dem Pfarrer über ihre Überarbeitung klagte und hinzufügte: „Ich hielt' es gar nicht aus, wenn ich nicht noch das bischen Kirchenschlaf hätte." Die Bauern rechnen beim Kirchgang auf diesen Schlaf: „Nicht wenige setzen oder legen sich nach Beginn der Predigt förmlich zurecht und lassen sich oft erst durch das Amen des Predigers und das Aufstehen der Mädchen aus ihrem Schlummer erwecken." L. F. Werner[47]) (Boette) erwähnt den Kirchenschlaf aus Hessen, Alfred Eckert[48]) aus Pommern, Alfred Uckeley[49]) aus Nordostdeutschland, Wilhelm Schubring[50]) aus dem Gebiete um

Alsleben a. d. Saale, M. Lucas[51]) aus einem vermutlich mitteldeutschen Bezirke und Friedrich Niebergall[52]) den Kirchenschlaf der Städter und der Bauern im deutschen Sprachgebiet.

Martin Schian[53]) hat bei den protestantischen Bauern in Schlesien beobachtet, daß die Kirchenbesucher, wenn die Predigt bestimmte Empfindungen berührt, leicht gerührt und weich werden; er nennt den Schlesier überhaupt „gefühlig und mitleidig". Solches gefühlige Verhalten gegenüber kirchlichen Dingen und Empfindungen des Glaubenslebens wird sonst nur noch aus Sachsen berichtet, wenigstens von sächsischen Frauen in Stadt und Land. Nach Paul Drews[54]) erfaßt sächsische Frauen, wenn von Gott die Rede ist, eine „weinerliche Sentimentalität", so daß ihnen Tränen in die Augen treten. Hier, in Schlesien und Sachsen und in benachbarten Gebieten, ist mit einem Einschlag der ostbaltischen Rasse zu rechnen, aus deren Seelenleben solche Züge erklärbar sind.

Hermann Gebhardt[55]) erzählt aus Thüringen, der Geistliche solle nach Meinung der Bauern sich nicht in Dinge mischen, die ihn nach bäuerlichen Anschauungen nichts angehen; er soll keine Strafpredigten halten, an Gräbern nur Trostworte sprechen, sich willig täuschen lassen und sich zu allem gut stellen, an allen Nöten teilnehmen und es nicht genau nehmen, sondern die Ruhe als erste Pflicht pflegen. Am Grabe hörten die thüringischen Bauern „mit gelassener Miene" durch einen unkundigen Pfarrer die eheliche Treue des Ehebrechers oder die Redlichkeit des Meineidigen oder die Frömmigkeit des Gottesleugners rühmen, und man lobe den Pfarrer, der in einer Leichenpredigt einen schlimmen Verstorbenen in einen guten Menschen umbilde, zumal man dabei aufatme, den Verstorbenen los zu sein. So werde das Christentum von den thüringischen Bauern oft im Sinne einer unbegrenzten Duldsamkeit ausgelegt. Dieser weicheren thüringischen Anschauung stehen in den anderen deutschen Landschaften härtere gegenüber; aber der Unwille, den Pfarrer in der Predigt „Weltliches" berühren zu hören, d. h. die menschlichen Angelegenheiten der Gemeinde, ist wahrscheinlich bei allen Bauerngemeinden, ausgenommen den bewußt frommen, gleich groß. Von den nordamerikanischen Farmen berichtet J. M. Williams[56]), es werde immer bedauert, wenn der Geistliche „weltliche" Gegenstände in der Predigt erörtere, wo

von ihm erbauliche Betrachtungen gewünscht werden. Nach Georg Koch[57]) loben die hessischen Bauern einen Geistlichen, der „Weltliches“ in der Predigt nicht berührt: „Das ist ein rechter Mann, der predigt sein Evangelium und läßt Welt Welt sein!“ — Aus dem Kraichgauer Bauerntum Badens berichtet Carl Krieger[58]), der Bauer wünsche nicht gefühlsmäßige Predigten, sondern verständige Anweisungen zu einem gottgefälligen Leben; gefühlsbeladen solle nur die Leichenpredigt sein. Zu viele Vergleiche mit bekannten ländlichen Dingen sollten in der Predigt nicht vorkommen; man wolle gerne auch von fremden Dingen hören.

Schon mehrfach habe ich erwähnt, daß der übliche Bauernschlag nicht dazu neigt, Widersprüche der Bibel oder der kirchlichen Dogmen oder Widersprüche zwischen kirchlichen Lehren und wissenschaftlichen Anschauungen zu betrachten oder gar zu erörtern, daß für das bäuerliche Empfinden solche Fragen dem Geistlichen überlassen werden, der ja hierzu studiert habe. Vom nordamerikanischen Farmer schreibt J. M. Williams[59]), er erwarte vom Geistlichen, genau zu wissen, was er glaube, und in der Erklärung seines Glaubens unbedingt bewandert zu sein *(to know what he believes and to be out and out in declaring it)*. Anzengruber hat in der Erzählung „Der Sternsteinhof“ (1885)[60]) das Verhalten des österreichischen katholischen Bauern gegenüber „weltlichen“ und „geistlichen“ Gütern so gekennzeichnet: „Körperstärke, Arbeitstüchtigkeit, erwirtschaftetes, auch überkommenes Geld wertet der Bauer frischweg; darauf versteht er sich, das bewährt sich unter seinen Augen als zu Nutz und wünschenswert; vor dem Manne, dem man nicht auf den Grund der vollen Tasche zu sehen vermag, rückt er den Hut und gibt ihm als einem, den Gott über die anderen emporgehoben hat, wie der hohen Obrigkeit aus Respekt kurze Reden. Alle andere Schätzung und Wertung ist ihm überkommen; selbst was unseres lieben Herrgotts und all seiner Heiligen Gnad’ und Barmherzigkeit anlangt, verläßt er sich auf seines Pfarrers Wort und Lehr’.“ — Darum beachtet der Bauer bei allgemeiner Neigung zur Strenggläubigkeit die verschiedenen theologischen Richtungen nicht, die viele Städter erregen können. Alles dies ist Sache des „studierten“ Geistlichen, der dazu nach bäuerlicher Meinung auch freie Zeit genug hat. Die thüringischen Bauern nehmen nach

Gebhardt[61]) an, der Pfarrer habe „in der Woche nichts und am Sonntag wenig zu tun". Die Leistungen geistiger Arbeit können sie nicht abschätzen, da mit geistiger Arbeit nicht die sichtbaren Mühen verbunden sind wie mit körperlicher Arbeit, und die amtliche Verwaltungsarbeit des Geistlichen schätzen sie ebensowenig wie sonstige Amtsstubenarbeit.

Im Bereiche des Glaubens selbst wird der Geistliche beider Glaubensbekenntnisse für die Bauern zu einem Mittler zwischen Gott und den Menschen, wird also auch von den protestantischen Bauern — vielleicht mit Ausnahme der stark vorwiegend nordrassischen Gebiete Nordwestdeutschlands — mehr als ein priesterlicher Mittler im Sinne der katholischen Lehre gesehen. Mindestens läßt sich diese Auffassung innerhalb des protestantischen Bauerntums noch beim älteren Geschlecht erkennen, wie Otto Schulte[62]) aus Hessen berichtet. Eine Ausnahme davon mögen vor allem die ostfriesischen Bauern, also eine Bauernschaft stark vorwiegend nordischer Rasse machen, denn P. Riedlin[63]) vermerkt, daß die Ostfriesen mehr als andere deutsche Stämme zum Gedanken des „allgemeinen Priestertums" neigen, der ihrer Freiheitsliebe entspreche. Bei Jeremias Gotthelf ist geschildert, daß für die Schweizer Bauern „Religion" vor der Hölle schütze und den Himmel sichere, daß sie ferner vor Mißgeschick bewahre und der ländlichen Arbeit den Segen Gottes zuziehe.[64]) Diese Segnungen der „Religion" verwaltet aber auch für die meisten protestantischen Bauern der Geistliche. F. E. A. Heydenreich[65]) hat diese Neigung der protestantischen Bauern zu einer eher katholischen Auffassung schon vermerkt: der protestantische Pfarrer werde als ein Mittler angesehen, der Sünden vergeben kann und im Besitze anderer vermittelnder Mächte ist, so besonders am Sterbebette. Die „heilende Macht", die dem Gebete der Geistlichen „über den Kranken" zugeschrieben werden, habe ich (S. 164) schon erwähnt.

Katholische Elternpaare, besonders bäuerliche, mit ihnen aber auch die ganze Familie und Nachbarschaft, ja das ganze Dorf, empfinden es als Gnade und Ehre, wenn einer der Söhne sich dem geistlichen Stande zuwendet und „die Weihen nimmt". — Das entspricht der katholischen Lehre von einer besonderen Stellung

des Priesters, die besondere Verehrung erfordere. R. G. Greinz[66]) erzählt von der Freude einer tirolischen Mutter: „Sie hatte einen zukünftigen geistlichen Herrn geboren. Eine größere Gnade läßt sich ja für eine Mutter nicht mehr denken.“ Bei der Amtseinführung und beim ersten Messelesen, bei der „Primiz“ ihres Sohnes erlebt, wie Josef Grothe[67]) bezeugt, die katholische Bäuerin in Westfalen die schönste Stunde ihres Lebens. Bäuerliche Eltern reden den „geistlichen Sohn“, nachdem dieser die Priesterweihe empfangen hat, mit „Sie“ an; das Heimatdorf ist stolz auf den jungen Priester, der aus ihm hervorgegangen ist. Zur Primiz, dem ersten Meßopfer des jungen Geistlichen, strömen oft Kirchenbesucher von weither zu, zumal dem Primizsegen eine besondere Kraft zugeschrieben wird. F. P. Piper[68]) hat „Eine Primiz in Tirol“ mit ihren Gebräuchen und der Teilnahme des ganzen Dorfes beschrieben. Menhofers Franzef[69]) hat der Schilderung einer solchen Feier einen eigenen Abschnitt gewidmet. Menhofer hat auch auf die Kehrseite des Priesterberufes und auf die Schädigung des bäuerlichen Volksbestandes durch die Ehelosigkeit der Priester aufmerksam gemacht, auf Kehrseite und Schädigung, die von den meisten Bauern übersehen werden: „Schade, jammerschade, wieviel allerbestes bäuerliches Erbgut mit der Ehelosigkeit der katholischen Priester zu Grabe getragen wird.“

Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist der katholische Geistliche von den Bauern, und zwar auch von manchen protestantischen Bauern, in Gebieten gemischten Bekenntnisses als eine Art Zauberer betrachtet worden. Dafür hat Karl Olbrich[70]) Belege gesammelt: der Gebrauch der lateinischen Sprache erschien den Bauern wie das Aussprechen von Beschwörungsformeln von zauberischer Macht. Der Priester sollte Geister bannen können; er sollte, wenn er durch die Monstranz hindurchblickt, Hexen und Zauberer erkennen und beim Lesen der Messe für einen Verstorbenen erkennen können, ob dessen Seele erlöst oder verdammt sei. In schlesischen Gebieten gemischten Bekenntnisses galt das Weihwasser auch bei Protestanten als Schutz- und Heilmittel gegen Verhexung des Viehs und zum Schutze der Bauernstuben; auch Protestanten baten katholische Priester um Fürbitte. Von diesen abergläubischen Vorstellungen ist heute nicht mehr viel er-

halten. Doch glauben katholische Bauern im Gebiete der Westeifel nach Matthias Zender[71]) noch heute an eine zauberische Gebetsmacht des Priesters, der durch sein Gebet z. B. einen Waldbrand löschen könne. Ich erinnere hier an die Kennzeichnung Kurt Steigers[72]): „Der Bauer liebt das Geheimnisvolle und fühlt sich vom Übersinnlichen angezogen."

Aus der Geltung, die dem Priester in seinem Amte unter katholischen Bauern zukommt, darf aber nicht geschlossen werden, diese Bauern scheuten sich, ihre Geistlichen auch als Menschen in ihren alltäglichen außerkirchlichen Handlungen zu betrachten und einzuschätzen. In seiner Einschätzung des Geistlichen als Menschen ist der katholische Bauer im allgemeinen weniger katholisch als die Gebote seiner Kirche oder geradezu protestantisch. Peter Rosegger[73]) hat darüber ausgesagt: „In der Kirche ist ihm [dem katholischen Bauern der Alpenländer, besonders der Steiermark] der Priester ein unantastbarer Diener Gottes, außer der Kirche ein fehlerhafter Mensch wie jeder andere." Ähnliche Verhältnisse hat der badische Oberamtmann W. Schupp[74]) im badischen Bezirk Wolfach bei den dortigen Schwarzwaldbauern beobachtet: „Der Bauer ist erfüllt von der Heiligkeit der Kirche und anerkennt in ihrem Diener den Gesalbten des Herrn. Der Pfarrer verbleibt ihm deshalb Pfarrer, er mag in seinem Privatleben tun und lassen, was er will; sobald er an dem Altar, im Beichtstuhl erscheint, denkt der Bauer nicht mehr an den Menschen. Mischt er sich aber in Dinge, in welche ihn der Bauer nicht gerne blicken läßt, tritt er seinen weltlichen Interessen zu nahe, macht er ihm im privaten oder Gemeindeleben unerwünschte Zumutungen, dann wird der Bauer renitent, auch grob, auf die Gefahr hin, dafür geistlich zensiert zu werden."

Die gleiche Auffassung zeigt sich nach Willy Gierlichs[75]) sowohl bei den katholischen wie bei den protestantischen Bauern des Hunsrücks; der Pfarrer soll sich nach Anschauung dieser Bauern auf die kirchlichen Obliegenheiten beschränken: „Geht er darüber hinaus, so wird er mit allen Mitteln bekämpft." Das gleiche Verhalten hat Hippolyte Taine[76]) bei den französischen Bauern beobachtet: „Warum mischt sich der Priester in unsere Angelegenheiten? Er soll seine Messe lesen und uns in Ruhe lassen!"

*(Pourquoi se mêle-t-il de nos affaires? Qu'il dise sa messe et nous laisse tranquilles!"*)

Die protestantische Pfarrfrau, wenigstens die früherer Zeiten, ist von den protestantischen Bauernschaften meistens hoch geachtet worden.[77]) Hermann Gebhardt[78]) berichtet von thüringischen Pfarrfrauen, deren bester Schlag „Dutzende von Kirchenvorstehern" in einem Dorfe ersetzen könne. Von diesem vorbildlichen Schlage urteilten die thüringischen Bäuerinnen etwa so: „Eine Bauersfrau ist sie ja nicht; nein, ganz anders als wir, und an ihrer Stelle würden wir vieles ganz anders machen als sie. Aber hochmütig ist sie gar nicht, sie hält nicht zu den Reichen; auch der Ärmste und Verachtetste darf getrost mit ihr sprechen; und wo Not ist, da kommt sie und hilft mit Rat und Tat." Was das protestantische Pfarrhaus, eben auch durch Wesen und Wirken der Pfarrfrau, in früheren Zeiten, zum Teil aber auch heute noch für die Erhaltung und Vertiefung des deutschen Familienlebens, besonders des ländlichen Familienlebens, bedeutet hat, ist öfters dargestellt worden. Georg Hansen[79]) hat einen der Hauptgründe für die günstige Auswirkung des protestantischen Pfarrhauses darin erkannt, daß dieses Pfarrhaus in besonders förderlicher Weise ländlichen Geist mit städtischer Bildung verbinde. — „Das Pfarrhaus ist die lebendige Verbindungsbrücke zwischen dem hellen Geistesleben der gebildeten Oberschicht und einem tief verborgen aus den Urquellen des dunklen Gefühls aufströmenden Volksleben", so hat, wie ich angeführt habe, Marie Martin[80]) diese Auswirkung des ländlichen Pfarrhauses erklärt. Aus dem ländlichen Pfarrhaus stammen in den protestantischen Ländern, besonders auch in denen deutscher Sprache, auffällig viele hochbegabte und höchstbegabte Menschen. Die Erklärung hierfür wird auch in Deutschland nicht einmal überwiegend in den Erbanlagen der Landpfarrer zu suchen sein, sondern vielleicht mehr noch in der Richtung der Gattenwahl dieser Pfarrer: Galton[81]) hat in England festgestellt, daß die Häufung hoher und höchster Begabungen bei den Landpfarrern und den Kindern von Landpfarrern noch mehr der Erbtüchtigkeit der gewählten Frauen zuzuschreiben sei als der Erbtüchtigkeit der wählenden Väter von Pfarrern und der wählenden Pfarrer und Erzeuger begabter Kinder.

## XIV. Wandlungen des bäuerlichen Glaubens und der bäuerlichen Frömmigkeit in neuester Zeit

Zum Beschluß dieser Ausführungen über Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern gehe ich noch auf Wandlungen des bäuerlichen Verhaltens gegenüber den kirchlichen Lehren ein, wie sie seit den letzten Jahrzehnten beobachtet worden sind. Das allgemeine Schwinden der Kirchlichkeit, das Taine[1]) innerhalb des französischen Bauerntums während des 19. Jahrhunderts wahrgenommen hat, ist schon erwähnt worden.

Schon Paul Gerade[2]) hat vermerkt, daß Bibel und Gesangbuch im norddeutschen Bauerntum zwar noch häufiger in Krankenstuben zu finden seien, daß aber sonst der Gebrauch dieser beiden Bücher abgenommen habe. Gerade hat (S. 11) auch schon die entchristlichende Wirkung volkstümlich abgefaßter Schriften über naturwissenschaftliche Gegenstände wahrgenommen und so auch die solcher Aufklärung entsprechende Redensart „Es ist alles Natur" vernommen. Diese Redensart wird von verschiedenen Darstellern bäuerlichen Glaubenslebens erwähnt, wenn sie den vereinzelten Unglauben naturwissenschaftlich belehrter Bauern schildern.[3])

Ein protestantischer Pfarrer[4]) hat im Jahre 1900 im Bauerntum des badischen Odenwalds einen langsamen Rückgang der kirchlichen Sitten und der Anhänglichkeit an die Kirche festgestellt. Um die gleiche Zeit hat Paul Drews[5]) von einer zunehmenden Unkirchlichkeit im sächsischen Bauerntum berichtet. Um 1910 hat der in Salza am Harz wirkende Superintendent H. Gallwitz[6]) ausgesprochen, Unkirchlichkeit sei auf dem Lande verbreitet, ja die kirchliche Verwahrlosung sei dort eher schlimmer als in der Stadt: „Unser Landvolk ist im großen und ganzen unkirchlich geworden." Aus Ostpreußen hat W. Schack[7] berichtet, daß die

Familienbänke der Gutsherrschaften am Sonntag in der Kirche meist leer blieben; der Gutsbesitzerstand sei „in schlimmer Weise entkirchlicht". Trifft dies in solch allgemeiner Weise zu, so würde der ostpreußische Gutsbesitzerstand ein Gegenbeispiel gegen den englischen sein: in England gehen Gutsbesitzer und wohlhabende Farmer, wie E. N. Bennett[8]) berichtet, zur Kirche, um den ärmeren Volksschichten des Landes ein gutes Beispiel zu geben *(setting an example)*. Johann Friedrich Dietz[9]) berichtet vom Schwinden der Kirchlichkeit sowohl in katholischen wie in protestantischen Gemeinden Württembergs: die kirchlichen Gebräuche würden nach und nach vernachlässigt, Verweltlichung greife um sich.

Gegenüber der in vielen Landschaften beobachteten Abnahme des Kirchenbesuchs wird man sich aber daran erinnern müssen, daß die Kirche — wie ich (S. 172) nach Friedrich Paulsen ausgeführt habe — früher die einzige Stätte geistiger Anregung war, daß heute aber auch das bäuerliche Land andere Möglichkeiten einer geistigen Anregung gewonnen hat. Die Abnahme des Kirchenbesuchs und auch die der Kirchlichkeit überhaupt bedeutet nicht in jedem Falle ein Schwinden christlichen Sinnes. Fritz Siems[10]) hat nach Erfahrungen im holsteinischen Bauerntum darauf aufmerksam gemacht, daß innerhalb der protestantischen Kirche ein Schwinden des Kirchenbesuchs und der Kirchlichkeit selbst in dem Ausmaße, wie es für Holstein zu verzeichnen ist — nach Siems zählt man in Holstein einen Kirchenbesuch von 1,78% der Gemeindemitglieder — noch nicht ein Anzeichen dessen sei, daß der „christlich-protestantische Lebensfonds" verloren ist; Protestantismus lehre ja die geistige Selbständigkeit, wolle nicht bevormunden und müsse zugeben, daß man sich im Glauben stärken könne auch ohne den allsonntäglichen Kirchenbesuch. Man wird indessen, auch wenn man Siems in diesen Ausführungen folgen kann, aus dem berichteten Ausmaße eines allgemeinen Rückgangs des Kirchenbesuchs seit Beginn des 20. Jahrhunderts doch auch auf ein Schwinden christlichen Sinnes in der bäuerlichen Bevölkerung schließen müssen. Andere Anzeichen legen den gleichen Schluß nahe.

Schon Hermann Gebhardt[11]) hat aus Thüringen mitgeteilt, daß auch ältere Bauern, die dem Landvolke ehemals so geläufigen bibli-

schen Redewendungen vergessen hätten, die sie in ihrer Jugend noch gehört haben mußten. Rudolf Herrmann[12]) schreibt, daß den thüringischen Bauern „die selbstverständliche Realität des Übersinnlichen schwankend zu werden" begonnen habe. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat Martin Schian[13]) festgestellt, daß im schlesischen Bauerntum protestantischen Bekenntnisses die Abhaltung von häuslichen Erbauungsstunden selten geworden und die Sitte des Tischgebets vielfach abgekommen sei. Vom Schwinden der Hausandachten im protestantischen Bauerntum Bayerns hat Hermann Beck[14]) berichtet. Frau Witzig-Malo[15]) hat in Anhalt festgestellt, daß das „Gebetsleben" seit Ende des 19. Jahrhunderts „sehr zurückgegangen" und das Tischgebet fast abgekommen sei. Jakob Schoell[16]) spricht von einer „Glaubenserschütterung" im süddeutschen Bauerntum protestantischen Bekenntnisses; die „Selbstverständlichkeit des Christlichen" sei „ins Wanken geraten". Peter Dörfler[17]) betrachtet den Niedergang des gottesdienstlichen Brauchtums beim katholischen Landvolk und schreibt diesen einer Ernüchterung und Zersetzung des Volkslebens zu.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat E. Müller[18]) von einem atheistischen Einfluß auf das schweizerische Bauerntum gesprochen, einem Einfluß, den die zeitgenössische Philosophie durch Vermittlung von allerlei Unterhaltungsschrifttum und den die volkstümlich gefaßten Bücher über Naturwissenschaft ausübten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts lasen Großbauern im bayrischen Oberfranken gemeinsam die Schriften des Philosophen Feuerbach und lehnten dann den Kirchenglauben ab.[19]) Später hat Hesselbacher[20]) im Bauerntum des Odenwaldes beobachtet, daß Häckels Buch „Die Welträtsel" in mancher Gemeinde die Runde machte und — jedoch wahrscheinlich nur bei ganz wenigen Bauern — entkirchlichend oder entchristlichend wirkte.

Daß die bäuerliche Schicksalsergebenheit, deren Eigenart ich darzustellen versucht habe (vgl. S. 58ff.), heute in Nordamerika wie in Deutschland zu schwinden begonnen hat, ist schon behandelt worden. Nach A. W. Hayes[21]) hat diese ländliche Schicksalsergebenheit bei den nordamerikanischen Farmern abgenommen bei Eindringen besserer Schulung der ländlichen Jugend, Ein-

dringen der verschiedenen Versicherungen und Ausbreitung der Genossenschaftshilfe. In welcher Weise der amtliche Wetterdienst die ländliche Vorstellung vom Schicksalsgott abgewandelt hat, ist auch schon erwähnt worden. Aber die Wandlungen der bäuerlichen Gottes- und Schicksalsvorstellung bedeuten noch nicht eine Entchristlichung, da ja diese Vorstellungen, wie nachgewiesen werden konnte, höchstens halbchristlich gewesen sind.

Entchristlichende, ja überhaupt glaubensverödende Wirkungen hatten der Weltkrieg und der nachfolgende Umsturz gerade auf das Bauerntum, dessen jugendliche Jahrgänge durch den Krieg viel mehr seelisch entwurzelt wurden als die städtische Jugend. Karl Themel[22]) schreibt: „Der Krieg war für unser Landvolk eine Aufklärung und religiöse Zersetzung." Durch beides aber wurden Krieg und Umsturz für das Landvolk auch zu einer sittlichen Zersetzung, von der sich das deutsche Bauerntum erst heute langsam erholt. „Tief und folgenschwer war für das Land der Sturz der alten Autorität", führt Themel aus. J. F. Dietz[23]) hat beobachtet, wie sowohl Glaube wie Sittlichkeit der württembergischen Bauern seit der Inflationszeit nach dem Weltkriege gesunken sind. Carl Krieger[24]) teilt nach Erfahrungen im protestantischen Bauerntum des badischen Kraichgaus mit, daß die Ereignisse von 1918/19 viele Bauern, besonders die Kriegsteilnehmer selbst, der Kirche entfremdet hätten. Die Folgen des Umsturzes von 1918/19 habe ich in dem Abschnitt über die Stellung des Bauern zu Staat und Recht in meinem Buche[25]) behandelt.

Bei dem kirchlicheren Schlage des hessischen Bauerntums hat Georg Koch[26]) eine Wandlung gefunden: unter den Alten eine Hochschätzung der salomonischen Schriften des Alten Testaments, die den Gedanken der Einordnung lehren, daneben unter Älteren und Jüngeren die Vorliebe für die Bücher Moses' mit ihren Lehren der Unterordnung und ferner unter Älteren und Jüngeren die Hochschätzung der johanneischen Schriften, also betont neutestamentlicher Gedankengänge eines verinnerlichten Christentums.

Wie weit Sonntagsarbeit als Anzeichen schwindender Frömmigkeit des Bauerntums gewertet werden darf, müßte untersucht werden. Aus den katholischen Gebieten der Westeifel berichtet

Karl Goergen[27]) von strenger Sonntagsheiligung. J. M. Williams[28]) schildert die ländlichen Vorstellungen über Sonntagsarbeit und ihre Wandlung bei den nordamerikanischen Farmern des Staates Neuyork: früher habe als gottlos gegolten, wer am Sonntag arbeitete; ein solcher Farmer wurde für gemeinschaftsgefährlich gehalten, und man traute ihm auch andere Abscheulichkeiten zu. Seit etwa 1900 wurde Spielen und Feldarbeit am Sonntag nicht mehr wie früher verurteilt. Das Ernten schnellreifender Früchte durch die Früchtepflanzer an einem Sonntage finde man durchaus zulässig, denn es gelte vor Gott als besser, das Geld zu verdienen, als die Frucht faulen zu lassen. Ähnliche Wandlungen im Urteil über die Sonntagsarbeit könnte man für etwa den gleichen Zeitabschnitt auch aus dem deutschen Bauerntum berichten. Über eine Zunahme der Sonntagsarbeit hat Hermann Beck[29]) aus dem protestantischen Bauerntum Bayerns berichtet. Das Schwinden des „alten, ruhigen, stramm kirchlichen" Christentums zu Gunsten eines „nervös unsicheren, nicht mehr unbedingt kirchenfesten, aber doch religiös interessierten", hat Karl Engelhardt[30]) in protestantischen Gemeinden des badischen Kraichgaus beobachtet. Harald Hüner[31]) gibt an, die Kirchlichkeit sei im niedersächsischen Bauerntum im Gebiete der mittleren Aller seit 1910, besonders aber seit der Nachkriegszeit, geschwunden.

Johannes Iversen[32]) hat nach Erfahrungen im protestantischen Bauerntum Norddeutschlands dargelegt, heute seien nur noch Reste der ehemaligen kirchlichen Sitten erhalten, die Familienbibel gelte nichts mehr, der Morgen- und Abendsegen sei vergessen, die Heiligung des Sonntags sei geschwunden; in Resten hafteten noch kirchliche Sitten an Weihnachten, Karfreitag, Bußtag und Totensonntag. — Ähnliches könnte man aus dem Bauerntum anderer deutscher Landschaften anführen, auch aus dem katholischen Bauerntum. Joseph Weigert[33]) hat vermerkt, daß die Abschaffung katholischer Feiertage, die früher von den bayrischen Bauern mit Entsetzen aufgenommen worden sei, heute von diesen Bauern gleichgültig hingenommen werde. Nach seinem Einblick in das katholische Bauerntum der mainfränkischen Gebiete hat der diesem Bauerntum entstammende Josef Müller[34]) das Schwinden der Kirchlichkeit und Gläubigkeit im Zusammenhang mit einer allge-

meinen „Schrumpfung des Seelenlebens" dargestellt, ein „Nachlassen der religiösen Spannkraft, Umsichgreifen religiöser Gleichgültigkeit, allmähliche Abkehr von der Beteiligung am kirchlichen Leben, . . . die häufig sogar umschlägt in eine bewußte Ablehnung der Religion und zu einer Gegnerschaft gegen die religiösen Verbände wird." Im einzelnen unterscheidet Josef Müller drei Zeitabschnitte, innerhalb deren die Entkirchlichung und Entchristlichung dieser katholischen Bauerngemeinden vor sich ging und sich steigerte. Vor 1840 hielten die Bauern streng an dem mit Aberglauben durchsetzten Kirchenglauben fest, bewahrten die frommen Gebräuche, verrichteten die täglichen Gebete und nahmen an Wallfahrten teil. Zwischen 1840 und 1870 lockerten sich diese Bindungen; allerlei Aufklärung richtete sich gegen die Kirchenlehre; der Besuch des Gottesdienstes begann abzunehmen; die frommen Gebräuche wurden vernachlässigt; einzelne Bauern wandten sich gegen die herkömmliche Treue zur Kirche. Seit 1900 und besonders durch den Weltkrieg wurde diese Entwicklung beschleunigt. Zwar nahm der Kirchenbesuch nicht viel ab, denn er gehört zum bäuerlichen Herkommen; aber er ging immer mehr ohne inneren Anteil vor sich. Der Verfall der Gläubigkeit wurde offensichtlich; die Gleichgültigkeit gegenüber der Kirche nahm zu; die Jugend entzog sich kirchlicher Einwirkung, wenn sie auch in ihrem weiblichen Teil noch einiges von der alten Anhänglichkeit an die Kirche bewahrte. Der Aberglaube war seit 1840 immer mehr geschwunden und ist der heutigen Jugend dieses Gebietes fremd. Der Kirchenglaube der Jugend verdorrt immer mehr, so daß diese Jugend sich schon gegen kirchliche Verbände wenden kann.

Gegenüber dieser Schilderung Josef Müllers wird man beachten müssen, daß die Entkirchlichung und Entchristlichung in anderen katholischen Landschaften wie auch in protestantischen Landschaften noch nicht so weit, in einigen noch lange nicht so weit vorgeschritten ist. Das von Josef Müller beschriebene Bauerntum erschließt sich leichter als das Bauerntum anderer Landschaften verstädternden Einflüssen. Innerhalb des deutschen Bauerntums gibt es, abgesehen von den betrachteten bewußt-christlichen Gruppen, immer noch viele einzelne Gemeinden, die von der herkömmlichen

Kirchlichkeit mehr, sogar viel mehr erhalten haben. Daß jedoch von ihnen eine Wiederbelebung kirchlicher Gläubigkeit und Frömmigkeit ausgehen werde, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil heute ein Teil der Unstimmigkeiten zwischen den Lehren und Geboten des Kirchenglaubens und dem dunklen Drange einer angeborenen Gläubigkeit und Frömmigkeit deutschen Bauerntums auch von einzelnen Bauern, die tieferen Nachsinnens fähig sind, schon empfunden wird.

Es könnte sein, daß nach dem Städtertum nun auch das Bauerntum Deutschlands und seiner Nachbarländer in jene „Krise" des Glaubens einträte, deren Erscheinungen beim Städtertum Europas und Nordamerikas oft beschrieben worden sind. Träfe dies im Laufe des 20. Jahrhunderts zu, so würde vielleicht das Bauerntum, wenn es nicht weiterhin die meisten seiner Begabten an die Städte verlöre, nicht wie das Städtertum glaubensgeschwächt oder ungläubig aus einer solchen „Krise" hervorgehen, sondern aus der angeborenen bäuerlichen Gläubigkeit und Frömmigkeit und aus der zu Gläubigkeit und Frömmigkeit mahnenden Umwelt des bäuerlichen Landes einen ihm angemessenen Glauben schöpfen. Die erste Gestaltung eines solchen Glaubens würde indessen hier wie überall nicht Sache des üblichen Menschenschlags sein, sondern Sache eines Überragenden, der berufen ist.

# XV. Die Frage nach der Christlichkeit des deutschen Bauerntums

Nach allem, was bisher vorgetragen worden ist, mag jetzt die Überlegung folgen, ob der deutsche Bauer vom durchschnittlichen Schlage wirklich ein Christ genannt werden darf oder muß, oder die Überlegung, von welcher Art dieses bäuerliche Christentum ist, welcher Vorstufe christlicher Gläubigkeit und christlicher Lebensführung der deutsche Bauer zuzuordnen sein mag. Ich habe Zeugnisse von Dorfpfarrern angeführt, die dem Bauern eigentliches Christentum überhaupt absprechen und den Bauern noch tief in einem vorchristlichen Heidentum befangen fanden. Joseph Roux[1]) hat als Dorfpfarrer ausgesagt, im französischen Bauern sei immer etwas vom Heiden zu finden *(Il y a toujours du „payen“ dans le „paysan“)*. Die Unchristlichkeit der pommerschen Bauern ist Alfred Eckert[2]) so stark aufgefallen, daß er nach seinen Erfahrungen schrieb: „Der pommersche Volksstamm im ganzen ist bis heute noch nicht bekehrt im Vollsinne des Wortes.“ In Vorpommern mache man daraus kein Hehl, in Hinterpommern verhülle man die Blöße unter dem Mantel äußerer Kirchlichkeit. Auch Paul Gerade[3]) hatte als norddeutscher Landpfarrer schon fragen müssen: „Ist denn unser Volk . . . überhaupt jemals zum Christentum bekehrt worden?“ und hatte selbst geantwortet: „Das bißchen Christentum ist nur Schminke“ und weiter ausgeführt: „Bauernreligion und Christentum sind zwei ganz verschiedene Dinge.“

Die Antwort auf die Frage, ob und wie weit der Bauer christlich ist, wird immer davon abhängen, wie man den Begriff „christlich“ bestimmen wird. Über das „Wesen des Christentums“ ist schon viel geschrieben worden, ohne daß eine der Kennzeichnungen und Begriffsbestimmungen sich durchgesetzt hat. Auch wird ja jedes der beiden christlichen Bekenntnisse eine andere Begriffsbestim-

mung und Kennzeichnung für maßgeblich erklären. So viel steht indessen mindestens fest, daß der Durchschnittsbauer, ob er an den Forderungen des katholischen oder des protestantischen Bekenntnisses gemessen werde, nur ein sehr unvollkommener Christ genannt werden kann, und zwar unvollkommen nach dem Inhalt seines Glaubens wie unvollkommen nach den Grundsätzen seiner Sittlichkeit. Manche Betrachter und darunter genug Betrachter im geistlichen Amte neigen aber dazu, nicht nur von einem unvollkommenen Christentum zu sprechen, sondern von einem offenkundigen Gegensatz zwischen dem bäuerlichen Empfinden, Denken und Handeln einerseits und dem Christentum andererseits. Der Dorfpfarrer Schmidt-Lopsingen[4]) hat ausgesagt, die Welt der schwäbischen Riesbauern (protestantischen Bekenntnisses) sei eine gänzlich andere Welt als die des Pfarrers; beide bestünden nebeneinander, ohne sich gegenseitig zu durchdringen. J. F. Dietz[5]) hat bei Schilderung schwäbischen Bauerntums katholischen und protestantischen Bekenntnisses ausgesprochen, Christentum sei in vielem gerade das Gegenteil von Bauernart. So sehr die Bauern als Christen gelten wollen, so gläubig sie die Lehren der Kirche entgegennehmen, ja so entrüstet gerade der durchschnittliche Schlag des deutschen Bauern wäre, wenn man sein Christentum bezweifeln wollte, so werden nachdenklichere und klügere Bauern bei aller Kirchlichkeit sich doch immer wieder der Vorstellung eines Gegensatzes zwischen Bauernart und Christentum erwehren müssen. Werner Boette[6]) hat seine Erfahrungen im hessischen Bauerntum nach Zeugnissen aus anderen Landschaften verallgemeinert zu dem Satze: „Das [bäuerliche] Volk hat ein gewisses Gefühl, daß es mit . . . seinem Glauben von dem Glauben und den Satzungen der Kirche abweiche, ja sogar, daß dieser Glaube dem der Kirche entgegengesetzt ist und ihm unter Umständen feindlich sein kann." Diese Widersprüche zwischen Bauernglauben und Christentum hatte ja schon F. E. A. Heydenreich[7]) behandelt, und Hermann Gebhardt[8]) hatte geschrieben: „Die Dogmatik und Moral des Bauernstandes deckt sich bei weitem nicht mit der Kirchenlehre." Der Brief eines protestantischen Dorfpfarrers[9]) sprach schlechthin aus, „daß das Bauerntum Volksdenken, Volksempfinden, Volkssittlichkeit, Volksreligion ist, aber

nicht Christentum." Im Bereiche des Glaubens treten diese Gegensätze weniger zutage und werden dem bäuerlichen Volke nicht so bewußt wie im Bereich des sittlichen Handelns. Der Glaube bleibt im allgemeinen ungeprüft und unerörtert; das sittliche Handeln hingegen, wenigstens soweit es sich auf die Dorfgemeinschaft auswirkt, wird beurteilt und gewertet. Den oft beobachteten Gegensatz zwischen dem Inhalt des Glaubens und der Richtung des sittlichen Handelns habe ich schon erörtert.

Von katholischer Seite wird nur sehr selten ein Widerspruch zwischen Volksglauben oder Bauernglauben und Christentum zugegeben. Die öfters erwähnten Schriften Joseph Weigerts und gelegentliche Zeugnisse anderer Betrachter lassen aber erkennen, daß im ganzen für die katholischen Bauern gilt, was von den protestantischen ausgesagt werden muß, wie auch das Umgekehrte gilt. Der Jesuitenpater Josef Jungmann[10]) schreibt allgemein über katholische Frömmigkeit, also über städtische und ländliche, und stellt dabei fest, das Christentum werde zwar von dem katholischen Bevölkerungsteil Deutschlands als „überkommenes Bekenntnis" festgehalten, dabei aber als „mehr oder weniger erkannte Pflicht" betrachtet, als „Pflichten des Gottesdienstes, des Sakramentempfanges, des Glaubens an Dogmen, der sittlichen Haltung, des Gehorsams gegen Autoritäten"; es sei aber mit vielen Katholiken zu rechnen, „deren bewußt innerlich erfaßtes religiöses Bekenntnis nur mehr einen ärmlichen Bestand an natürlicher Religion darstellt". Eine solche Kennzeichnung trifft wohl besser auf katholische Städter zu als auf katholische Bauern. Bei den Städtern kann man in vielen Fällen von ärmlichen Resten früherer Glaubensvorstellungen sprechen und von einer nur noch äußerlichen Frömmigkeit, welche die kirchlich gebotenen Formen einhält. Gegenüber den katholischen Bauern möchte man aber auch in minder kirchlichen Gemeinden nicht einen „ärmlichen Bestand an natürlicher Religion" feststellen, sondern im ganzen den gleichen reichhaltigeren Bestand an Vorstellungen einer „natürlichen" Religion, der auch dem protestantischen Bauerntum eigen ist, einen Bestand, der aber bei der Gläubigkeit der Bauern immer wieder von neuem durchdrungen wird von den durch das Bauerntum in der Regel nicht angezweifelten Lehren des Christentums.

Die meisten protestantischen Dorfpfarrer finden diese oder jene Ansätze zu einem eigentlichen Christentum. Schulze[11]) hat von solchen Ansätzen „zum rechten christlich-religiösen Grundverhältnis“ gesprochen und ausgeführt, der Geistliche komme mit seinen seelsorgerlichen Bemühungen beim Bauern nicht über die Vorstufe der „vorbereitenden Gnade“ hinaus. F. Mamz[12]) fand bei den Bauern, deren Pfarrer er war, zwar „nicht die ganze christliche Religion, doch ein Stück echter gesunder Religion“, ließ also die Frage unerörtert, ob die „echte gesunde Religion“ des Bauern sich mit der christlichen Lehre vereinigen läßt oder ihr widerspricht. Ein ostfriesischer Landpfarrer, Ernst,[13]) nannte die Frömmigkeit friesischer Bauern ein „Vulgärchristentum“, verbunden mit einer „Sittlichkeit des anständigen Menschen“, und wies daraufhin, daß die Handlungen dieser Bauern ihrem Glauben nicht entsprechen; Ernst sprach auch von einem „Vulgärchristentum ohne tieferes Sündenbewußtsein und Gnadenbedürfnis“, das sich um die Vorstellungen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit drehe.

Viele Beobachter haben betont, daß Grundbegriffe rationalistischer Sittenlehren vom Ende des 18. Jahrhunderts im Bauerntum bis heute lebendig geblieben sind, daß also die Theologie und Predigt der Zeit des Rationalismus im Bauerntum tiefer eingedrungen sei als etwa pietistische, romantische oder orthodoxe Lehren des 18. und 19. Jahrhunderts. W. Hoffmann[14]) nennt die Pfalz und Rheinhessen Gebiete, in denen der allgemeine bäuerliche Rationalismus tief verwurzelt sei. Die bäuerliche Vorliebe für solche Sittenlehren rationalistischer Prägung wie „Üb immer Treu und Redlichkeit“ oder „Tue recht und scheue niemand“ ist von den Betrachtern bäuerlichen Lebens immer wieder hervorgehoben worden. R. Bürkner[15]) nannte das bäuerliche Christentum, den Bauernglauben, einen „stark abgekürzten, nüchtern verständigen, fast rationalistisch flachen Kirchenglauben“ und wies darauf hin, daß ein solcher Bauernglaube, den auch Gebhardt aus Thüringen treffend beschrieben habe, nicht etwa nur da zu finden sei, wo, wie in Thüringen, ein liberales Christentum vorherrsche und gepredigt werde, sondern ebenso in Sachsen, wo das strenge, rechtgläubige Luthertum vorherrsche; dieser Bauernglaube finde sich ebenso unter den fränkischen Bauern und in ganz

Mitteldeutschland; das deutsche Bauerntum wünsche von sich aus eine „tätige, weltfrohe und nüchterne Frömmigkeit". Wie verwandt die rationalistische Auffassung des Christentums dem bäuerlichen Denken war und ist, hat nach Erfahrungen im norddeutschen Bauerntum auch Paul Gerade[16]) ausgesprochen: „Der Rationalismus ist deshalb so tief in unser Volksleben eingedrungen ..., weil er nach der praktisch-nüchternen Seite dem Bauern wie auf den Leib geschnitten war." Die gleiche Erfahrung hat E. Müller[17]) in der Schweiz gemacht: auch dort hat der Rationalismus mit seiner „Freude am Guten, Edlen und Schönen" tiefer eingewirkt als die ihm vorausgehende und folgende Orthodoxie. Diese Wirkung hat E. Müller daraus erklärt, daß der Rationalismus den meisten Sinn für die Wirklichkeit des Alltags gehabt habe. Die angestammte Frömmigkeit des Bauerntums ist wahrscheinlich von jeher eine rationalistische Frömmigkeit gewesen, die Frömmigkeit der sinnvollen Weltordnung und des gerechten Weltenordners, dazu immer viel mehr eine Diesseitsfrömmigkeit als eine Jenseitsfrömmigkeit, eine Diesseitsfrömmigkeit, die Ernst Weeth[18]) so gekennzeichnet hat: „Man sorgt eben für dieses Leben bis ans Ende dieses Lebens; für alles andere soll der Herrgott weitersorgen."

Meistens ist diese angestammte bäuerliche Frömmigkeit von Theologen und Geistlichen als „alttestamentlich" bezeichnet worden, womit ausgedrückt werden sollte, daß die eigentliche neutestamentliche Wendung und Vollendung fehle, daß der Jesusglaube, der Glaube an Gnade und Erlösung, fehle und daß die solchem „alttestamentlichen" Glauben entsprechende Sittlichkeit sich in einer gewissen „Gesetzlichkeit" erschöpfe, in der Beachtung der Vorschriften des Herkommens und in der Annahme, daß die Einhaltung vorgeschriebener Gebote zur Rechtfertigung vor Gott und zur ewigen Seligkeit ausreiche. Ich habe indessen schon ausgeführt, daß der eigentliche Glaube und die angestammte Frömmigkeit des deutschen Bauern mißdeutet werden, wenn man sie immer nur an den beiden Glaubensformen „Alttestamentlich" und „Neutestamentlich" mißt. Die Eigenheit deutschen Bauernglaubens kann so nicht erfaßt werden. Von protestantischer Seite hat Ernst in zwei schon genannten Beiträgen (vgl. S. 196) dar-

gelegt, daß deutsche Bauernfrömmigkeit nicht als „alttestamentlich“ zu begreifen sei, und zwar auch deshalb nicht, weil das Alte Testament als ein Gesetzesglaube Handlungen des Menschen verlange, die den Geboten eines solchen Glaubens entsprechen; wohingegen die Sittlichkeit des deutschen Bauern der vom deutschen Bauern „geglaubten“ Kirchenlehre ja gar nicht entspreche. Ich will auf die Frage „Neutestamentlich“ oder „Alttestamentlich“ hier noch nicht weiter eingehen. Wo einmal von einem Geistlichen bei Bauern eines Dorfes der Fränkischen Schweiz ein „neutestamentlicher“ Zug vermerkt worden ist, so von E. Kern[19]), der in der gegenseitigen „Aushilflichkeit“ eine wahre Nächstenliebe neutestamentlicher Prägung erblicken möchte, da handelt es sich nicht um einen Erfolg der christlichen Predigt, sondern um die herkömmliche Nachbarlichkeit des Bauern, über deren Regeln ich in meinem Buche[20]) berichtet habe und die Kern als solche hätte erkennen müssen. Wenn aber diese „Aushilflichkeit“ wirklich ein Ergebnis christlicher Gläubigkeit wäre, so wäre damit noch nicht eine ausreichende Christlichkeit der deutschen Bauern erwiesen. Man wird vielmehr E. Weeth[21]) recht geben müssen, der am Beispiel des fränkischen Bauerntums protestantischen Bekenntnisses im Gebiete des Aischtals ausgeführt hat, das Christentum „in seinen letzten entscheidenden Inhalten“ sei auch heute noch nicht „zum inneren Besitz des Bauern“ geworden.

Ich habe im VIII. Abschnitt Zeugnisse dafür angeführt, daß die bäuerliche Gottesvorstellung eine andere ist als die christliche, und habe schon im VI. Abschnitt gezeigt, daß diese bäuerliche Gottesvorstellung aus ganz anderen Wurzeln entspringt als die christliche. Daraus geht hervor, daß im bäuerlichen Gemüt — diesem unbewußt — eine angeborene Gottesvorstellung sich mit der christlichen wohl auseinandersetzt, daß dieses Gemüt aber nicht von der christlichen Gottesvorstellung erfüllt ist. Ich habe im VIII. Abschnitt ferner nach Zeugnissen ausführen müssen, daß dem Gemüte des Durchschnittsbauern, und zwar gerade des ordentlichen und fleißigen Durchschnittsbauern, eine Gewissensruhe eigen ist, die von den Geistlichen immer wieder als eine ausgesprochen unchristliche Selbstgerechtigkeit verurteilt werden muß. Ein Geistlicher, der das Christentum ernst nimmt,

wird dem bäuerlichen Mangel an Sündenbewußtsein immer wieder entgegentreten müssen und wird nicht ruhen dürfen, seiner Gemeinde einzuschärfen, daß die Verfehlungen gegen die bäuerliche Gemeinschaftssittlichkeit, die der Bauer gelegentlich als „Sünde“ bezeichnet, etwas anderes sind als die Sünden, die das Christentum kennt. Ich habe im VIII. Abschnitt auch die Befremdung des bäuerlichen Gemüts gegenüber dem Gedanken der Erlösung und gegenüber der Gestalt des Erlösers anführen müssen, wobei ich Zeugnisse von Geistlichen beider christlichen Bekenntnisse erwähnt habe, die daran zweifeln, ob die Bauern wirklich so an Jesus glauben, ob dieser wirklich für sie so viel bedeutet, wie die Kirche fordern muß. Die Unsicherheit und Undeutlichkeit eines bäuerlichen Glaubens an den Heiligen Geist soll hier nur noch einmal erwähnt, indessen darum nicht erörtert werden, weil sich städtischer und ländlicher Glaube gegenüber den Lehren vom Heiligen Geist nur wenig unterscheiden. Am schwersten wiegt sicherlich der Zweifel erfahrener Dorfpfarrer, ob der Bauer vom durchschnittlichen Schlage wirklich an Jesus glaube oder wenigstens, ob er so an Jesus glaube, wie er an den bäuerlichen Herrgott glaubt. Dieser Zweifel wiegt deshalb so schwer, weil ja ein sich als christlich erscheinender Glaube ohne Erlösungsgewißheit, ja ohne Erlösungsbedürfnis und ohne Hinwendung zum Erlöser selbst nicht als Christentum anerkannt werden dürfte. Wenn im Bauerntum „das Erlebnis der Person Christi“ fehlt, wie Ernst Rolff[22]) über den Glauben protestantischer Bauern Niedersachsens ausgesagt hat, ist dieser Glaube dann überhaupt Christentum? Für beide christlichen Bekenntnisse muß doch gelten, was Gustav Mahr[23]) behauptet hat: „Das Zentrale des christlichen Glaubens bleiben die Begriffe Sünde und Gnade, bleibt Gott in Christus“, und eben an einem solchen Satze gemessen, wird der bäuerliche Glaube nicht als christlicher Glaube anerkannt werden dürfen. Mahr schließt auch aus dieser Erkenntnis, daß eben den Bauern vor allem Sünde und Gnade gepredigt werden müsse.

Man mag den Begriff „Christentum“ noch so weitherzig, unbestimmt oder lässig bestimmen, so wird man doch jedenfalls zur Erfüllung dieses Begriffes den Glauben an Christus als Erlöser

fordern, und zwar nicht nur einen „Glauben" als eine willige Entgegennahme kirchlicher Lehren oder als ein „Fürwahrhalten" ohne tiefere Besinnung, ein Fürwahrhalten ohne Erschütterung oder wenigstens ohne Teilnahme des Gewissens. Sicherlich würden die meisten Bauern entrüstet sein, wenn man ihren „Glauben" an Jesus bezweifelte oder bemängelte, denn sie wollen ja Christen sein, wie ich S. 67 nach Schulze angeführt habe. Aber wenn man, wie Jeremias Gotthelf[24]) sich ausgedrückt hat, „den Glauben der Menschen untersuchen würde, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat", wenn man also untersuchte, ob und wie denn ein bäuerlicher Glaube an Jesus sich im alltäglichen Verhalten der Bauern ausdrücke oder ob und wie dieser Glaube die Sitten und Sittlichkeit des deutschen Bauerntums bestimme, so müßte man mit Gotthelf zugeben, „daß an diesem Glauben die Bibel den wenigsten Anteil hat"; man müßte bei solcher Untersuchung wahrscheinlich für das Bauerntum beider christlicher Bekenntnisse und jeder deutschen Landschaft zugeben, was Martin Schian[25]) über das schlesische Bauerntum protestantischen Bekenntnisses ausgesagt hat: „Jesus spielt in der Frömmigkeit des Landmannes keine Rolle." — Auch mit einer solchen Feststellung würde wieder bestätigt sein, was Paul Gerade[26]) ausgesprochen hat: „Bauernreligion und Christentum sind zwei ganz verschiedene Dinge." Es würde sich auch bestätigen, was Herbert Grabert[27]) als Ergebnis seiner Untersuchungen mitteilt: „Zu den tatsächlichen und verpflichtenden Grundwerten und den darauf aufgebauten Lehren des Christentums hat der Bauer keine innere Beziehung."

Wenn, wie der Superintendent H. Gallwitz[28]) für das protestantische Bauerntum der Harzgegenden ausgeführt hat, wie aber die von mir angeführten Zeugnisse und die von Max Rumpf[29]) angeführten Zeugnisse der Mundartwörterbücher für andere deutsche Bauerngruppen und für beide christlichen Bekenntnisse ergeben, die christlichen Werte der Sinnesänderung, Buße und Wiedergeburt dem Bauern unverständlich bleiben, wenn Sündenbewußtsein und Erlösungsbedürfnis fehlen, dann hat der Bauer zu den „verpflichtenden Grundwerten" (Grabert) des Christentums tatsächlich keine Beziehung. Es bleibt also bestehen: der Glaube des Bauern vom durchschnittlichen Schlage ist „Gewohn-

heitschristentum" oder „Kirchenchristentum", wie es meistens genannt wird (vgl. S. 25); er ist „tote Kirchlichkeit", wie ich nach Paul Drews (S. 25) angeführt habe, eine „gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit" und „fast ohne Einfluß auf das sittliche Leben", wie W. Hoffmann[30]) sich ausgedrückt hat. Dem bäuerlichen „Christentum" fehlt, wie viele Beobachter bemerkt haben, die Verinnerlichung, die Innerlichkeit, die sich in der Stadt bei Christen und Nichtchristen, bei kirchlichen und unkirchlichen Menschen findet. Schmidt-Lopsingen[31]) möchte dem Bauern, wenigstens dem Bauern im Gebiete des Rieses (bei Nördlingen), den er nach seiner Frömmigkeit gekennzeichnet hat, überhaupt die „Anlage zu religiöser Innerlichkeit" absprechen. Soweit hier unter „Innerlichkeit" eine vertiefte, den ganzen Menschen ergreifende Gläubigkeit verstanden werden soll, würde ich Anlagen hierzu selbst dem Durchschnittsbauern nicht absprechen. Mir scheint nur, daß entweder das Christentum oder die kirchlichen Lehren oder beide nicht geeignet sind, den Bauern in seiner Tiefe zu ergreifen, und auch nicht geeignet sind, zum Gegenstand reiner bäuerlicher Gläubigkeit und Innerlichkeit zu werden. Soweit unter „Innerlichkeit" von den Betrachtern, die dem Bauern solche absprechen, eine eigengeprägte, von einer Einzelseele ausgehende und aus dem Eigengeschick eines Einzelmenschen abzuleitende Sonderfrömmigkeit zu verstehen ist, wird man „Innerlichkeit" beim üblichen Bauernschlage immer vermissen, denn bäuerliche Frömmigkeit ist Gemeinschaftsfrömmigkeit, Teilhaben am frommen Leben einer Dorfgemeinschaft, und wird also, je echter bäuerlich sie ist, desto weniger Einzelfrömmigkeit sein. Bauernfrömmigkeit wird, je bäuerlicher sie ist, desto mehr die „unpersönliche Frömmigkeit" sein, als welche sie oft beschrieben worden ist.

Ich habe schon S. 158 vermerkt, daß das Wesen des Bauerntums mit der Kennzeichnung „unpersönlich" nicht richtig begriffen worden ist, möchte aber hier auf diese Frage nicht eingehen. Jedenfalls wird die „unpersönliche Frömmigkeit" des Bauern von den Geistlichen beider christlichen Kirchen immer wieder als mangelhafte Frömmigkeit bezeichnet werden müssen, weil eben die christliche Frömmigkeit die der Einzelseelen ist, weil nur eine „persönliche" Frömmigkeit der christlichen Forderung gerecht

werden kann. Paul Drews[32]) hat es als eine Aufgabe der Landpfarrer bezeichnet, die „unpersönliche Frömmigkeit" des Bauern zu einer „persönlichen" zu machen. Die Bemühung um eine „persönliche" Frömmigkeit der Bauern, wie sie das Christentum fordert, wäre aber gleichbedeutend mit der Bemühung, die Bauern unbäuerlich zu machen, ihrem Wesen zu entfremden und sie zu entwurzeln. Darum haben sich die ihre Bauern schätzenden Landpfarrer bisher immer mit Ansätzen zu einer christlichen Glaubenshaltung begnügt. Ein von mir schon erwähnter Brief eines Pfarrers[33]), der Unstimmigkeiten zwischen Bauernglauben und Christentum betrachtet und daraus geschlossen hat, Bauerntum sei Volksdenken, Volksempfinden, Volkssittlichkeit, Volksreligion, nicht aber Christentum, führt weiter aus, Bauernglaube sei Gruppen- und Gemeinschaftsglaube, Christentum hingegen ein Glaube, für den „der Einzelne" im Sinne des dänischen Denkers Kierkegaard „die Kategorie" bleibe. Obschon das Christentum der den Einzelmenschen betonenden städtischen Geisteswelt des hellenistischen Zeitalters entstammt, hatte es in der Form der Kirche doch im frühen Mittelalter schon wieder Mächte gemeinschaftsbetonenden Lebens in seinen Bereich einbezogen und waren seine Lehren immer wieder auch im Sinne eines gemeinschaftsbetonenden Denkens ausgelegt worden. Dennoch wendet sich das Christentum von jeher mehr an den Einzelnen als an die Gemeinschaft, weil es ihm eben auf Erlösung der Einzelseele ankommt, die auf jenseitige Werte bezogen ist. Wenn der angeführte Brief eines Dorfgeistlichen daher gegenüber der bäuerlichen Frömmigkeit verzweifelt fragt: „Wo waren hier die Suchenden und Fragenden?", so zeigen solche Sätze des Briefschreibers einerseits, daß dieser auch unter Bauern seiner christlichen Aufgabe treu zu bleiben versucht hat, andererseits aber, daß er noch nicht begreifen gelernt hatte, daß die herkömmliche Bauernfrömmigkeit eine ganz andere Frömmigkeit ist als die städtische Frömmigkeit der fragenden und suchenden Einzelseele. Aus dem die Einzelseele betonenden Christentum erklärt es sich, daß viele Geistliche Frömmigkeit nur in der städtischen Einzelfrömmigkeit erkennen können und sich daher im Bauerntum, je echter es bäuerlich ist, desto vergeblicher nach Frömmigkeit umsehen.

Diejenigen Geistlichen beider christlichen Bekenntnisse, die dem Bauerntum Frömmigkeit und sogar ein gewisses Maß an Christlichkeit nicht absprechen wollten, haben doch immer betont, bäuerlicher Glaube und bäuerliche Frömmigkeit seien von alttestamentlicher Art. Hierfür habe ich Zeugnisse angeführt. Gegenüber einer solchen Feststellung könnte sich zunächst der Einwand erheben, ob ein alttestamentlicher Glaube überhaupt noch als Christentum bezeichnet werden darf. Wer auch gegenüber diesem Einwand an der Behauptung der Christlichkeit des Bauerntums festhalten will, wird dann meistens von einer alttestamentlichen Prägung des bäuerlichen Christentums sprechen. Nun kann aber gegen die Behauptung einer alttestamentlichen Prägung des deutschen Bauernglaubens noch allgemein eingewandt werden, daß wesentliche Züge der bäuerlichen Frömmigkeit übersehen und verkannt werden müssen, wenn man diese immer nur am Alten Testament einerseits, am Neuen Testament andererseits mißt. Man wird zugeben müssen, daß der Glaube und die Frömmigkeit der deutschen Bauern dann als alttestamentlich erscheinen, wenn man sie vom Neuen Testament aus und im Hinblick auf das Alte Testament zu beurteilen unternimmt. Außer dieser Beurteilung wird aber diejenige bestehen bleiben und sogar ergiebiger sein, die den Glauben und die Frömmigkeit der deutschen Bauern von deren eigenen Werten aus zu vergleichen und zu beurteilen versucht. Darüber hinaus wird aber auch erörtert werden müssen, ob die Behauptung einer Alttestamentlichkeit bäuerlicher Glaubensvorstellungen überhaupt zutrifft, eine Behauptung, die sich außer in den schon angeführten Zeugnissen auch bei Diedrich Rodiek[34]) und bei Georg Koch[35]) ausgesprochen findet.

Deutsche und germanische Bauern konnten im Alten Testament verwandte Züge finden, weil vom Glauben der vorhebräischen Bauernbevölkerungen viel in den Glauben des Hebräertums übergegangen ist und weil zum Rassengemisch dieser vorhebräischen Bauernbevölkerungen überwiegend vorderasiatischer Rasse auch die nordische Rasse beigetragen hatte, die nordische Rasse, die zumal in den führenden Geschlechtern Palästina-Syriens in den Zeitabschnitten vor Einwanderung der hebräischen Wanderhirten vertreten war.[36]) Ein nordischer Einschlag muß vor

allem unter den Mitanni und den Amoritern hervorgetreten sein; aber auch die ursprünglich indogermanischen Philister, von der unteren Donau stammend, vermittelten Teilen Palästinas Einschläge nordischer Rasse. Der hebräische Stammesgott Jahu (Jehovah) verschmolz mit den Gestalten vorhebräischer Ackerbaugötter, besonders mit der amoritisch-kanaanäischen Baalsgestalt. Baal war der Gewittergott, der den ersehnten Regen brachte; der Blitz war sein Zeichen, der Stier sein Sinnbild. Dem Baal der Amoriter entsprach der Melkart der Bevölkerung von Tyros, der Hadad oder Rinon der Bevölkerung von Damaskos, der Adon der Bevölkerung von Byblos — alles Bauerngötter, deren Wesen überwiegend aus der Seele der vorderasiatischen Rasse, zum Teil aber auch aus der Einwirkung der nordischen Rassenseele zu verstehen ist. Wie die Hebräer ihre Vorstellung von Jahu nach Vermischung mit der ansässigen Bauernbevölkerung nach dem Baalsbilde umwandelten, so übernahmen sie auch bäuerliche Feiern wie das Laubhüttenfest von den vorhebräischen Bauern, Winzern und Gärtnern.[37]) Aus dieser Rassenschichtung und Glaubensmischung ist es zu verstehen, wenn manche Vorstellungen des Alten Testaments den Bauern der Völker germanischer Sprache verwandt und wenn diese Bauern in ihrem Glaubensleben mehr „alttestamentlich“ als „neutestamentlich“ erscheinen. So ist es zu verstehen, daß nach Aussage eines kurhessischen Dorfpfarrers[38]) der 90. Psalm und der 104. Psalm auf die hessischen Bauern tiefen Eindruck machen, und so erklärt sich, warum gerade manche Züge der „alttestamentlichen“ Gottesvorstellung von deutschen Bauern besser begriffen werden als Züge der neutestamentlichen Gottesvorstellung. Auch der Glaube der Menschen erklärt sich viel mehr aus deren eigenem Wesen als aus übernommenen Lehren, und was aus kirchlichen Lehren übernommen wird und wie es übernommen wird, erklärt sich wiederum in der Hauptsache aus dem ererbten seelischen Wesen der Übernehmenden. Somit ist die oft angeführte „Alttestamentlichkeit“ des Bauerntums viel weniger Übernahme fremder Lehre als Ausdruck angestammten Empfindens. Von einer „Alttestamentlichkeit“ des deutschen Bauernglaubens darf also eigentlich gar nicht gesprochen werden. Der deutsche Bauernglaube wird viel zutreffender als „nicht-neutesta-

mentlich" bezeichnet. Je bäuerlicher Menschengruppen und Einzelmenschen empfinden, desto weniger wird ihr Glaube von neutestamentlicher Artung oder Prägung sein. Ob aber ein solches nicht-neutestamentliches Christentum überhaupt noch Christentum ist?

Die Erörterung, ob und wie weit Glauben und Frömmigkeit des deutschen Bauern christlich genannt werden dürfen oder müssen, wird auch gefördert werden durch eine Überlegung, in welcher Richtung denn die eigentliche und „angeborene" Bauernfrömmigkeit immer wieder vom Christentum abgelenkt wird, wohin den gläubigen und frommen Bauern die ererbten Mächte seines Gemüts immer wieder drängen wollen. Das ist die Frage nach Wesen und Auswirkungen ursprünglicher, ja zeitloser Glaubenskräfte der bäuerlichen Seele deutschen Volkstums.

Zur Beantwortung der Frage, wie Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern heute geartet wären, wenn sie aus einheimischem Geiste entfaltet worden wären, wie also bäuerlicher Glaube und bäuerliche Frömmigkeit geartet wären, wenn das Christentum im Mittelalter die einheimischen Glaubensvorstellungen nicht nach und nach zurückgedrängt hätte, wird man zunächst versuchen, sich eine Entfaltung germanischer Glaubensvorstellungen unter den Bedingungen eines verwickelter, mannigfaltiger und widerspruchsvoller werdenden bäuerlichen Lebens vorzustellen. Den Bauernglauben der Nordgermanen, wie er vor Einführung des Christentums sich ausgebildet hatte, hat Bernhard Kummer [39]) darzustellen versucht. Diesem Glauben der Spätzeit des vorchristlichen Germanentums sind aber neben den rein bäuerlichen Zügen viele Züge eines großbäuerlichen Herrentums eigen, Züge eines Adelsbauerntums, das außer einem Großbauerntum schon einen grundbesitzenden Standesadel ausgebildet hatte. Man kann daher diesen herrentümlich geprägten Bauernglauben nicht unmittelbar mit einem Glauben vergleichen, wie er sich im mittelalterlichen und späteren deutschen Bauerntum, zumal Kleinbauerntum, ohne Einfluß des Christentums entfaltet haben würde. Auch der homerische Glaube läßt zwar noch die bäuerlichen Wurzeln erkennen, aus denen er erwachsen ist; dieser ländliche Glaubensgeist ist jedoch der Geist einer bewußt herrentümlichen Adelsschicht, die sich vom

übrigen Bauerntum schon als Stand abgehoben hatte. Will man ein Bauerntum indogermanischer Art, also das Bauerntum eines Volkes nordischer Rassenherkunft und somit ein dem deutschen vergleichbares Bauerntum im Ausdruck einheimischen Glaubens und einheimischer Frömmigkeit begreifen, so werden sich dazu die Dichtungen des dem boiotischen Kleinbauerntum entstammenden Hesiodos besser eignen als die Zeugnisse über das germanische Glaubensleben. Hesiodos, der um — 700 lebende Bauer und Dichter, hat im Gegensatz zu dem schon zum Standesadel gewordenen Großbauerntum und Grundbesitzertum, im Gegensatz auch zu der adligen Götter- und Menschenwelt der homerischen Dichtungen, rein bäuerlichen Glauben und rein bäuerliche Frömmigkeit indogermanischer Prägung dichterisch ausgedrückt, damit aber einen Glauben und eine Frömmigkeit, die im wesentlichen die gleichen Züge tragen wie der ursprüngliche Glaube und die ursprüngliche Frömmigkeit, die im deutschen Bauerntum, besonders in dem hier betrachteten „Durchschnittsbauerntum", sich auch noch durch die christliche Einkleidung hindurch erkennen lassen. Man darf aussprechen, daß die hesiodischen Dichtungen, über die P. Waltz[40]), Wilhelm Nestle[41]) und A. R. Burn[42]) berichtet haben, die wesentlichen Züge eines Bauernglaubens indogermanischer Prägung erkennen lassen, Züge, die in dieser oder jener Ausgestaltung wahrscheinlich im Glauben deutscher Bauern, besonders deutscher Bauern des „durchschnittlichen" Schlags, noch stärker hervortreten würden, wenn die Lehren der Kirche sie nicht immer wieder zurückdrängten. Aus Hesiodos läßt sich erkennen, wie Grundzüge eines deutschen Bauernglaubens etwa ausgefallen wären, wenn dieser Glaube ungestört aus einheimischer indogermanischer und germanischer Wurzel hätte erwachsen können.

Der Glaube an die Götter ist bei Hesiodos vertrauensvoller und hingebender als in den homerischen Dichtungen; doch werden die Götter auch von Hesiodos mehr mit Achtung als mit Furcht verehrt. Über Götter und Menschen herrscht Zeus als der Weltenlenker, als Herr einer sittlichen Ordnung der Welt. An diese im Grunde sittliche und sinnvolle Ordnung glaubt Hesiodos trotz Widersinn und Grausamkeit der menschlichen Geschicke. Der Mensch soll gute Werke tun, um das Wohlwollen des Weltenlenkers

und der anderen Götter zu erwerben. Zwischen Göttern und Menschen besteht auch bei Hesiodos das im VI. Abschnitt gekennzeichnete Gegenseitigkeitsverhältnis. Der Gottesdienst besteht vor allem in der sorgfältigen Beachtung der herkömmlichen Bräuche; auch für Hesiodos ist der oft geschilderte bäuerliche Ritualismus bezeichnend. Zur Frömmigkeit gehört eine Lebensführung, die auf die Lebenswerte des Bauerntums ausgerichtet ist, auf Arbeitsamkeit, Vordenklichkeit, Vorsorge, Sparsamkeit und Sippentreue. Als einer der höchsten Werte gilt dem boiotischen Dichter wie allem Bauerntum indogermanischer Prägung Recht und Gerechtigkeit. Die Göttin des Rechts, Dike, ist eine Tochter des weltenlenkenden Zeus. Außer ihr treten Themis und Eunomia als Göttinnen des Rechts und der Gerechtigkeit auf. Für Hesiodos ist die enge Verbindung von Glauben und Sittlichkeit kennzeichnend, die den homerischen Dichtungen fehlt. Glauben und Frömmigkeit sind bei Hesiodos in der Hauptsache auf die diesseitige Welt gerichtet und von dem echt bäuerlichen Nützlichkeitsgedanken durchdrungen; die sittlichen Anweisungen sind nüchterne Lebensregeln für den Alltag bäuerlicher Geschlechter. Ein Jenseitsglaube findet sich bei Hesiodos nur angedeutet, der Gedanke der Unsterblichkeit bleibt unbetont und ist nicht wesentlich. Die gegenseitigen Beziehungen der Menschen werden durch die Vorstellung von Gegenseitigkeit und Vergeltung bestimmt, die für das bäuerliche Denken kennzeichnend ist.[43]) Darum kennt Hesiodos in echt bäuerlicher Weise kein Mitleid mit selbstverschuldetem Unglück und mit der Armut des Faulen. So ist die hesiodische Frömmigkeit — wiederum in echt bäuerlicher Weise — ganz und gar nicht mystisch, sondern zweckbetont, nüchtern, auf diesseitige Rechtschaffenheit gerichtet und mutig gefaßt gegenüber dem vom Weltenlenker bestimmten Geschick. Mit dieser Frömmigkeit verbindet sich einiger Aberglaube gegenüber unheildrohenden Mächten, ein Aberglaube, der aber als unwesentliches Beiwerk zu den herkömmlichen Bräuchen erscheint.

So ungefähr würden wahrscheinlich auch die Grundzüge eines deutschen Bauernglaubens erscheinen, wenn dieser sich aus einheimischem Glaubensgute hätte ausgestalten können. Die in dem Abschnitt „Die Lebenswerte des Bauerntums" meines Buches

„Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ (2. Aufl. 1941, S. 322ff.) angegebenen Werte würden Kennzeichen bäuerlicher Frömmigkeit sein, so der Fleiß, die Vorsorge, die Sparsamkeit, die treue Pflege des Sippeneigentums, die Härte der Menschen gegen sich selbst und gegen andere, die Besonnenheit, das Maßhalten, die Schweigsamkeit, die Zurückhaltung, die Liebe zu Recht und Gerechtigkeit, der Sinn für Ordnung und Feierlichkeit, die Bewahrung des Herkommens, die Gefaßtheit und Fügsamkeit gegenüber dem vom Weltenordner verhängten Geschick.

Erwägt man so die Grundzüge der Frömmigkeit des Boiotiers Hesiodos einerseits, die damit auffällig übereinstimmenden Grundzüge einer ursprünglichen und „angeborenen“ deutschen Bauernfrömmigkeit andererseits, so fällt einem gleich auf, daß ja die kirchliche Frömmigkeit der Bauern beider christlichen Bekenntnisse von jener hesiodischen und dieser „angeborenen“ Bauernfrömmigkeit gar nicht weit verschieden ist, daß der christliche und kirchliche Einfluß seit dem frühen Mittelalter den Glauben und die Frömmigkeit des Bauerntums im Kerne noch kaum abgewandelt hat. Was der Bauer „eigentlich“ glaubt und wie er „eigentlich“ fromm ist, wird mehr durch seine ererbte Artung bestimmt als durch übernommene Lehren. Über diese Tatsache haben sich tiefer blickende Landpfarrer beider christlichen Bekenntnisse trotz der Kirchlichkeit des üblichen Bauernschlages auch nicht täuschen lassen. Auf die Tatsache, daß im Glaubensleben der Völker von innen drängende Kräfte des Gemüts, also ererbte Anlagen, mehr bedeuten und wirksamer sind als von außen kommende Lehren, haben seit Felix Dahn und anderen diejenigen hingewiesen, die das Christentum als artfremd ablehnten, wie auch seit Houston Stewart Chamberlain diejenigen, die eine „Germanisierung des Christentums“ forderten.[44]) Die ausschlaggebende Bedeutung der ererbten Anlagen auch für das Glaubensleben der Menschen und Menschengruppen haben neuerdings wieder Friedrich Pfister[45]) und Herbert Grabert[46]) betont. Pfister hat dabei ausgeführt, die Gegensätze zwischen dem Christentum und der angeborenen Frömmigkeit des Abendlandes beruhten letzten Endes „auf Rassenunterschieden“, und Grabert möchte die Glaubens-

haltung deutscher Bauern aus deren „rassischer Eigenart" erklären.

In Äußerlichkeiten mag der Bauer christlicher erscheinen als der sich zum Christentum bekennende Teil des Städtertums; ein wirkliches, innerlich erfaßtes Christentum, ein Christentum nicht nur der Schale, sondern des ganzen Kernes, findet sich auf dem Lande nur bei den betrachteten Minderheiten, die aber zugleich in ihrem ganzen Wesen minder bäuerlich sind; es findet sich ferner in der Stadt bei größeren Minderheiten, zu denen viele Menschen gezählt werden müssen, die man deshalb nicht als kirchlich bezeichnen kann, weil sie bei Pflege eines verinnerlichten Christentums einzelmenschlicher Prägung nur selten oder gar nicht zur Kirche gehen. Aber auch die halb- und viertelsgläubigen Christen der Städte, die vielen Städter, die sich dem Christentum nur noch lose verbunden fühlen und seine Gebote und Verbote kaum noch beachten, sind in ihrer Glaubenshaltung wesentlich verschieden von den Bauern, auch von dem üblichen Schlage bäuerlicher „Gewohnheitschristen". Diese Bauern sind nämlich immer noch gläubig und fromm, auch wenn sie dem Worte „fromm" einen abschätzigen Sinn geben und wenn ihr Glaube und ihre Frömmigkeit im Kerne nicht christlicher Glaube und christliche Frömmigkeit sind. Menschen ungläubigen Sinnes und unfromme, d. h. ehrfurchtslose Menschen, wie sie in den Städten sich in großer Zahl finden, sind auf dem Lande sehr selten. Ich habe zu zeigen versucht, daß das Bauerndasein zu seiner Sinnerfüllung Gläubigkeit und Frömmigkeit verlangt. Die kalte Leugnung oder gar Verhöhnung aller der Werte, die über ein Gruppenleben allgemeiner gleicher Gewöhnlichkeit hinausweisen, eine Leugnung oder Verhöhnung, die aus den Gesinnungen vieler Städter spricht, findet sich ebensowenig auf dem Lande wie die Entleerung und Verödung des Gemüts, der zwar die Vorstellung von einem Jenseits eben so befremdend sein kann wie vielen Bauern, die aber unter dem Diesseits nur ein Feld des Ehrgeizes, des Wettbewerbs, der geschickten Ausnützung jedes Gesellschaftszustandes und ein Feld der Genüsse zu erkennen vermag.

Die Entfernung vieler Städter vom Christentum und dessen Geboten erklärt sich entweder aus einer lässigen Gläubigkeit oder

aus einem Abfall vom Glauben überhaupt, aus Glaubenslosigkeit und aus sittlicher Lässigkeit oder gar Verwahrlosung; sie erklärt sich auch aus einer Gleichgültigkeit gegenüber allen den Werten, die über Eigennutz und Gruppennutz hinausweisen. Die Entfernung vieler Städter vom Christentum ihrer Vorfahren bedeutet auch kaum etwas anderes als ein Abwerfen lästig gewordener Bindungen, das häufige „Frei wovon?" gegenüber dem viel selteneren „Frei wozu?".

Die Entfernung des Bauern von den Grundanschauungen des Christentums erklärt sich hingegen nicht aus einem Lässignehmen kirchlicher Forderungen, nicht aus ungläubiger und unfrommer Gesinnung oder gar aus einer Verödung des Gemüts, nicht aus dem Unwillen gegen Glaubensbindungen überhaupt, erklärt sich also nicht aus einem Zurückbleiben hinter christlichen Glaubenssätzen oder gar einem Abschwören solcher Sätze, nicht aus Glaubenslosigkeit und Ehrfurchtslosigkeit; diese Entfernung erklärt sich vielmehr daraus, daß der Bauer im Grunde einen anderen Glauben hat und einer anderen Frömmigkeit folgt, als die christlichen Kirchen sie lehren und fordern.

Die christlichen Kirchen fordern den Glauben an eine Liebe Gottes, des Weltschöpfers, zu den Menschen, seinen Geschöpfen, den Glauben an eine Erlösung und einen Erlöser, an Jesus, den Gottessohn, der aus Liebe zu den Sündigen und Schwachen den Opfertod erlitten hat; die Kirchen fordern den Glauben an ein Jenseits und an ein Fortleben nach dem Tode; sie fordern einem solchen Glauben entsprechend eine Frömmigkeit der sich als sündig und der Gnade bedürftig empfindenden Einzelseele, eine Frömmigkeit der demütigen Verinnerlichung und eine Abkehr von den Gütern dieser Erde. Eben diesen Forderungen aber widersetzt sich das bäuerliche Gemüt: dies kann es bei allem Willen zu christlicher Gläubigkeit und Lebensführung nicht glauben und so kann es nicht fromm sein. Daher die bange Frage vieler Landpfarrer, ob der Bauer überhaupt ein Christ zu nennen sei, ob er überhaupt „bekehrt" sei. Weder strenggläubige Katholiken noch strenggläubige Protestanten werden den Bauern vom durchschnittlichen Schlage als Christen anerkennen können. Ob „liberale" Katholiken und Protestanten bei ihrer „freieren" Auffassung des Christen-

tums im bäuerlichen Glauben und in der bäuerlichen Frömmigkeit noch etwas Christliches oder gar das Christentum selbst finden können, wird davon abhängen, wieviel sie von den Grundlehren der christlichen Kirchen als wesentlichen und verbindlichen Glaubensbestand beibehalten wollen. Aber auch wenn man Bauernglauben und Bauernfrömmigkeit an den zwanzig oder dreißig „liberalen" Auslegungen des Christentums messen wollte, die anzuführen leicht möglich sein würde, müßte doch zu Tage treten, daß Bauernglaube und Bauernfrömmigkeit im Grunde nicht etwa eine lässige Auffassung des Christentums sind, nicht etwa ein Halb- oder Viertelschristentum, sondern eigentlich ein Glaube und eine Frömmigkeit aus nicht-christlicher Wurzel, die in die Hüllen einer christlichen Kirchlichkeit eingekleidet worden sind.

# Anmerkungen

(Die fetten Ziffern am Kopf der Seiten bezeichnen die Textseiten)

**2—13]** I. Das Schrifttum über Glauben und Frömmigkeit des durchschnittlichen Bauernschlags

1) Ansprache des Führers in der Neujahrsnacht 1930/31.
2) Bauernreligion, Das Land, Bd. X, 1901/02, S. 388.
3) Sämtl. Werke, hrsg. von Hunziker und Bloesch, Bd. III, 1941, S. 160/61.
4) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 468.
5) Vgl. Konrad Deubler, Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen, hrsg. von A. Dodel-Port, 1886.
6) Richard Weltrich, Christian Wagner, der Bauer und Dichter, 1898; Hermann Hesse, Betrachtungen, 1928, S. 73ff.
7) H. F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl. 1941, S. 451ff., 470, 485.
8) Bd. I, 1934, S. 237ff., 254ff.
9) Studien zur religiösen Volkskunde, H. 8, 1939.
10) Der Glaube des deutschen Bauerntums, Bd. I, 1939, S. 140.

II. Die Erfassung bäuerlichen Glaubens und bäuerlicher Frömmigkeit

1) Vgl. Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 472.
2) Steiger, Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen, 1930, S. 48/49.
3) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 10/11.
4) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1910, S. 91.
5) a. a. O. S. 10/11.
6) Bauernglaube, Das Land, Bd. X, 1901/02, S. 388.
7) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 141.
8) Die weibliche Jugend auf dem Lande, 1931, S. 186.
9) Die Psyche des Bauerntums, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. V, 1908/09, S. 449.
10) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., Bd. IV, 1909, S. 258.
11) Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evangel. Freiheit, Bd. XII, 1912, S. 65.
12) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 148.
13) a. a. O.

## III. Zweifel, Unglauben und Glaubensfeindschaft auf dem Lande [15—21

1) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 352.
2) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 12, 44.
3) Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1901, S. 237.
4) Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S. 90.
5) Praktische Theologie, Bd. I, 1918, S. 155.
6) Die Psyche des Bauerntums, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. V, 1908/09, S. 467.
7) Das Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 364.
8) Die Struktur männlicher Durchschnittsfrömmigkeit, Diss. Tübingen, 1903, S. 56.
9) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 533/534.
10) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchenkde., T. III, 1907, S. 208.
11) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luth. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 493.
12) a. a. O., S. 235.
13) Vgl. z. B. Paul Gerade, Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 10/11.
14) Worin erkennt der Bauer des nördlichen Vogelsbergs Dasein und Wirken Gottes? Hess. Bl. f. Volkskde., Bd. II, 1903, S. 7.
15) Pfarrleben in einem Vogelsbergdorfe, Hess. Hausbücherei, Nr. 6, 1927, S. 69.
16) Vgl. Konrad Deubler, Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen, hrsg. von A. Dodel-Port, 1886.
17) Oststeirisches Bauernleben, 1903, S. 244, 247/248.
18) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. LIX, 1, 1900, S. 535.
19) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 66/67.
20) a. a. O., S. 67.
21) Bauernbub, 1937, S. 139.
22) Brauch und Sitte im Bauerntum, 1935, S. 19.
23) Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche, Die Christliche Welt, 27. Jg., Nr. 8, 1913, Sp. 175.
24) Das ewige Licht, 1929, S. 68/69.
25) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luther. Kirchenzeitung, Bd. 59, 1926.
26) Problems of Village Life, o. J., S. 128.
27) 2. Aufl. 1941, S. 77, 212, 292, 440, 444.
28) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 43.
29) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. LIX, 1, S. 533.
30) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 253.
31) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. LIX, 1, S. 533/34.

32) Meine Gemeinde und ich, 1910, S. 38ff.
33) Pensées, 1886, S. 151.
34) Les Origines de la France Contemporaine, Bd. VI, 1894, S. 151.
35) Sämtl. Werke, hrsg. von Hunziker und Bloesch, Bd. I, 1921, S. 15.
36) Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908, S. 193.
37) Witzig-Malo, Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S. 65 ff, 91.
38) Beiträge zur Seelenkunde des Vogelsberger Bauern, Hessische Blätter f. Volkskde, Bd. 24, 1925, S. 8.

## IV. „Religion" als Ordnungsmacht des bäuerlichen Lebens

1) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten Bd. LIX, 1, 1900, S. 468/469.
2) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. VI, 1917, S. 544/45.
3) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 7, 9, 10.
4) Bauerntum und Stadtkultur, Diss. Hamburg 1924, S. 91, 93.
5) Der bäuerliche Lebenskreis und seine Schule, 1933, S. 32
6) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 273.
7) Aus einer vergessenen Ecke, Bd. I, 1910, S. 198.
8) Religiöse Volkskunde, 1925, S. 35.
9) Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 56, 60ff.
10) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 353.
11) W. Hoffmann, Die evangelische Welt, Neue Evangelische Kirchenzeitung, Jg. 1859, S. 10.
12) Predigten wider den Aberglauben der Landleute, 1784, S. 26ff., 221 ff.
13) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 342/343.
14) Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert, Bd. II, 1904, S. 136.
15) Dorfpredigten, Die Studierstube, VI. Jg., H. 11, 1908, S. 679.
16) Lindner, Mecklenburgische Sprichwörter, Das Land, Bd. VI, 1897/98, S. 38.
17) Das religiös-kirchliche Leben des Marienburger Werders, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 69.
18) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. LIX, 1, 1900, S. 356/357.
19) Die Dorfkirche, Bd. IV, 1910/11, S. 181.
20) Das Landvolk und seine Priester, Heimgarten, Bd. XXXII, 1908, S. 858.

## V. Die Bewahrung des Herkommens

1) Our Rural Heritage, 1925, S. 132.
2) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1920, S. 185.
3) Über den Charakter des Landesmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 258, 385/86.

4) Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 127.

5) Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft, hrsg. von Ipsen, 1935, S. 235/36, 261.

6) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evgl. Kirchenkde., 7. IV., 1909, S. 255.

7) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangel. Kirchenkde., T. V, 1910, S. 351.

8) Die Dorfgemeinschaft, Die Dorfkirche, 16. Jg., 1922/23, S. 131.

9) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 155/56.

10) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 270.

11) Drews, Zur Kirchlichkeit des mitteldeutschen Bauernstandes, Monatsschrift f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1907, S. 134.

12) Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Bauerntums in der Landschaft der mittleren Aller von etwa 1880 bis 1937, 1937, S. 141.

13) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkunde, T. VI, 1917, S. 533.

14) Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925, S. 14.

15) Kleinere Erzählungen, Sämtl. Werke, Bd. XVI, 1928, S. 55.

16) Ebd., Bd. V/VI, 1921.

17) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchliche Praxis, Bd. IV, 1904, S. 190.

18) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangel. Kirchenkde., T. V, 1910, S. 351.

19) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Ebd., T. VII, 1919, S. 291.

20) Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908, S. 183.

21) Religiöse Volkskunde, 1925, S. 64.

22) 2. Aufl., 1941, S. 200.

23) Die bäuerliche Psyche, Ztschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie, Bd. CV, 1926, S. 109.

24) Religiöse Volkskunde, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. I, 1902, S. 27.

25) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 145/46.

26) Religion und ländliche Volksbildung, bei P. J. Kreuzberg, Die ländliche Volksbildung in ihrer zeitgemäßen Gestaltung, 1927, S. 175.

27) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 468/469.

28) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, a. a. O., Bd. IV, 1904, S. 144.

29) Religion auf dem Lande, Die Dorfkirche, Bd. II, 1908/09, S. 393.

30) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor 1895, S. 37.

31) Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925, S. 16/17.

32) Gustav Mahr, Bäuerliche Frömmigkeit, Der Morgen, Bd. V, 1929, S. 459.

33) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. 59, 1, 1900, S. 469.

34) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. VI, 1917, S. 206.

35) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, a. a. O., Bd. IV, 1882, S. 148.

## VI. Ursprüngliche Frömmigkeit aus dem Wesen des Bauerntums selbst

1) Der ewige Gotthelf, 1934, S. 45, 79.
2) Bauernbub, 1937, S. 207, 239.
3) Religion auf dem Lande, Die Dorfkirche, Bd. II, 1908/09, S. 390, 392.
4) Our Rural Heritage, 1925, S. 129/130.
5) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangel. Kirchenkde., T. V, 1910, S. 352.
6) Religiöse Volkskunde, 1925, S. 19.
7) a. a. O., S. 20.
8) Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 127.
9) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 133.
10) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, a. a. O., T. V, 1910, S. 351.
11) Zur Kirchlichkeit des mitteldeutschen Bauernstandes, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1907, S. 134/35.
12) a. a. O., S. 135—138.
13) Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl. 1941, S. 151ff.
14) A. Vulliod, Peter Rosegger: Sein Leben und seine Werke, 1913, S. 275.
15) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchenkde., T. III, 1907, S. 208.
16) a. a. O., S. 351/352.
17) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 143.
18) Stadt und Land, Vortrag auf dem evangelisch-sozialen Kongreß am 12. April 1917; 1917, S. 4.
19) Maß und Ordnung, Hefte für Büchereiwesen, Bd. XII, H. 2, 1928, S. 81.
20) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 148.
21) a. a. O., S. 296ff.
22) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 155.
23) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 271.
24) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 56/57.
25) Brauch und Sitte im Bauerntum, 1935, S. 19.
26) Der Ordogedanke: Ein Beitrag zur Frage des mittelalterlichen Ständegedankens, Diss. Heidelberg 1936, S. 3, 4, 24, 45, 51ff.
27) De civitate dei XI, 8.
28) Die Stoa, 1941, S. 17, 19, 44. 243, 263.
29) W. H. Vogt, Religiöse Bindungen im Spätgermanentum, Aechiv f. Religionswissenschaft, Bd. XXXV, Heft 1/2, 1938, S. 20ff.
31) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde, T. VI, 1917, S. 542.
32) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luth. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 493.

33) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 46. 
34) Der moderne Geistliche auf dem Lande, Evangel. Freiheit, Bd. X, 1910, S. 425.
35) Relig. Volkskde., 1925, S. 39.
36) Ebd. ,1925, S. 37.
37) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 158.
38) Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 126.
39) a. a. O., S. 37.
40) Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Landbevölkerung, Hessische Bll. f. Volkskunde, Bd. IV, 1905, S. 14.
41) Das Landkind, 1924, S. 44.
42) Der moderne Geistliche auf dem Lande, Evangel. Freiheit, Bd. X, 1910, S. 425.
43) Was ich von meinen Rebbauern lernte und was ich sie lehrte, Die christliche Welt, Bd. XXIV, 1910, Sp. 1225.
44) Die Psyche des Bauerntums, ein Beitrag zur religiösen Volkskunde von einem kurhessischen Pfarrer, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. II, 1908/09, S. 465.
45) Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S. 90.
46) Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde, Deutsche Vierteljahrsschr., Bd. V, 1927, S. 754/55.
47) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 50.
48) Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg, Diss. Münster 1931, S. 37.
49) Pensees, 1886, S. 165.
50) Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsbergs Dasein und Wirken Gottes, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. II, 1903, H. 1, S. 10/11.
51) Relig. Volkskde., 1925, S. 41.
52) H. F. K. Günther, a. a. O., S. 147, 280, 361.
53) Bl. ebda., S. 298.
54) Das Patenkind, 1922, S. 441.
55) Helene Barthel, a. a. O. S. 125.
56) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 62.
57) a. a. O., Monatschr. f. Pastoraltheol., Bd. II, 1908/9, S. 465.
58) O. Schulte, Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 143.
59) Vgl. z. B. Paul Drews, Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 362; Martin Schian, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 271/272; Paul Glaue, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangel. Kirchenkde, T. V, 1910, S. 352.
60) Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1901, S. 237.
61) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 156.
62) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 120.

 63) H. F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl. 1941, S. 147.
64) a. a. O., S. 36.
65) a. a. O., S. 40.
66) Die Religion des *do ut des*, Die Dorfkirche, Bd. XXVII, 1934, S. 331.
67) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theol. Ztschr., 22. Jg., 1905, S. 37.
68) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1909, S. 258.
69) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangel. Kirchenkde., T. VII, 1919, S. 2.
70) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 270, 273.
71) a. a. O., S. 273.
72) a. a. O., Hessische Bl. für Volkskunde, Bd. IV, 1905, S. 14.
73) Josef Schrijnen, Volkskunde und religiöse Volkskunde, Anthropos, Bd. XXV, 1930, S. 254.
74) Der bäuerliche Lebenskreis und seine Schule, 1933, S. 32.
75) Die Seelsorge auf dem Lande, 1920, S. 70.
76) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 156.
77) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 378.
78) Relig. Volkskde., 1925, S. 20.
79) Die bäuerliche Psyche, Ztschr. f. d. gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. CV, 1926, S. 109.
80) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1920, S. 70.
81) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 312 ff.
82) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 188.
83) Relig. Volkskde., 1925, S. 45.
84) Des Volkes Denken u. Reden, 1925, S. 32.
85) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 51.
86) Origin and Evolution of Religion, 1923, S. 181.
87) Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evgl. Freiheit, Bd. XII, 1912, S. 66.
88) a. a. O., S. 50.
89) Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben, 1936, S. 5.
90) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 67.
91) a. a. O., S. 50.
92) 4. Aufl., 1937.
93) Relig. Volkskde., 1925, S. 38.
94) Our Rural Heritage, 1925, S. 135.
95) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 359.
96) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 68/69.
97) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1917, S. 542, 543.
98) ebda., S. 542.
99) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-Lutherische Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 493.
100) Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908, S. 153.
101) Relig. Volkskde., 1925, S. 33.

102) Ebd., S. 124.
103) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 64.
104) Joh. Naumann, Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche, Die Christliche Welt, 27. Jg., Nr. 8, 1913, Sp. 176.
105) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 531.
106) Die Psyche des Bauerntums, Monatsschrift f. Pastoraltheologie, Bd. V, 1908/09, S. 465.
107) Our Rural Heritage, 1925, S. 138.
108) a. a. O., S. 67.
109) a. a. O., S. 58.
110) ebda.
111) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1920, S. 51.
112) Die bäuerliche Psyche, Ztschr. f. d. gesamte Neurologie u. Psychiatrie, Bd. CV, 1926, S. 109.
113) Sämtl. Werke, hrsg. von B. N. Abeken, Bd. X, 1843, S. 253.
114) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., S. 531.
115) Die Psyche des Bauerntums, ein Beitrag zur religiösen Volkskunde von einem kurhessischen Pfarrer, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. V, 1908/09, S. 465.
116) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde, T. VI, 1917, S. 542.
117) Lebensbeherrschung und Lebensdienst, Bd. I, 1918, S. 136.
118) a. a. O., S. 473.
119) Schmidt (Lopsingen), Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evangel. Freiheit, Bd. XII, S. 65.
120) Eine Bauerntheodicee, Sämtliche Werke, herausgegeb. von B. R. Abeken, Bd. V, 1843, S. 174.
121) Über den Charakter des Landmannes in relig. Hinsicht, 1800, S. 359ff.
122) 4. Aufl., 1937.
123) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1920, S 51.
124) Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1901, S. 238.
125) Rural Sociology, 1929, S. 168.
126) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 56.
127) Der Theodor: Ein Lebensbild aus dem Schwarzwald, 1897, Reclamausgabe S. 28.
128) Zur Charakteristik der schlesischen Bauern, Germanistische Abhandlungen, XII, H. 1896, S. 162.
129) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 153.
130) Bauernnot und Bauernkultur, 1932, S. 37.
131) Relig. Volkskde., 1925, S. 55.
132) Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus, Schmollers Jahrbuch, Bd. L/LI, 1927, S. 62.
133) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 51.
134) Rural Sociology, 1929, S. 180.
135) Elements of Rural Sociology, 1935, S. 618.
136) Our Rural Heritage, 1925, S. 36.
137) Wilhelm Nestle, Die Haupteinwände des antiken Denkens gegen das Christentum, Archiv für Religionswissenschaft, Bd. XXXVII, H. 1, S. 80ff.

 138) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 192.
139) Ebd. S. 153.
140) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. IX, 1900, S. 470/71.
141) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche im Großherzogtum Baden, Evangel. Kirchenkde., 1907, S. 208.
142) Die religiöse Lage auf dem Lande in d. Nachkriegszeit, 1925, S. 74.
143) Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 26.
144) Elements of Rural Sociology, 1935, S. 408, 511/12.
145) Drei Schüsseln Tiroler Knödel, 1941, S. 112.
146) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 358.
147) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 39.
148) Die Seelsorge auf dem Lande, 1920, S. 53.
149) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 74.
150) Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925, S. 71.
151) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 244.
152) Our Rural Heritage, 1925, S. 149.
153) Das Landkind, 1924, S. 43.
154) Religion und ländliche Volksbildung, bei J. P. Kreuzberg, Die ländliche Volksbildung in ihrer zeitgemäßen Gestaltung, 1927, S. 175.
155) Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 26.
156) Schulze, a. a. O., Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 153.
157) a. a. O., S. 76.
158) Religion auf dem Lande, Die Dorfkirche, Bd. II, 1908/09, S. 390, 392.
159) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 363.
160) Unser Landvolk und die Kirche, a. a. O., Bd. LIX, 1, 1900, S. 469.
161) Relig. Volkskde., 1925, S. 24.
162) Die weibliche Jugend auf dem Lande, 1931, S. 186.
163) Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 118.
164) Relig. Volkskde., 1925, S. 142.
165) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 190.
166) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theol. Ztschr., 22. Jg., 1905, S. 35.
167) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangel. Kirchenkde., T. V, 1910, S. 351.
168) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 147/148.

## VII. Christliche Lehren, denen das bäuerliche Gemüt entgegenkommt

1) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 396ff.
2) Our Rural Heritage, 1925, S. 131.
3) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 120, 240.

4) Our Rural Heritage, 1925, S. 62.
5) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 159, 160.
6) Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, 1901, S. 237.
7) Prakt. Theol., Bd. I, 1926, S. 156.
8) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 338.
9) E. N. Bennett, Problems of Village Life, o J., S. 137.
10) a. a. O., S. 128.
11) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 75.
12) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 393 ff.
13) a. a. O. S. 338/339.
14) Das Landkind, 1924, S. 44.
15) Katholische Volksreligiosität, Handbuch der deutschen Volkskunde, hrsg. von Peßler, Bd. I, 1934, S. 239.
16) Werner Boette, Relig. Volkskunde, 1925, S. 45.
17) Erziehung zum Lande, 1933, S. 119.
18) Beiträge zur Seelenkunde des Vogelsberger Bauern, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. XXIV, 1925, S. 14.
19) a. a. O., 1925, S. 146.
20) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1920, S. 117.
21) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 159.
22) Sämtl. Werke, hrsg. von B. R. Abeken, Bd. X, 1843, S. 353.
23) Aus einer vergessenen Ecke, Bd. I, 1910, S. 194.
24) Ignaz Klug, Lebensbeherrschung und Lebensdienst, Bd. I, 1918, S. 136.
25) Beiträge zur Seelenkunde des Vogelsberger Bauern, a. a. O., S. 15.
26) a. a. O., S. 117.
27) Der Dorfpfarrer als Volksbildner, 1923, S. 19.
28) a. a. O., S. 155.
29) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 363.
30) Heidjer, Der Heidebauer und sein Vieh, Deutscher Dorfbote, 1910, Nr. 39, S. 307.
31) Psychologie des Bauerntums, 1935, S. 158.
32) Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl. 1941, S. 33, 53, 334.
33) Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 116/17.
34) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung. Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. III, 1882, S. 148.
35) Problems of Village Life, o. J., S. 123.
36) Pfarrleben in einem Vogelsbergdorfe, Hess. Hausbücherei, Bd. VI, 1927, S. 107.
37) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 24.
38) Bäuerliche Frömmigkeit, Der Morgen, Bd. V, 1929, S. 453.
39) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luther. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 493.
40) Die Dorfkirche, Bd. XIII, S. 13.

 VIII. Christliche Lehren, denen sich das bäuerliche Gemüt widersetzt

1) Predigten wider den Aberglauben der Landleute, 1784.
2) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800.
3) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre 1895, S. 57.
4) Die Seelsorge auf dem Dorfe, 1908, S. 51.
5) a. a. O., S. 352.
6) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 156.
7) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 89.
8) Deutsche Berufskunde, 1930, S. 32.
9) Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 31.
10) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 50.
11) Erziehung zu Lande, 1933, S. 119.
12) a. a. O., S. 82.
13) Bauernkultur, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. 23, 1925, S. 24.
14) a. a. O., S. 50.
15) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 130.
16) a. a. O., S. 82.
17) a. a. O., S. 82, 84.
18) Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer, Preußische Kirchenztg. V. Jg., Nr. 19, Sp. 292.
19) Relig. Volkskde., 1925, S. 148.
20) a. a. O., S. 82.
21) Maß und Ordnung, Hefte für Büchereiwesen, Bd. XII, Heft 2, 1928, S. 75.
22) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 271.
23) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 25.
24) Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1901, S. 238/239.
25) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 157.
26) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 271.
27) Was predigen wir den Landleuten?, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 432.
28) Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer, Preußische Kirchenztg., V. Jg., Nr. 19, 1909, Sp. 291.
29) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luther. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 493.
30) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 162.
31) Relig. Volkskde., 1925, S. 77.
32) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 155.
33) a. a. O., S. 431/432.
34) a. a. O., S. 71.
35) Predigten wider den Aberglauben der Landleute, 1784, S. 70.

36) a. a. O., S. 209.
37) a. a. O., Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 433.
38) Bilder aus der Mappe eines Dorfpfarrers, Das Land, Bd. II, 1894, S. 315.
39) Die Friesen, 1931, S. 148/49.
40) Gottesglaube und Christusglaube im Spiegel deutscher Mundarten, Archiv f. Religionswissensch., XXVII, H. 2, 1942, S. 231.
41) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 633.
42) a. a. O., S. 155.
43) Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evangel. Freiheit, Bd. XII, 1912, S. 62/63.
44) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangel. Kirchenkde., T. VII, 1919, S. 2—52.
45) a. a. O., S. 158.
46) a. a. O., S. 366/370.
47) a. a. O., S. 59/60.
48) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 60.
49) a. a. O., Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 532.
50) Sitte und Gemeinschaft, Studien zur bäuerlichen Lebensform, Diss. Würzburg 1938, S. 103.
51) Das Wesen der bäuerlichen Frömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. I, 1907 bis 1908, S. 497ff.
52) Relig. Volkskde., 1925, S. 77.
53) Der Glaube des deutschen Bauerntums, Bd. I, 1939, S. 290.
54) Bäuerliche Ethik in der schlesischen Volkssage, Diss. Breslau 1937.
55) Das Recht in den badischen Sagen, 1937.
56) a. a. O., S. 89.
57) a. a. O., S. 47ff., 51ff., 73, 79.
58) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1909, S. 276.
59) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theol. Ztschr., 22. Jg., 1905, S 36.
60) Bäuerlicher Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, Oberdeutsche Ztschr. f. Volkskde., 7 Jg., 1933, S. 22ff.
61) Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908, S. 40.
62) Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche, Die Christliche Welt, 27. Jg., Nr. 8, 1913, Sp. 177.
63) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 55.
64) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 160.
65) Sitte und Gemeinschaft, Studien zur bäuerlichen Lebensform, Diss. Würzburg 1938, S. 103
66) Zweites Buch, 11. Kapitel; Goethes Sämtl. Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. 20, S. 46.
67) Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, Goethes Sämtl. Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. XVI, S. 253.
68) Vgl. auch Goethes Gespräche mit Eckermann: Gespräch vom 6. VI. 1831.
69) Goethe und die bäuerliche Welt, 1941.

 70) Dtsch. Volkskde, 1898, S. 261.
71) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchkde., T. III, 1907, S. 211.
72) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 272.
73) a. a. O., S. 355, 370.
74) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 172.
75) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 247f.
76) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 531, 532.
77) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizerische Theol. Ztschr., 22. Jg., 1905, S. 37/38.
78) Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S. 94.
79) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangel. Kirchenkde., T. VII, 1919, S. 253.
80) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luther. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 429.
81) Relig. Volkskde., 1933, S. 27ff, 107.
82) Gottesglaube und Christusglaube im Spiegel deutscher Mundarten, Archiv f. Religionswissensch., Bd. XXXVII, 1942, S. 293, 309/310, 321, 323.
83) Grundzüge evangelischer Volksfrömmigkeit, Studien zur relig. Volkskde., H. 4, 1937, S. 27/28.
84) Deutsche Bauernfrömmigkeit, Forschungen z. Volkskde., H. 29, 1937, S. 11.
85) Religiöse Volkskunde, 1925, S. 40.
86) Pensées, 1886, S. 132.
87) Der Glaube der Nordmark, 1936, S. 60.
88) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 153, 154, 157.
89) Wandlungen im süddeutschen Bauerntum, Die Dorfkirche, Bd. XXVIII, 1935, S. 188.
90) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 355ff.
91) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 25.
92) a. a. O., Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 532.
93) Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S. 94/95.
94) a. a. O., S. 107.
95) Gottesglaube und Christusglaube im Spiegel deutscher Mundarten, a. a. O., S. 309/10.
96) Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl. 1941, S. 298f., 329f., 534.
97) Stadt und Land, Vortrag auf dem Evangel.-soz. Kongreß vom 12. April 1917; 1917, S. 3.
98) Deutsche Berufskde, 1930, S. 30.
99) P. G. Heims, Aus der Mappe eines Dorfpfarrers, Das Land, II Jg., 1894, S. 314/15.
100) Vgl. Heinrich Weinel, Paulus, 1915, S. 11.

101) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 393ff.
102) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 109.
103) a. a. O. S. 338.
104) a. a. O., Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 533.
105) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde. T. I, 1902, S. 363.
106) Dorfpredigten, Die Studierstube, VI. Jg., 11. H., 1908, S. 679.
107) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luth. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 493.
108) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 156.
109) Der Glaube der Nordmark, 1936, S. 82/83.

## IX. Das Verhältnis der bäuerlichen Sittlichkeit zu den Geboten des Christentums

1) Gemeinnütziges Magazin für Prediger, Bd. V, 1811.
2) Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Sämtl. Werke, hrsg. von Hunziker und Bloesch, Bd. II, 1921, S. 34, 339.
3) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 32.
4) Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer, Preußische Kirchenztg., V. Jg., 1909, Nr. 20, Sp. 306/07.
5) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen, Evangel. Kirchenkde., T. V, 1910, S. 351.
6) Gertrud Büttinghaus, Sitte u. Gemeinschaft, Studien zur bäuerlichen Lebensform, Diss. Würzburg 1938, S. 104.
7) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. VI, 1917, S. 542.
8) Von Beruf und Leben auf dem Lande, 1930, S. 125.
9) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 157.
10) Karl Hesselbacher, Neue Bahnen für die Dorfpredigt, Monatsschr. f. die kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 23.
11) Religion auf dem Lande, Die Dorfkirche, Bd. II, 1908/09, S. 357.
12) Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramtes, 1910, S. 30.
13) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 416.
14) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1917, S. 544.
15) Von einem ostfriesischen Landpfarrer: Ein Fragezeichen zur These vom alttestamentlichen Charakter bäuerlicher Frömmigkeit, Monatsschr. f. Pastoraltheologie, 15. Jg., 1918, S 46.
16) Der Glaube der Nordmark, 1936, S. 5.
17) a. a. O., S. 409—419.
18) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 89.
19) Vgl. auch die Aufzählung chinesischer bäuerlicher Werte und Unwerte bei D. Kulp, Country Life in South China, 1935, S. 314.
20) Pfarrleben in einem Vogelsbergdorfe (1881), Hess. Hausbücherei, Bd. VI, 1927, S. 16.

 21) Der Sternsteinhof, 1885, Reclamausgabe S. 70.
22) Bauernbub, 1937, S. 35—40.
23) Maß und Ordnung, Hefte für Büchereiwesen, Bd. XII, H. 2, 1928, S. 76.
24) Der bäuerliche Lebenskreis und seine Schule, 1933, S. 28.
25) Mir dean heirat'n: Eine Untersuchung über die bäuerliche Gattenwahl in Bayern südlich der Donau, 1940, S. 131.
26) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 472.
27) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangel. Kirchenkde., T. VII, 1919, S. 531.
28) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchenkde., T. III, 1907, S. 208.
29) a. a. O., S. 131 ff.
30) Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 468.
31) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Ztschr. f. prakt. Theol., Bd. IV, 1882, S. 150, 152, 163.
32) Über diese Beziehungen und ihre Einordnung in die Regeln einer bäuerlichen Sittlichkeit vgl. H. F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl., 1941, S. 500 ff.
33) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 27, 32, 38.
34) Die Psyche des Bauerntums, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. V, 1908/09, S. 467/468.
35) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1909, S. 275/276.
36) Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evangel. Freiheit, Bd. XII, 1912. S. 65.
37) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachen, Evangel. Kirchenkde., T. III, 1917, S. 542, 473.
38) Sämtl. Werke, hrsg. von B. R. Abeken, Bd. X, 1843, S. 253.
39) Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramts, 1910, S. 125.
40) Ein badisches Bauerndorf vor 50 Jahren und jetzt: Bevölkerung und Wirtschaftsleben, Diss. Berlin 1910, S. 25, S. 28 ff.
41) Relig. Volkskde., 1925, S. 101.
42) Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925, S. 14.
43) Das sittliche Empfinden und Leben des niederdeutschen Landvolkes einst und jetzt, Die Dorfkirche, Bd. XXI, 1928, S. 293—298.
44) Predigten wider den Aberglauben der Landleute, 1784, S. 119.
45) Praktische Theologie, 1929, S. 49, 50.
46) Pensées, 1886, S. 112

## X. Katholizismus und Protestantismus bäuerlicher Art

1) Relig. Volkskde., 1925, S. 24.
2) Vgl. L. Franz, Die Muttergöttin im Vorderen Orient und in Europa, Der Alte Orient, Bd. XXXV, H. 3, 1937.
3) Deutsches Naturerleben, 1935, S. 295.
4) Mein Himmelreich: Ein Glaubensbekenntnis (1. Aufl., 1900), 1916, S. 155 ff.
5) Oststeirisches Bauernleben, 1903, S. 254 ff.
6) Religion und ländliche Volksbildung, bei Kreuzberg, Die ländliche Volksbildung in ihrer zeitgemäßen Gestaltung, 1927, S. 172 ff.

7) Bauernbub, 1937, S. 192—246.
8) Die Erneuerung der Landschule, 1924, S. 52.
9) Von Beruf und Leben auf dem Lande, 1931, S. 100/101, 138/139.
10) Die Ernte, 1934, S. 20ff., 24, 34.
11) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S 313/14.
12) a. a. O., S. 325.
13) a. a. O., 1937, S. 207.
14) Volkskunde der Steiermark, 1926, S. 51ff.
15) Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben, 1936, S. 5.
16) a. a. O., S. 26ff., 52ff.
17) a. a. O., S. 250f.
18) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 355ff.
19) Reclamausgabe S. 90/91.
20) Vgl. Friedrich Heiler, Katholische Volksfrömmigkeit, Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. V, 1931, S. 1649ff.
21) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S 16.
22) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 262.
23) Was predigen wir den Landleuten?, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 428.
24) Neue Bahnen für die Dorfpredigt, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 32.
25) Der moderne Geistliche auf dem Lande, Evangel. Freiheit, Bd. X, 1910, S. 431.
26) a. a. O., S. 19.
27) Vgl. Constantin Große, Die alten Tröster, 1900, S. 335—370.
28) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. 591, 1900, S. 465ff., 530ff.
29) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 186.
30) Die Psyche des Bauerntums: Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde von einem kurhessischen Pfarrer, Monatsschrift für Pastoraltheologie, Bd. V, 1908/09, S. 460.
31) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchenkde., T. III, 1907, S. 204.
32) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. VI, 1917, S. 547.
33) Vgl. Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 118.
34) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 262/263.
35) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchenkde., T. III, S. 204.
36) a. a. O., S. 545.
37) a. a. O., S. 349.
38) Die Aufgaben der religiösen Volkskunde, Schweizer Theolog. Ztschr., 22. Jg., 1905, S. 36.
39) Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S. 92.

 40) a. a. O., S. 45.
41) a. a. O., S. 16.
42) Die Psyche des Bauerntums, ein Beitrag zur religiösen Volkskunde von einem kurhessischen Pfarrer, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. V, 1908/09, S. 465.
43) Wandlungen im süddeutschen Bauerntum, Die Dorfkirche, Bd. XXVIII, 1935, S. 188.
44) 2. Aufl., 1941, S. 65/66.
45) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 37.
46) Die Ideenwelt der kleinbäuerlichen Besitzer der Westeifel, Diss. Bonn 1925, S 11.
47) Haltung und Umgangsformen, bei L. v. Wiese, Das Dorf als soziales Gebilde, 1928, S. 35.
48) Beiträge zur christlichen Volkskunde, Evgl. Freiheit, VII. Jg., 1907, S. 472.
49) Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Bevölkerung, Hessische Bll. f. Volkskde., Bd. IV, 1905, S. 17.
50) Gottesglaube und Christusglaube im Spiegel deutscher Mundarten, Archiv f. Religionswissensch., Bd. XXVII, H. 2, 1942, S. 294.
51) Oststeirisches Bauernleben, 1903, S. 245, 259.
52) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 264/265.
53) Grundzüge evangelischer Volksfrömmigkeit, Studien zur relig. Volkskde., H. 4, 1937.
54) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1900, S. 468, 469, 472.
55) Das kirchliche Leben der evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden, Evangel. Kirchenkde., T. III, 1907, S. 217.
56) Der bäuerliche Lebens- und Sittenkreis im oberen und mittleren Feldatale, Diss. Köln 1935, S. 78.
57) a. a. O., S. 48/49.
58) Das Landkind, 1924, S. 43.
59) Bauernkultur, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. XXIII, 1924, S. 24.
60) Bauernfrömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. XIX, 1926, S. 295.
61) Prakt. Theolog., Bd. I, 1918, S. 155.
62) Wert und Grenze der verschiedenen Frömmigkeitstypen Ostfrieslands, Reformierte Kirchenztg., Bd. LXXIV, Nr. 15, 1924, S. 86/87.
63) Vgl. auch Steiger, Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 40ff., 60.

## XI. Bäuerliche Gruppen und Einzelmenschen mit bewußt christlichem Glaubensleben

1) Our Rural Heritage, 1925, S. 129.
2) Wert und Grenze der verschiedenen Frömmigkeitstypen Ostfrieslands, Reformierte Kirchenzeitung, Bd. LXXIV, Nr. 15, 1924, S. 87—89.
3) Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 34ff.

4) Bertil Lundman, Studier i den svenska Baptismens historiska 
Statistik och Geografi, Kyrkohistorisk Årsskrift 1937; Uppsala 1938, S. 251; derselbe, Sveriges Religiösa Geografi, 1942.

5) Elements of Rural Sociology, 1935, S. 410/11, 511/12.

6) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangel. Kirchenkde., T. VII, 1919, S. 254/55.

7) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 79.

8) J. F. Dietz, Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 51.

9) Our Rural Heritage, 1925, S. 151/152.

10) Vgl. auch Kurt Steiger, a. a. O., S. 48/49.

11) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 155.

12) a. a. O., S. 87, 89.

13) Grundzüge evangelischer Volksfrömmigkeit, Studien zur relig. Volkskde., H. 4, 1937, S. 32.

14) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 203, 266.

15) Ernst Rolffs, Evangelische Volksfrömmigkeit, Handbuch der deutschen Volkskunde, hrsg. von Peßler, Bd. I, 1934, S. 263, 265, 266.

16) Das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirche in Württemberg, Evangel. Kirchenkde., T. VII, 1919, S. 238, 255, 256.

17) a. a. O., S. 232 ff.

18) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 472.

19) Beiträge zur christlichen Volkskunde, Evang. Freiheit, VII. Jg., 1907, S. 472.

20) a. a. O., S. 32.

21) a. a. O., S. 266.

22) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 532.

23) Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche, Die Christliche Welt, XXVII. Jg., Nr. 8, 1913, Sp. 176.

24) Mecklenburgische Sprichwörter, Das Land, Bd. VI, 1897/98, S. 38.

25) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theolog. Ztschr., XXII. Jg., 1905, S. 40.

26) Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg, 1931.

27) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 172.

28) Der Glaube der Nordmark, 1936, S. 56.

29) Vgl. J. M. Williams, Our Rural Heritage, 1925, S. 137.

30) Urbanization: Its Effects on Government and Society, 1927, S. 516.

31) The Sociology of City Life, 1931, S. 39/40, 265/66.

32) The Urban Habit of Mind, American Journal of Sociology, Bd. XVII, II, 1912, S. 605.

33) Wirtschaft und Gesellschaft, Bd. I, 1925, S. 269/70.

34) Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde, Deutsche Vierteljahrsschrift, Bd. V, 1927, S. 754.

35) Vgl. 1. Mose, 11, 1—8; 1. Mose 18; 4. Mose 35, 14; Psalm 107, 4; Sprüche Salomos 7, 8—9.

36) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 148.

37) Persönliche Religion im Bauerntum, Evangel. Freiheit, Bd. X, 1910, S. 340.

 38) Vgl. H. F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl. 1941, S. 206f., 211f.
39) Bauernfrömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. XIX, 1926, S. 295.

## XII. Der bäuerliche Aberglaube im Verhältnis zum Kirchenglauben

1) Bauernbub, 1937, S. 72.
2) Predigten wider den Aberglauben der Landleute, 1784, S. 255—520.
3) Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 1910.
4) Der deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Christentum und im Unterschied von der Zauberei, 1910.
5) Psychologie des Volksglaubens, insbesondere der volkstümlichen Natur- und Heilkunde des Weichsellandes, Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 1930.
6) Haltung und Umgangsformen, bei L. v. Wiese, Das Dorf als soziales Gebilde, 1928, S. 55.
7) Religiöse Volkskunde, 1925.
8) Zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. I, 1907/08, S. 276.
9) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 49/50.
10) Noch einmal zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. I, 1907/08, S. 322ff.
11) Die Erneuerung der Landschule, 1924, S. 52.
12) Prakt. Theol., Bd. I, 1918, S. 155.
13) Das Landkind, 1924, S. 43/44.
14) Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche, Die Christliche Welt, XXVII. Jg., Nr. 8, 1913, Sp. 178.
15) Zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. I, 1907/08, S. 276.
16) Noch einmal zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. I, 1907/08, S. 322ff.
17) Wandlungen im Bauerntum der Westeifel, Rhein. Vierteljahrsbll., Bd. IV, 1934, S. 57ff.
18) Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Bauerntums in der Landschaft der mittleren Aller von etwa 1880 bis 1932; 1937, S. 132/133.
19) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 49.
20) Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit, 1941, S. 130.
21) Our Rural Heritage, 1925, S. 137/38.
22) Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges Dasein und Wirken Gottes?, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. II, 1903, S. 10/11.
23) Elements of Rural Sociology, 1935, S. 409.
24) a. a. O., S. 19—22
25) a. a. O., S. 59.
26) Was predigen wir den Landleuten?, Monatsschrift für die kirchliche Praxis, Bd. IV, 1904, S. 432/33.
27) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 12[illegible].

28) Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. I, 1901, S. 240.
29) Die Ideenwelt der kleinbäuerlichen Besitzer der Westeifel, Diss. Bonn 1925, S. 13.
30) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 185.
31) Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908, S. 24.
32) Religiöse Volkskunde, 1925, S. 80.
33) a. a. O., S. 185.
34) Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Landbevölkerung, Hessische Bll. f. Volkskunde, Bd. IV, 1905, S. 15.
35) Die Dorfkirche, Bd. IV, 1910/11, S. 18..
36) Zeitliches und Ewiges, 1940, S. 201.
37) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luth. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, S. 493.
38) Die Aufgabe der relig. Volkskde., Schweizer Theol. Ztschr., 22. Jg., 1905, S. 35.
39) Vgl. Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 473/474.
40) Das Gebet im Landvolke, Das Land, 8. Jg., 1899/1900, S. 34.
41) Religiöse Volkskunde, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. I, 1902, S. 28/29.
42) Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch, 1935, S. 65.
43) a. a. O., S. 13.
44) Wandlungen im Bauerntum der Westeifel, a. a. O., S. 53.
45) Relig. Volkskde., 1925, S. 24.
46) Bauernbub, 1937, S. 129.

## XIII. Die Stellung der Bauern zu Kirche und Geistlichkeit

1) Vgl. Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931, S. 89.
2) Der bäuerliche Lebenskreis und seine Schule, 1933, S. 31, 32.
3) Haltung und Umgangsformen, bei L. v. Wiese, Das Dorf als soziales Gebilde, 1928, S. 56.
4) Vgl. Emma Spröhnle, Die Psychologie der Bauern bei Ludwig Anzengruber, Diss. Tübingen 1930, S. 41/42.
5) Our Rural Heritage, 1925, S. 142.
6) a. a. O., S. 89.
7) J. M. Williams, Our Rural Heritage, 1925, S. 24.
8) Oststeirisches Bauernleben, 1903, S. 258.
9) The Rural Community, 1932, S. 366/67.
10) a. a. O. S., 378, 522, 525.
11) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 32, 133/34.
12) Elements of Rural Sociology, 1935, S. 515
13) Aus meinem Leben, Jugenderinnerungen, 1909, S. 31.
14) Der Glaube der Nordmark, 1936, S. 50.
15) Rural Sociology, 1929, S. 406ff.
16) Peter Rosegger: Sein Leben und seine Werke, 1913, S. 288.

 17) Relig. Volkskde., 1925, S. 60.
18) Deutsches Heimatglück: Ein Jugendleben auf dem Lande, 1927, S. 38.
19) Rural Sociology, 1933, S. 151.
20) Elements of Rural Sociology, 1935, S 907.
21) Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen, Bd. I, S. 155.
22) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 305.
23) Vgl. Alfred Eckert, Religion auf dem Lande, Die Dorfkirche, Bd. II, 1908/09, S. 393; Karl Themel, Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925, S. 16/17.
24) Our Rural Heritage, 1925, S. 145.
25) a. a. O., S. 133.
26) The Expansion of Rural Life, 1926, S. 241.
27) a. a. O., 1895, S. 287.
28) a. a. O., S. 229.
29) Dichtung und Wahrheit, Bd. II, 10. Buch, Cottasche Jubiläumsausgabe, S. 255.
30) Vgl. Helene Barthel, a. a. O., 1931, S. 129/30.
31) a. a. O., S. 289/90.
32) Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachriegszeit, 1925, S. 16.
33) a. a. O., S. 286.
34) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-lutherische Kirchenzeitung, Bd. LIX, 1926, S. 538.
35) a. a. O., 1925, S. 144—146.
36) Beiträge zur christlichen Volkskunde, IV: Aus Hessen, Evangel. Freiheit, Bd. VII, H. 12, 1907, S. 507.
37) Die weibliche Jugend auf dem Lande, 1931, S. 28.
38) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 528/29, 532ff.
39) Vgl. Helene Barthel, a. a. O., 1931, S 129.
40) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 10/11, 23/40
41) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luth. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 494.
42) Und wenn wir nur jemandes Gewissen wären, 1908, S. 182.
43) Dorfpredigten, Das Land, Bd. XIII, 1904/05, S. 51.
44) a. a. O., S. 494.
45) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 43.
46) a. a. O., 1895, S. 301/302.
47) Aus einer vergessenen Ecke, Bd. I, 1909, S. 123.
48) Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramts, 1910, S. 89.
49) Die moderne Dorfpredigt, 1914, S. 63.
50) Dorfpredigten, Das Land, Bd. XIII, 1904/05, S. 51.
51) Kirchenschlaf, Die Dorfkirche, Bd. II, 1908/09, S. 349, 350.
52) Was predigen wir den modernen Menschen?, T. II, 1906, S. 57/58.
53) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 273, 280.
54) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1902, S. 364.
55) a. a. O., S. 289, 335/36.
56) a. a. O., 1925, S. 133/34.

57) Maß und Ordnung, Hefte für Büchereiwesen, Bd. 12, H. 2, 1928, S 80.
58) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 78/79.
59) The Expansion of Rural Life, 1926, S 241.
60) Reclamausgabe S. 37/38.
61) a. a. O., S. 291.
62) Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, Monatsschr. f. kirchl. Praxis, Bd. IV, 1904, S. 141, 185.
63) Wert und Grenze der verschiedenen Frömmigkeitstypen Ostfrieslands, Reformierte Kirchenztg., Bd. LXXIV, Nr. 15, 1924, S. 90.
64) Vgl. Helene Barthel, a. a. O., 1931, S. 121.
65) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800, S. 471.
66) Der Kooperator, Reclam Nr. 3186, S. 86.
67) Was wird aus der Landjugend?, 1936, S. 17.
68) Ztschr. d. Vereins f. Volkskde., Jg. IX, 1899, S. 396ff.
69) Bauernbub, 1937, S. 238ff.
70) Der katholische Geistliche im Volksglauben, Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft f. Volkskde., Bd. XXX, 1929, S. 90ff.
71) Wandlung im Bauerntum der Westeifel, Rhein. Vierteljahrsbll., Bd. IV, 1934, S. 59.
72) Die Struktur männlicher Durchschnittsreligiosität, Diss. Tübingen 1930, S. 26.
73) Das Landvolk und seine Priester, Heimgarten, Bd. XXXII, S. 854.
74) Das Hofgüterwesen im Amtsbezirk Wolfach, 1870, S. 54/55.
75) Kategorische und persönliche Distanz, bei L. v. Wiese, Das Dorf als soziales Gebilde, 1928, S. 45.
76) Les Origines de la France Contemporaine, Bd. VI, 1894, S. 147.
77) Vgl. Hermann Werdermann, Die deutsche evangelische Pfarrfrau: Ihre Geschichte in drei Jahrhunderten, 1935.
78) a. a. O., S. 293.
79) Die drei Bevölkerungsstufen, 1889, S. 170
80) Deutsches Heimatglück: Ein Jugendleben auf dem Lande, 1927, S. 38.
81) Francis Galton, Hereditary Genius, 1869, S. 196, 275/76; Derselbe, English Men of Science, 1874, S. 72.

## XIV. Wandlungen des bäuerlichen Glaubens und der bäuerlichen Frömmigkeit neuester Zeit

1) Les Origines de la France Contemporaine, Bd. VI, 1894, S. 147ff., 151.
2) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 126.
3) Vgl. z. B. Die Psyche des Bauerntums: Von einem kurhessischen Pfarrer, Monatsschr. f. Pastoraltheol., Bd. V, 1908/09, S. 467.
4) Unser Landvolk und die Kirche, Die Grenzboten, Bd. LIX, 1, 1900, S. 538/39.
5) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreich Sachsen, Evangel. Kirchenkde., T. I, 1902, S. 364.
6) Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer, Preuß. Kirchenztg., V. Jg., Nr. 19, 1909, Sp. 289/90; H. Gallwitz, Die Dorfkirche, Bd. IV, 1910/11, S. 181.

186—190] 7) Führertum auf dem Lande, Das Evangelische Deutschland, Bd. II, 1925, S. 401.
8) Problems of Village Life, o. J., S. 123.
9) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 49.
10) Meine Gemeinde und ich, 1910, S. 28ff.
11) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 18.
12) Zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit, Die Dorfkirche, Bd. I, 1907/08, S. 276.
13) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 260/61.
14) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1909, S. 255.
15) Zur ländlichen religiösen Volkskunde, Evangel. Freiheit, Bd. XIII, 1913, S 92.
16) Wandlungen im süddeutschen Bauerntum, Die Dorfkirche, Bd. XXVIII 1935, S. 188.
17) Vom religiösen Brauchtum, Hochland, Bd. XXXIV, 1, 1936/37, S. 209.
18) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theol. Ztschr., 22. Jg., 1905, S. 42.
19) Hermann Beck, Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., T. IV., 1909, S. 261.
20) Glockenschläge aus meiner Dorfkirche: Religiöse Betrachtungen aus dem Bauernleben, 1924.
21) Rural Sociology, 1929, S. 180.
22) Die religiöse Lage auf dem Lande in der Nachkriegszeit, 1925, S. 20, 42.
23) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1931, S. 57.
24) Kraichgauer Bauerntum, 1933, S. 62ff.
25) Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl., 1941, S. 278ff., 287ff.
26) Maß und Ordnung, Hefte für Büchereiwesen, Bd. XII, H. 2, 1928, S. 92.
27) Die Ideenwelt der kleinbäuerlichen Besitzer der Westeifel, Diss. Bonn 1925, S. 11.
28) Our Rural Heritage, 1925, S. 134/35.
29) Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Evangel. Kirchenkde., T. IV, 1909, S. 276.
30) Ein badisches Bauerndorf vor 50 Jahren und jetzt: Bevölkerung und Wirtschaftsleben, Diss. Berlin 1910, S. 25.
31) Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Bauerntums im Gebiete der mittleren Aller von etwa 1880 bis 1932; 1937, S. 140/41.
32) Bei Tonnesen-Iversen, Die religiöse Erziehungsaufgabe im heutigen Bauerntum, Werkschriften der Berneuchener Konferenz, 1930, S. 21.
33) Des Volkes Denken und Reden, 1925, S. 100.
34) Ein Blick in die Entwicklung unserer bäuerlichen Familie, Die Dorfgemeinschaft, Bd. II, 1934, S. 115ff.; Derselbe, Deutsches Bauerntum zwischen gestern und morgen, 1940, S. 147ff.; Derselbe, Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit, 1941, S. 124f.

## XV. Die Frage nach der Christlichkeit des deutschen Bauerntums [183—200

1) Pensées, 1886, S. 139.

2) Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramts, 1910, S. 11.

3) Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor, 1895, S. 27, 30.

4) Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evangel. Freiheit, Bd. XII, 1912, S. 65.

5) Das Dorf als Erziehungsgemeinde, 1927, S. 51.

6) Religiöse Volkskunde, 1925, S. 99.

7) Über den Charakter des Landmannes in religiöser Hinsicht, 1800.

8) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, 1895, S. 5.

9) Dorfpfarrers Nöte, Die Dorfkirche, Bd. I, 1908, S. 32.

10) Die Frohbotschaft und unsere Glaubensverkündigung, 1936, S. 7.

11) Das evangelische Christentum und die bäuerliche Bevölkerung, Zeitschrift für praktische Theologie, Bd. IV, 1882, S. 163, 257.

12) Was ich von meinen Rebbauern lernte und was ich sie lehrte, Die Christliche Welt, Bd. XXIV, 1910, Sp. 1225.

13) Ein Fragezeichen zur These vom alttestamentlichen Charakter bäuerlicher Frömmigkeit, Monatsschrift für Pastoraltheologie, Jg. XV, 1918, S. 46; Derselbe (unter seinem Namen Ernst), Noch einmal: Die These vom alttestamentlichen Charakter bäuerlicher Frömmigkeit, Monatsschrift für Pastoraltheologie, Jg. XVI, 1919, S. 245.

14) Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Landbevölkerung, Hess. Bll. f. Volkskde., Bd. IV, 1905; S. 20ff.

15) Bauernreligion, Das Land, Bd. X, 1901/02, S. 389.

16) a. a. O., S. 101.

17) Die Aufgabe der religiösen Volkskunde, Schweizer Theolog. Zeitschr., Jg. XXII, 1905, S. 39.

18) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 156.

19) Bauernpsychologie und Seelsorge, Evangel.-luth. Kirchenztg., Bd. LIX, 1926, Sp. 469.

20) Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform.

21) Bäuerliche Lebensgesetze, dargestellt am Beispiel des aischtalbäuerlichen Lebenskreises, 1940, S. 149.

22) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen, Evangel. Kirchenkde., T. VI, 1917, S. 461.

23) Die religiöse Naturbetrachtung in der Dorfpredigt, Die Dorfkirche, Jg. VI, 1912/13, S. 198.

24) Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Sämtliche Werke, herausgegeb. von Hunziker und Bloesch, Bd. III, 1921, S. 160/161.

25) Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche in der Provinz Schlesien, Evangel. Kirchenkde., T. II, 1903, S. 272.

26) a. a. O., S. 30.

27) Der Glaube des deutschen Bauerntums, Bd. I, 1939, S. 342.

28) Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer, Preußische Kirchenztg., Jg. V, Nr. 19, Sp. 292.

 29) Gottesglaube und Christusglaube im Spiegel deutscher Mundarten, Archiv f. Religionswissenschaft, Bd. XXXVII, 1942, S. 273 ff.
30) Die evangelische Welt, Neue Evangel. Kirchenztg., Jg. 1859, S. 10.
31) Ein Beitrag zur Volkskunde des Rieses, Evangel. Freiheit, Bd. XII, 1912, S. 66.
32) Zur Kirchlichkeit des mitteldeutschen Bauernstandes, Monatsschrift für die kirchliche Praxis, Bd. I, 1901, S. 140.
33) Dorfpfarrers Nöte, Die Dorfkirche, Bd. I, 1908, S. 32.
34) Der bäuerliche Lebenskreis und seine Schule, 1933, S. 32.
35) Die bäuerliche Seele, 1935, S. 154.
36) Vgl. H. F. K. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930, S. 54 ff., 58 ff., 149 ff.
37) Vgl. Gressmann unter „Religion D: Palästina-Syrien, § 7" im Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. XI, 1927/28, S. 112 ff.
38) Die Psyche des Bauerntums, Monatsschrift für Pastoraltheologie, Bd. V, 1908/09, S. 466.
39) Midgards Untergang: Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten, 2. Aufl., 1935.
40) Hésiode et son Poème Moral, 1906, vor allem S. 50, 60/61, 62 ff., 71 ff., 73/74, 77 f., 84, 86 ff., 91 ff.
41) Griechische Religiosität von Homer bis Pindar und Äschylos, 1930, S. 47 ff.
42) The World of Hesiod, 1936, besonders S. 72 ff.
43) Vgl. H. F. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, 2. Aufl., 1941, S. 147, 280, 298, 361.
44) Vgl. Germanisierung des Christentums, Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl., Bd. II, 1928, Sp. 1069 ff.
45) Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben, 1934, S. 154.
46) Die Glaubenshaltung des bäuerlichen Menschen, Rasse, Bd. VIII, Heft 3, 1941, S. 92.